This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

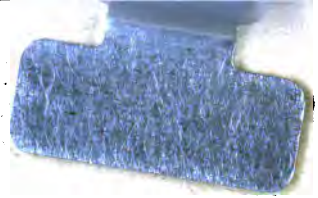
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

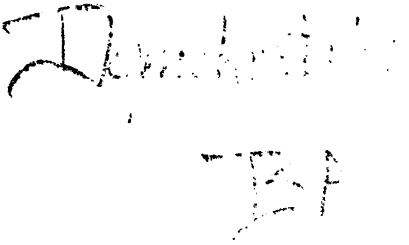
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08242417 1





BNF
R.F.

Demokratiſche

Studien.

1861.

Demokratische Studien.

1861.

Unter Mitwirkung

von

L. Bamberger, Moritz Hartmann, Friedrich Kapp,
F. Lassalle, H. B. Oppenheim, Arnold Ruge, W. Rüstow,
Ludwig Simon aus Trier u. A.

herausgegeben

von

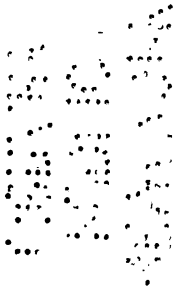
Ludwig Walesrode.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK

Hamburg
Otto Meißner.
1861.

Inhalt.

	Seite
Vorwort des Herausgebers	VII
Der preußische Constitutionalismus. Von Ludwig Simon	1
Ueber die Kunst, mit einer Verfassung zu regieren. Ein Vademecum für constitutionelle Minister und Solche, die es werden wollen. Von H. B. Oppenheim	35
Der asiatische Geist in seiner Herrschaft über Europa. Von Arnold Ruge	79
Die Brigade Miläno. Von W. Rüstow	93
Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen. Von Moritz Hartmann	137
Die Französelei am Rhein, wie sie kam, und wie sie ging (1790 bis heute). Von Ludwig Bamberger	217
Die Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten. Von Friedrich Kapp	285
Die beiden Welfen Ernst August und Georg V. und das Land Hannover. Von *****	313
Zur Geschichte eines kleinen Staates	425
Gotthold Ephraim Lessing. Von F. Lassalle	475
Vom enthüllten Polizeistaate und was daran hängt. Zwei offene Briefe an den Herrn Minister des Innern, Grafen Schwerin Excellenz ꝛc. Von einem Ostpreußen an der Elbe	507



Vorwort.

Der Herausgeber kann sich darauf beschränken, diese neue Folge der „demokratischen Studien“ mit wenigen aphoristischen Bemerkungen einzuleiten.

Der erste Band, aus dem Einverständnisse einander gesinnungsbefreundeter Autoren hervorgegangen, war eigentlich nur ein Experiment, ein Weckruf an die durch den Rückschlag des Jahres 1848 aus dem lebendigen Parteizusammenhang gerissenen Parteigenossen, wiederum an der gemeinsamen Arbeit des demokratischen Gedankens, gleichviel ob producirend ob empfangend, Theil zu nehmen und in solcher Theilnahme ihre Zusammengehörigkeit zu bekunden.

Der Weckruf ist gehört worden.

Das Erscheinen des gegenwärtigen Bandes ist kein Experiment mehr — es ist eine Nothwendigkeit.

Die Kritik forderte und erwartete eine Fortsetzung des begonnenen Unternehmens; mehr aber noch machte es die Aufnahme, welche der erste Band in der Partei gefunden — wenn anders das rasche Vergriffensein eines in star-

ker Auflage erschienenen und, seines bogenreichen Volumens wegen, mit hohem Ladenpreise notirten Buches kein falsches Kriterium für die Sympathie des Publicums ist — zur Pflicht, aus der Schöpfung eines glücklichen Einfalls ein Organ zu gestalten, das der Demokratie angehört und bleibt.

Brauche ich hinzuzufügen, mit welcher freudigen Bereitwilligkeit die Mitarbeiter und Mitbegründer der „demokratischen Studien" diese sie ehrende Pflicht einer weiteren gemeinsamen Wirksamkeit auf sich genommen? — Sie sind Alle, ohne Ausnahme, auch diejenigen, von denen der vorliegende Band keinen Beitrag enthält, dem Unternehmen treu geblieben, während neu hinzugetretene publicistische Kräfte die Liste der Mitarbeiter um Namen vermehrt haben, die sicher von unsern Lesern mit einem herzlichen „Willkommen!" begrüßt werden dürften.

Vielleicht werden aber auch unsere politischen Gegner es nicht verschmähen, auf diesem Sammelplatze demokratischer Kräfte und Sympathieen sich über Geist und Streben der Demokratie zu unterrichten. Denn unser Buch wird auch aus dem geheimsten demokratischen Gedanken kein Hehl machen. Es sei denn, daß unsere Gegner es vorziehen eine Demokratie ihrer Fiction zu bekämpfen, statt einer Demokratie, wie sie in Wahrheit ist. Wenigstens scheinen die officiellen Gegner der Demokratie, welche dieselbe durch physische Gewaltmittel zur Verheimlichung ihrer Grund- und Glaubenssätze zwingen oder zu zwingen versuchen, einen solchen Kampf für bequemer zu halten.

Einige Kritiker haben in dem vorjährigen Bande ein demokratisches Programm vermißt. Sie werden es auch in dem diesjährigen vergebens suchen. Für unser vorgesetztes Wirken ist jenes Princip, von dem die Demokratie unwandelbar ausgeht, und auf das sie unwandelbar zurückkommt: „Alles für das Volk und Alles durch das Volk," Programm genug. — Innerhalb dieses Princips bewegt sich die demokratische Ueberzeugung, keiner aufgenöthigten theoretischen Schablone, keiner erstarrten Doctrin sich unterwerfend, in voller subjectiver Freiheit, darum auch um so kräftiger dem Prinzipe dienend, welchem alle diese vielgestalteten Thätigkeiten als dem Endziele zustreben, in dem sie sich einig wiederfinden.

Ein Andres ist es, wenn die demokratische Partei in geordneter Masse auf dem politischen Schauplatze erscheint, um in voller Parteidisciplin ihre Betheiligung an einem concreten Acte des Staatslebens zu einer durchgreifenden, wo möglich siegreichen, zu gestalten. Dann ist ihr ein strictes politisches Programm nicht zu erlassen, und dann wird sie sich's nicht erlassen.

Aus demselben Gesichtspunkte dürfte auch der Vorwurf der redactionellen Planlosigkeit in der Aufnahme der in Form wie Inhalt heterogensten Artikel, den dieser oder jener Kritiker unserm Buche oder mir dem Herausgeber zu machen versucht wäre, abzuweisen sein. Denn so mannigfaltig das Mitgetheilte, so giebt doch jede Seite, jede Zeile dieses Buches Zeugniß, daß das Prinzip der Demokratie Allem und Jedem als Richtmaaß gedient habe. Und das ist

planmäßig genug. Einer methodischeren Anordnung und Sichtung hätte der Herausgeber den Reichthum des Inhalts opfern müssen. Die Leser werden ihm dafür dankbar sein können, daß er's nicht gethan.

Schließlich muß ich an dieser Stelle, wie in meinem Vorworte zum vorigen Jahrgange, mein Bedauern gegen einige meiner Mitarbeiter aussprechen, daß ich ihre mir bereits vor geraumer Zeit zugegangenen Artikel erst so spät der Oeffentlichkeit übergeben konnte. Besonders beklage ich es, daß die Skizze aus dem italienischen Feldzuge, welche mein verehrter Freund Wilhelm Rüstow, auf meine an ihn gerichtete Bitte, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit sofort, in seinem Hauptquartier Caserta, noch unter dem ganzen frischen Eindrucke des kriegerischen Lebens, das ihn umgab, gewissermaßen auf der Trommel für die demokratischen Studien schrieb, fast eine kleine horazische Quarantaine — die Jahre auf Monate reducirt — bis zum Erscheinen dieses Bandes durchmachen mußte. —

Die Erklärung, vielleicht auch die Entschuldigung dieses Uebelstandes liegt darin, daß die Herausgabe eines voluminösen Sammelwerkes, wegen der nicht von allen Seiten mit gleicher Raschheit eingehenden Mitarbeiten, ja wegen der Natur mancher Artikel, welche eine definitive Gestaltung schwebender politischer Fragen oft noch abwarten müssen, um zum Schluß zu kommen, gewöhnlich länger vertagt werden muß, als es vielen Mitarbeitern erwünscht ist und der Herausgeber sich vorgesetzt hat.

Es ließe sich dieser Uebelstand allerdings durch eine gemessene, etwa vierteljährliche Periodicität für die Zukunft beseitigen, und es hat auch einer meiner geehrten Mitarbeiter und Mitbegründer der demokratischen Studien schon seit lange diese Ansicht eifrig gegen mich geltend gemacht. Doch konnte ich mich bisher derselben nicht zustimmig erklären. Ich bin nämlich der Meinung, daß zwanglos erscheinende, gewissermaßen spontan aus der Zeit hervorgehende politische Schriften — ich spreche natürlich nicht von Zeitungen und was in dieses Bereich gehört — weit anregender wirken als solche, die an den unabänderlichen Gang der Gestirne geknüpft, in streng gemessenen Kalenderperioden erscheinen müssen. Die letzteren mögen immerhin ihre Gewohnheitsleser und einen Kreis bestimmter Abnehmer sich erwerben und erhalten. Aber die Gewohnheit stumpft leicht das rege Interesse ab und der geschlossene Abonnentenkreis ist nicht die Oeffentlichkeit, die wir suchen. Ich erinnere an die mächtige Wirkung der politischen Flugschrift. Und ist unser Buch nicht recht eigentlich ein Convolut politischer Flugschriften, wenn auch nicht im flüchtigen Sinne des Worts? — Etwas Andres ist es mit periodischen Schriften streng wissenschaftlichen Inhalts, die für Fachleser geschrieben sind, oder mit belletristischen, der Unterhaltung gewidmeten Erscheinungen, denen allerdings eine bequeme, ökonomische Periodicität zu Gute kommt. — Ich glaube auch nicht, daß eine zwanglose Fortsetzung der demokratischen Studien in Widerspruch mit dem tritt, was sie von nun ab sein sollen — ein Organ der Demokratie.

Es wäre mir aber wünschenswerth, wenn kritische Besprechungen des vorliegenden neuen Bandes auch diesen Umstand in Erwägung ziehen und mich eines Bessern belehren möchten, da es mir nicht daran liegt, Recht zu behalten, sondern im Interesse meiner Mitarbeiter und des Publicums das Richtige zu thun.

Hamburg im Juni 1861.

Ludwig Walesrode.

Der

preußiſche Conſtitutionalismus.

Von

Ludwig Simon.

I.

Die kluge Lehre von der Theilung der Gewalten ist eitel Theorie. In der Wirklichkeit stellt sich die Sache so: Entweder sitzt die letzte entscheidende Kraft in der Krone, oder sie sitzt im Volke und dessen Vertretung. Alles, was dazwischen fällt, ist bloßer Uebergangszustand, der mit Naturnothwendigkeit zu einem oder dem andern dieser Endpunkte hinführt.

In England, Holland, Belgien, Schweden und Norwegen sitzt die letzte entscheidende Kraft im Volke und dessen Vertretung. Durch nachdrückliche, oft blutige Volksanstrengungen wurde dies Ergebniß gewonnen und in weisen Einrichtungen befestigt. Die Volksvertretung besitzt nicht nur die theoretische Macht des Wortes, sondern sie beherrscht auch den praktischen Nerv der Dinge, Geld und Waffen, welche gegen ihren Willen nicht in Thätigkeit gesetzt werden können. Nicht nur neue Auflagen, sondern auch die bisherigen gewöhnlichen Steuern können ohne vorherige Bewilligung nicht erhoben werden, und kein Ministerium vermag sich gegen ein Mißtrauensvotum der Volksvertretung zu halten, es sei denn, daß das Volk selbst mittelst neuer Wahlen sich gegen seine früheren Vertreter auf Seiten des Ministeriums stelle. Derselben Autorität unterliegen mittelbar auch alle Beamten des Civil- und Militairstandes. Wenn ein Volk einmal seine Kraft und Reife durch Thaten nachdrücklich erhärtet

hat, und zwar nur um diesen Preis, verwandeln sich die Beamten von selbst aus übermüthigen Vormündern in pflichtschuldige Beauftragte. Der Fürst selbst ist alsdann nicht Mehr und nicht Weniger als der erbliche Vertreter der Kraft und Würde der Nation und der Vollstrecker ihres Willens. Seine hohe Stellung sichert ihm ohne Zweifel, selbst bei nur gewöhnlicher Begabung, einen erheblichen Einfluß auf den Lauf der Dinge. Aber die Mittel zur Durchführung seines Eigenwillens gegen den Willen der Nation sind ihm abgeschnitten. Selbst das absolute Veto mitsammt dem Rechte der Kammerauflösung, wenn ihm die Waffe der Steuerverweigerung wiederholt und ausdauernd entgegengesetzt wird, ist doch nur einem in einer Festung ohne Proviant belagerten Gegner vergleichbar. Der Staatsstreich aber kommt von selbst aus der Mode, wenn derselbe voraussichtlich zum Verlust der Krone oder gar auf den Richtplatz führt. Das ist der Inhalt des Constitutionalismus bei mündigen Völkern.

In Deutschland, insbesondere in Preußen, ist das Verhältniß ein ganz anderes. Da sitzt die letzte entscheidende Kraft unzweifelhaft in der Krone. Zwar enthält die preußische Verfassungs-Urkunde verschiedene, theoretisch verbürgte Rechte. Aber um dieselben in einem etwaigen Conflicte mit der Krone aufrecht zu erhalten und durchzusetzen, dazu fehlen rechtlich wie thatsächlich die Mittel. Zunächst besitzt das Haus der Abgeordneten nicht das Recht der Steuerverweigerung, wenigstens nicht hinsichtlich der bereits bestehenden Steuern, welche vielmehr auch ohne vorherige Bewilligung laut der Verfassung stets fort-erhoben werden können*). Das Gegentheil, meinen ängst-

*) Art. 109 der Verf.: „Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben und alle Bestimmungen der bestehenden Gesetzbücher, einzelnen Gesetze und Verordnungen, welche der gegenwärtigen Verfassung

liche Gemüther, wäre ja die helle Anarchie. Als ob diejenigen, welche ein arbeitendes Volk nach allen Richtungen des Lebens hin vertreten, nicht ein höheres Interesse daran hätten, daß keine Anarchie eintrete, denn ein einzelner wohlverproviantirter Fürst! Als ob man es ihnen nicht ruhig überlassen könnte, zu beurtheilen, wo und wann dieses Mittel in Anwendung zu bringen sei, was erfahrungsmäßig immer nur in dem äußersten Falle geschieht, wenn die weit gefährlichere Anarchie der absoluten Willkür von Oben einzubrechen droht! Doch bleiben wir bei unserem Thema. Der Regierung sind also die bereits bestehenden Steuern unter allen Umständen gesichert. Aber auch zur Beschaffung *außerordentlicher* Mittel ist sie durch den bekannten *Octroyirungs*-Artikel in Stand gesetzt, nach welchem sie in dringenden Fällen *einseitig von sich aus* Verordnungen mit *Gesetzeskraft* erlassen kann*). Auf diese Weise können vollendete Thatsachen in's Leben gesetzt werden, gegen welche nachhinkende Beredtsamkeit Nichts mehr vermag. Es ist also dem Absolutismus selbst innerhalb der Gränzen der Verfassung möglichst bequem gemacht. Sollte

---

nicht zuwiderlaufen, bleiben in Kraft, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden."

*) Art. 63 der Verf.: „Nur in dem Falle, wenn die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes es dringend erfordert, können, insofern die Kammern nicht versammelt sind, unter Verantwortlichkeit des gesammten Staatsministeriums, Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, mit Gesetzeskraft erlassen werden. Dieselben sind aber den Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritte zur Genehmigung vorzulegen." — Nach Art. 76 werden die Kammern regelmäßig im November jeden Jahres und außerdem, so oft es die Umstände erheischen, zusammenberufen. Es kann also ein *volles Jahr* verfließen, bevor die stattgehabten Octroyirungen zur Vorlage an die Volksvertretung gelangen.

er aber trotzdem einmal das Bedürfniß empfinden, dieſe Gränzen zu verlaſſen, und über die Verfaſſung ſelbſt geſpornten Stiefels hinwegzuſchreiten, ſo ſind auch dazu die erforderlichen Mittel zur Hand. Mit Hülfe der Reviſionskammer des Jahres 1849, der Erſtgeburt des Dreiklaſſenwahlgeſetzes, wurde die in den früheren Verfaſſungsentwürfen angeordnete Vereidigung des Heeres auf die Verfaſſung beſeitigt*). Man ſagt, es könne dem einzelnen Offiziere und Soldaten unmöglich geſtattet werden, bei jedem ihm ertheilten Befehle ſelbſt zu unterſuchen, ob derſelbe auch verfaſſungsgemäß ſei. Als ob dieſe Frage von irgend welcher praktiſchen Bedeutung wäre, außer in großen Kataſtrophen, wo die Volksvertretung ſelbſt mit einem klaren Ausſpruche vorangeht, deſſen unbeachtetes Ueberhören jedesmal nothwendig den Verfaſſungsumſturz zur Folge hat. Freilich wird die bloße Form des Eides wenig nützen, wenn nicht zugleich der Inhalt des bürgerlichen Verfaſſungslebens bis in die Armee hineingedrungen iſt. Und umgekehrt wird die Armee auch ohne förmliche Vereidigung kein blindes Werkzeug des Abſolutismus ſein, wenn der Geiſt der bürgerlichen Geſellſchaft in ihr lebt. Es gibt nun wohl keinen monarchiſchen Staat, in welchem die Armee weniger ſpezifiſch ſoldatiſchen Geiſtes wäre und der bürgerlichen Geſellſchaft verwandter bliebe, als in Preußen. Der Bürger und Bauer, welcher in die Armee tritt, ergreift ja damit nicht einen neuen Stand, er genügt nur ſeiner Dienſtpflicht, um nach 2 bis 3 Jahren wieder an ſein Gewerbe oder ſeinen Pflug zurückzukehren. Hieran vermag weder die Ausdehnung der Aushebung auf den Zuwachs der geſtiegenen Bevölkerung, noch ſelbſt die

*) Art. 108 der Verf.: „Eine Vereidigung des Heeres auf die Verfaſſung findet nicht Statt.“

Verlängerung der Reservepflicht Etwas zu ändern. Die Mehrausgehobenen sind eben immer die Söhne des Volkes, und der einberufene Reservist bringt im 7. oder 8. Jahre ebensowohl, ja noch mehr den Geist der bürgerlichen Gesellschaft, in der er gelebt hat, mit in die Armee, wie im 4. oder 5. Gefährlich für die bürgerliche Freiheit dagegen ist das Zurückdrängen des reiferen Alters und das vorzugsweise Heranziehen der unüberlegten Jugend, welche erfahrungsmäßig leicht am Befehlen und Herrenspielen Gefallen findet, und wäre es auch auf Kosten der eignen Aeltern und Verwandten. Am allergefährlichsten aber ist der exclusive Geist der Offiziercorps, unter deren Leitung und Befehl die junge Mannschaft gestellt wird, und in dieser Hinsicht ist in Preußen reichlich dafür vorgesorgt, daß der volksthümliche Charakter der Armee in den der Krone zusagenden Schranken gehalten werde. In Preußen sucht schon ohnehin der Adel in größerer Anzahl den Kriegsdienst als der Bürgerstand, worüber sich natürlich Niemand zu beklagen hat, da dies von dem freien Willen jedes Einzelnen abhängt. Darüber aber darf man billig Klage führen, daß trotz des Artikels 4 der Verfassung der Adel bei dem Avancement entschieden bevorzugt erscheint*). Schon bei der Beförderung von Cadetten zu Fähnrichen und der Letzteren zu Seconde-Lieutenants ist eine Bevorzugung des Adels ersichtlich. Ganz abnorm wird aber dies Verhältniß beim Aufsteigen vom Seconde-Lieutenant durch die verschiedenen Rangstufen hindurch bis zur Generalswürde. Eine genaue Zusammenstellung nach der Rang- und Quartierliste von 1853 und nach dem bei der Mobilmachung

*) Art. 4 der Verf.: „Standesvorrechte finden nicht Statt. Die öffentlichen Aemter sind unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen für alle dazu Befähigten gleich zugänglich."

von 1859 stattgefundenen Offizier-Avancement liefert folgendes Ergebniß:

1853	Seconde-Lieutenants	61%	Adeliche
	Stabsoffiziere	71%	„
	Generale	90%	„
1859	Seconde-Lieutenants	65%	„
	Stabsoffiziere	78%	„
	Generale	91%	„

Das ursprüngliche Procentverhältniß von Bürgerlichen und Adelichen in den niederen Chargen setzt sich also im Aufsteigen zu den höheren Chargen nicht fort, sondern schlägt in ein offenbares Zurücksetzen der Bürgerlichen gegen die Adelichen um. Nun könnte man glauben, die Adelichen bewiesen etwa mehr Befähigung zum Kriegsdienste. Dagegen aber spricht das ausnahmsweise Vorwiegen des bürgerlichen Elementes im Artillerie- und Ingenieur-Corps, d. i. grade in denjenigen Waffen, bei welchen am meisten auf Befähigung ankommt. Der Adel bekleidete in diesen Corps überhaupt nur 24% der Offiziersstellen nach der Rang- und Quartierliste von 1853 und 30% zufolge des Avancements von 1859. Und doch zeigt sich auch hier wieder ein unverhältnißmäßiges Wachsen der Adelsprocente in den höheren Chargen.

1853 finden wir unter den Secondelieutenants nur 26% Adeliche, dagegen unter den Obersten 35%; — 1859 nur 27% unter den Secondelieutenants, dagegen 60% unter den Obersten. Also selbst in diesen Waffen wieder eine entschiedene Bevorzugung des Adels beim Avancement, und zwar in gesteigertem Maßstabe seit der neuen Aera. Im Civilstaatsdienste begegnen wir derselben Erscheinung. Die Regierungsräthe und Abtheilungsdirectoren bilden bekanntlich die Unterstufe zu den Regierungspräsidenten und Oberpräsidenten. Nun zeigt uns das Jahr 1858 z. B.:

bei 23 % adelicher Regierungsräthe und 34 % adelicher Abtheilungsdirectoren — 78, sage achtundsiebenzig Procent adelicher Regierungs- und Oberpräsidenten, also eine Bevorzugung des Adels um mehr als 150 Procente. — Auch in dem durch seine directe Berührung mit den Localverhältnissen, besonders auf dem platten Lande so wichtigen Amte der Landräthe wiegt der Adel entschieden vor. Im Jahre 1858 hatte derselbe nicht weniger als 64 % sämmtlicher Landrathstellen inne. Diesemnach ist es wohl erlaubt, die preußische Verfassung einem Schifflein zu vergleichen, welches von den Wogen des Feudalismus bei heitrem Himmel getragen wird, aber beim ersten Sturme spurlos verschlungen und in der Tiefe begraben werden kann.

II.

Allerdings hat der König die Verfassung beschworen, und es mag, trotz der bittern Erfahrungen des preußischen und deutschen Volkes seit 1813 bis auf den heutigen Tag, gerne zugegeben werden, daß die Persönlichkeit des gegenwärtigen preußischen Monarchen keinen Grund zu der Annahme darbietet, sein Wort sei ihm nicht ebenso heilig, wie jedem anderen Ehrenmanne. Aber einmal darf die Garantie einer Verfassung nicht lediglich in der Person des Monarchen ruhen, welcher ja nicht unsterblich ist und minder würdige Nachfolger haben kann; vielmehr verdient nur diejenige Verfassung eine solide genannt zu werden, welche auf der ganzen Breite des thatsächlichen Staatsorganismus ruht. Sodann vergißt man zu leicht, daß die großen Conflicte sich zumeist aus entgegengesetzten Auffassungen übrigens unbestrittener Bestimmungen herleiten, wobei die Krone durch die Wärme des dynastischen Interesses sich leicht in ein Rechtsgefühl hineinverirren

kann, welches mit dem objectiven Gesetzesinhalte nicht im Einklange steht. In solchem Falle aber pflegt wenigstens für die Gegenwart diejenige Auslegung sich als die maßgebende zu erweisen, welcher die materielle Macht zur Seite steht.

Der selige Erzherzog Johann, unser ehemaliger Reichsverweser, dieser Urtypus fürstlicher Biederkeit, hatte auch das Gesetz über die provisorische Centralgewalt in der Paulskirche feierlich beschworen. Durch dieses Gesetz war die Errichtung des Verfassungswerkes von der Wirksamkeit der Centralgewalt ausdrücklich ausgeschlossen und dem Parlamente allein vorbehalten worden. Die Centralgewalt hatte nur für dessen Ausführung zu sorgen. Als nun im wunderschönen Monat Mai 1849 eine Deputation der Nationalversammlung sich in die Eschenheimer Gasse begab, um den Herrn Reichsverweser um die Ernennung eines Ministeriums zu bitten, welches die reichsverfassungsgetreuen Länder gegen Zwang und Unterdrückung in Schutz nehme, da hätte derselbe wohl antworten können, daß er als Habsburger keinen Beruf dazu empfinde, einem Hohenzollern zur deutschen Kaiserkrone zu verhelfen; er hätte vielleicht auch sagen können, daß er die ihm zu Gebote stehenden Executionsmittel nicht für ausreichend erachte, um unseren Wünschen zu willfahren. Kurz! er hätte von seinem Posten einfach und schlicht zurücktreten können. Aber das sagte, das that er nicht; vielmehr erwiederte er dem seligen Raveaux, welcher sich, aus alter Gemüthlichkeit von der Einholungsdeputation her, mit dem offenen Gesetzestexte in der Hand, etwas nahe an ihn herangemacht hatte: „Das sind Principien, Sie handeln nach Ihren, ich nach meinen, und ich werde ein Ministerium bilden, welches nach meiner Ansicht den Bedürfnissen der Zeit gemäß handeln wird.“ Bald darauf bekamen wir denn auch das

Ministerium Grävell, welches auf Antrag des Abgeordneten Welcker sofort „für eine Beleidigung der National-Repräsentation“ erklärt wurde, jedoch, unbeirrt durch dieses theoretische Urtheil, leise den Faden zu spinnen begann, welcher hernach stark genug wurde, um die Leiche des Bundestages wieder aus der Gruft emporzuheben, in die er nach scheinbarer Selbstentleibung versenkt worden war. Der selige Raveaux, welcher von dem Herrn Erzherzoge immer so gut gedacht und gesprochen hatte, konnte sich vor Erstaunen kaum erholen und damit war die Tyroler Idylle zu Ende.

Auch ist es ja noch gar nicht lange her, daß in Preußen selbst die Erfahrung gemacht wurde, bis zu welcher Bedeutungslosigkeit eine Verfassung herabsinken kann, welche in den Schooß ihr feindlicher Gewalten gebettet ist. Die heutige preußische Verfassung war so gut von dem verstorbenen Könige beschworen, als sie es heute ist. Und doch weiß Jedermann, daß dieselbe unter dem Ministerium Manteuffel durch verschrobene Auslegung und willkürliche Beamtenpraxis in ihren wesentlichsten Bestimmungen über die Freiheit der Presse, die Sicherheit der Person und die Gleichberechtigung der Religionsbekenntnisse jahrelang vollständig gelähmt war. Selbst die Kammer mußte diese Beeinträchtigung mit christlicher Demuth über sich ergehen lassen, wollte sie sich nicht der Gefahr aussetzen, „mobilisirt zu werden,“ wie die Junker sich damals in behaglicher Wachtstubenlaune auszudrücken pflegten.

Diese Beeinträchtigungen sind nun freilich seit der Regentschaft großentheils wieder beseitigt worden und zwar bei guter Zeit, aus innerem freien Antriebe, ohne ersichtlichen äußeren Zwang. Dies zeugt ohne Zweifel von wohlverstandenem Interesse und gesundem politischem Tact. Die Schlachten von Magenta und Solferino würden unter Manteuffel'schem Regimente gewiß ganz andere Geister in

Preußen geweckt haben, als diejenigen, welche gegenwärtig daselbst rege sind. Das Volk nahm die ihm gewährten Erleichterungen mit dankbarem Aufathmen, fast wie ein Gnadengeschenk entgegen. Ja es schien einen Augenblick, als ob nun weiter gar Nichts mehr zu wünschen übrig bleibe. Jedenfalls erachtete man es für unangemessen, weitergehende Wünsche in Gestalt von Forderungen zu äußern. Wenn ich einem Bettler einen Thaler schenke, so schickt sich's allerdings nicht, daß er mir zwei fordere. In dieser Lage befindet sich aber das Volk gottlob! doch nicht. Schon vor nahezu einem halben Jahrhundert waren dem deutschen und preußischen Volke Rechte und Freiheiten versprochen worden, die es noch heute kaum besitzt, obwohl es durch die unsäglichen Opfer, mittelst deren es die Throne seiner Fürsten wieder aufrichtete, wahrlich ein heiliges Recht auf die versprochenen Gegenleistungen erworben hatte. Als aber die Gefahr vorüber war, da hieß es, die Erfahrungen anderer Länder hätten bewiesen, wie gefährlich constitutionelle Verfassungen für das Volkswohl seien, desgleichen die Freiheit der Presse. Die gegebenen Versprechungen blieben fort und fort unerfüllt, ja noch kurz vor der Märzrevolution erfolgte in Preußen auf erneute Mahnung die kategorische Antwort, es dürfe sich niemals ein Stück Papier zwischen den Fürsten und den lieben Herrgott drängen! Darum handelte es sich nun freilich nicht, nicht um einen geschriebenen Pact zwischen dem Fürsten und dem lieben Herrgott. Ein solcher möchte der Unkörperlichkeit des einen Theiles willen etwas schwer zu vereinbaren sein. Vielmehr handelte es sich einfach um eine geschriebene Verfassung zwischen Fürst und Volk, wie alle civilisirten Völker des Erdballs sie gegenwärtig besitzen. So kam das Jahr 1848 heran und fand ein enttäuschtes, tief verstimmtes

Volk. Der franzöſiſche Februarſturm weckte die deutſche Märzrevolution, über deren eigentliche Kraft die Meinungen noch heute ſo verſchieden ſind. Die Einen behaupten, es habe nur eines ſtrammeren Militaircommando's bedurft, um den ganzen „Krawall“ gänzlich zu Boden zu ſchlagen. Andere ſind der Meinung, daß die rückſichtsloſe Anwendung der Gewalt mit dem gänzlichen Umſturze der Throne geendet haben würde. Es wäre unnütz, darüber heute noch zu ſtreiten. In dieſer Ungewißheit liegt das Geheimniß der heutigen Lage, der wahre Grund unſerer halben Zuſtände. Gewiß iſt nur, daß damals überall, auch in Preußen, die Krone es gerathen fand, nachzugeben. Gewiß iſt, daß ſchon die allererſten Zugeſtändniſſe Mehr enthielten, als wir heute beſitzen. Gewiß iſt, daß ſchon das am 6. April 1848 auf dem ordentlichen Wege der Geſetzgebung zu Stande gekommene Geſetz die Kautionsbeſtellung für die Herausgabe neuer Zeitungen, ebenſo den Ausnahme-Gerichtsſtand für Staatsverbrechen aufhob; dagegen vollſtändige Preßfreiheit, das Vereins- und Verſammlungsrecht, die Unabhängigkeit der ſtaatsbürgerlichen Rechte vom religiöſen Glaubensbekenntniſſe einführte; und endlich beſtimmte, „daß den künftigen Volksvertretern jedenfalls die Zuſtimmung zu allen Geſetzen, ſowie die Feſtſetzung des Staatshaushaltsetats und das Steuerbewilligungsrecht zuſtehen ſolle.“ Die Unterſcheidung und verſchiedenartige Behandlung von bereits beſtehenden Steuern und neuen Auflagen war damals noch nicht erfunden. Dieſes mit dem vereinigten Landtage ordnungsmäßig verabſchiedete Geſetz enthielt alſo ſchon mehr Rechte und Freiheiten als die ganze gegenwärtige preußiſche Verfaſſung, ſelbſt wenn ſie niemals eine Beeinträchtigung erlitten hätte. Sodann aber iſt weiter zu gedenken der Geſetze

über das allgemeine Wahlrecht für Berlin und Frankfurt, der aus ihnen rechtlich hervorgegangenen beiden Versammlungen, des Berliner Verfassungsentwurfs und der rechtsgültig beschlossenen und verkündeten deutschen Reichsverfassung, nebst den Grundrechten des deutschen Volkes. Alles dieses und vieles Andere wurde von der Reaction jählings wieder verschlungen; aber verdaut ist es noch nicht; und wohl bekommen wird es ihr auch nicht. Wenn man alle diese Verluste in ihrer ganzen Größe überblickt und überdenkt, so erscheint die durch die neue Aera bewirkte Wiederherstellung verschwindend klein, und es kann darin für das Volk wahrhaftig kein Grund entdeckt werden, in Dankbarkeit und Verehrung bis zu dem Grade zu versinken, um darüber das Gefühl eigenen Rechts und eigener Kraft gänzlich einzubüßen. Es ist wahr, die Engländer haben für ihre Königin eine große Verehrung und die Belgier baten im Jahre 1848 ihren König zu bleiben, als er gehen wollte. Aber zu dieser Art von Verehrung ist es in Preußen entschieden noch zu frühe. Die Engländer verehren ihre Königin, die Belgier ihren König, weil dieselben dem Volkswillen ungehindert seinen Lauf lassen; weil sie sich als dessen bloße Vollstrecker ansehen, ohne jemals, auf höhere Inspirationen gestützt, ihren Eigenwillen dem Volkswillen entgegenzusetzen; kurz, weil sie auf den Mysticismus von Gottes Gnaden gänzlich verzichtet haben. Da kann sich das Volksherz weit aufthun und schrankenlos hingeben. Aber an diesem Punkte halten wir in Preußen noch nicht. In Preußen sitzt, wenigstens äußerlich, die ganze Macht noch in der Krone, die von Gott stammt, und wenn diese Krone ja einmal die Verfassung und ihre eignen Pflichten anders auffassen sollte, als Ihr, so seid Ihr wahrhaftig nicht sicher, daß nicht eines schönen Morgens das grade Gegentheil Eures Willens geschehe. Einer solchen Krone gilt es viel

mehr durch männliche Haltung Achtung, als durch Unterwürfigkeit Beifall abzugewinnen. Haben wir doch während der neuen Aera den alten Nerv des absoluten Königthums durch alle constitutionelle Umhüllung hindurch bereits zweimal deutlich verspürt, und zwar grade in zwei Haupt- und Lebensfragen, von welchen eine jede für sich allein von der höchsten und weitreichendsten Bedeutung ist.

III.

Einmal in der Frage der neuen Armee-Organisation. Als in der Session des Jahres 1860 diese Frage zur Vorlage kam, ward kaum eine Stimme gegen die Ausdehnung der bisherigen Aushebung auf den eingetretenen Zuwachs der Bevölkerung laut. Aber in Volksvertretung, Presse und Land äußerte sich alsbald die große Mehrheit entschieden gegen die dreijährige Dienstpflicht, deren Beibehaltung man für militairisch unnöthig und bei dem größeren Präsenzstande für finanziell verderblich erachtete; — sodann auch gegen die Einreihung der jüngeren Jahrgänge der Landwehr unter die Befehle von Linienoffizieren, deren Anhänglichkeit an die bestehende Verfassung und deren volksthümliche Entwicklung man bezweifeln zu dürfen glaubte. Unter diesen Umständen zog das Ministerium die neuen Armeevorlagen zurück, und verlangte den außerordentlichen Credit von 9 Millionen Thalern nicht etwa zu deren Durchführung, sondern lediglich zur Aufrechterhaltung der provisorischen Kriegsbereitschaft, welche durch die bedrohliche Lage des Vaterlandes geboten sei. Die Presse erhob ihre warnende Stimme und sprach die Befürchtung aus, daß die 9 Millionen, wenn sie einmal bewilligt seien, von dem Kriegsminister dennoch zur Ausführung der von ihm als trefflich, von dem Lande aber als verderblich erachteten neuen Organisation verwendet

werden möchten. Umsonst! Die Kammer hatte nicht den Muth, der Regierung gegenüber einen sichern Standpunkt einzunehmen, sie berauschte sich an dem ihr durch Herrn v. Vincke kredenzten Becher des Vertrauens, und die 9 Millionen wurden bewilligt. Kaum waren aber die Herren Abgeordneten in die geliebte Heimath zurückgekehrt, als der Herr Kriegsminister mit Einführung der neuen Organisation thatsächlich voranschritt. Und ein Jahr darauf wird nun von Neuem beiläufig dieselbe Summe verlangt, welche somit allmählig ins Ordinarium überzugehen droht. Der Herr Kriegsminister ist nicht auf Rosen gebettet! Das ist schon wahr; denn er soll den Lieblingswunsch des Hofes gegen die bessere Ueberzeugung des Landes durchsetzen. Aber das Land ist doch noch viel übler dran. Denn es soll mit seinem Schweiße den Boden düngen, aus dem die Rittersporen emporsprossen!

Die zweite Frage betrifft die Haltung Preußens gegenüber dem sich einheitlich verjüngenden Italien. Da ist ein Land, das schönste von der Welt, die altehrwürdige Wiege von Kunst und Wissenschaft, welches seit Jahrhunderten unter dem dreifachen Fluche der Fremdherrschaft, des Despotismus und der Zersplitterung seufzt. Unsägliche Leiden, die es erduldet, haben seine Beharrlichkeit nicht gebrochen. Endlich gelingt's ihm, Dank der Hülfe eines mächtigen Nachbarn, Dank der Hingebung eines hochherzigen Königs, den alten Fluch nach und nach von sich abzuschütteln. Das ist ein König! Sein Stammbaum reicht soweit hinauf, wie der irgend eines europäischen Fürstenhauses. Aber höher als Stammbaum und Pergament achtet er den lebendigen Drang der Nation, die fruchtbare Idee seiner Zeit. Und er schwingt sich auf's Roß und reitet in die Schlacht und setzt Krone und Leben an die Wiedergeburt seines Vaterlandes. Und was nur Treffliches, Tüchtiges und Gesundes in der Nation lebt,

jauchzt ihm zu. Die Parteien vergessen ihren Hader und schaaren sich um einen König, in dessen Hand selbst ein Republikaner treuherzig einschlagen kann. Fallen aber müssen die übrigen Throne, welche sich bis zum letzten Augenblicke als Hinderniſſe der nationalen Einheit und Kraft, als Bollwerke volksfeindlicher Regierung und fremdherrlichen Einflusses bewährt haben. Was haben deren gekrönte Inhaber für sich anzurufen? — Das Verständniß der Bedürfnisse ihrer Zeit? — Die auf das Land ausgestreuten Wohlthaten? — Die Liebe ihrer Unterthanen? — Daß sich Gott erbarm'! Ueberall eine sie bis auf den letzten Augenblick anklagende Vergangenheit! Die eignen Unterthanen verlassen sie wie Gefangene den Kerkermeister, um sich an dem rings erwachten Frühling der nationalen Wiedergeburt zu erfrischen. Nichts spricht für sie als ihre Stammbäume, ihre Pergamente. Also das Trockenste, Leerste, Aermiste gegen das Jugendfrischste, Fruchtbarste, Reichste! Wem kann da die Wahl schwer werden?

Doch wir sind Deutsche. Es handelt sich für uns nicht bloß um eine Frage des Geschmacks, es handelt sich auch um unsere eignen Interessen. Es ist wahr, Frankreich hat die ganze Entwicklung entfesselt, Frankreich, mit dem wir leider auch unfreundliche Berührungspunkte haben. Gewiß darf man nicht darauf rechnen, daß Italien jemals das französische Blut vergessen werde, welches auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino für seine Sache geflossen ist. Das wäre nicht nur schwarzer Undank, das wäre auch schlechte Politik. Aber Italien wird auch nicht vergessen, was die Hülfe des Freundes ihm gekostet hat, Savoyen und Nizza, Nizza, den Garten Europa's, das Vaterland seines Garibaldi! Es wird nicht vergessen, daß die ursprüngliche Absicht des Freundes auf eine bloße Conföderation gerichtet war, ähnlich der des deutschen Bundes, dessen Vorbild

für Andere wahrhaftig nicht verlockend ist. Es wird nicht vergessen, daß der höhere Schwung der Nation zu kräftigerer Einheit nicht von dem Beifalle des Freundes begleitet war. Mit der Faust auf der Gurgel, wie in Gaeta und Rom, und wär' es auch eine Freundesfaust, athmet sich nicht leicht. Die französische Politik in Italien zielte von jeher darauf ab, den fremden Einfluß durch den eignen zu verdrängen, keineswegs aber ein einheitliches, kräftiges und deshalb unabhängiges Italien herzustellen, welches sich heute auf Frankreich gegen Deutschland, morgen auf Deutschland gegen Frankreich stützen könnte. Noch heute haben französische Staatsmänner gegen eine solche Entwicklung ihre großen Bedenken. Wenn man trotzdem vor derselben Schritt für Schritt zurückweicht, so kommt das daher, daß man sich in den Tuilerien auf die lebendigen Zeichen der Zeit versteht und nicht in Principien verrennt, um auch dann noch darauf zu beharren, wenn dieselben bereits leblos geworden sind. Durch ein gewaltthätiges Durchsetzen des eignen Standpunktes würde der französische Herrscher die allgemeinen Bedingungen seiner eignen Existenz gefährden und eine Rückbildung befördern, welche in ihrem Verlaufe den glücklich errungenen Einfluß Frankreichs nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa wieder in Frage stellen könnte. So wählt man denn von zwei Uebeln lieber das kleinere. Dies kleinere Uebel ist aber Deutschlands Vortheil, sobald nur einmal die Scheidewand gefallen ist, welche Deutsche und Italiener jetzt noch feindlich getrennt hält: die österreichische Gewaltherrschaft in Venedig. Ist dieses Hinderniß erst beseitigt, dann wird Italien gewiß den trefflichen Stützpunkt nicht verkennen, welchen ein befreundetes Deutschland ihm darbietet, um sich dem überwiegenden französischen Einflusse zu Gunsten eigner Selbstständigkeit zu entziehen. Alles Andere ist Nebensache. Italien mit seinem

Küstenreichthum braucht Triest nicht; für Deutschland aber ist Triest der einzige Fuß am adriatischen Meere. Deutschland braucht Triest und Triest braucht Deutschland. Das Princip der Nationalität spricht für keinen von beiden Theilen, da der Landstrich weder deutsch, noch italienisch, sondern slavisch ist. Bei Wälschtyrol handelt sich's für beide Theile um eine secundäre Gränz-, nicht um eine Kraft- und Lebensfrage. Bei Abtretung Venetiens ließe sich zwischen Deutschland und Italien sicherlich eine solide Friedensbasis gewinnen, durch welche künftigen Streitigkeiten wirksam vorgebeugt würde.

Soviel Spectakel deutsche offiziöse Organe auch von diesen Nebenpunkten machen, um die gegenseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien möglichst zu vergiften; so erschrecklich sie auch die Gefahren darstellen, welchen die 45 Millionen Deutschen ausgesetzt sein sollen, wenn die 25 Millionen Italiener nur erst eine Nation bilden, so ist doch das der wahre Grund ihres Mißbehagens nicht. Der wahre Grund ist vielmehr die Niederlage des Legitimitätsprincips in Italien. Die Coblenzer October-Depesche des Herrn v. Schleinitz an den Grafen Cavour gibt uns darüber die schätzbarsten Fingerzeige. In dieser Note findet sich Herr v. Schleinitz vermüßigt, dem Grafen Cavour einen Cursus über öffentliches Recht zu lesen. Wir sind ihm dafür zum aufrichtigsten Danke verpflichtet, wäre es auch nur um deswillen, weil er dadurch den entgegengesetzten Cursus Lord John Russell's nach Battel von der Höhe der englischen Regierung herab provocirt hat. Nie war eine Abfertigung gerechtfertigter. Wahrlich! es ist traurig genug, daß wir selbst nicht vom Flecke kommen. Aber auch anderen Leuten zumuthen, es ebenso zu machen, damit auch sie nicht vom Flecke kommen, das ist zu stark. Sämmtliche Beschuldigungen, welche Herr von Schlei-

nitz gegen Victor Emanuel vorbringt, passen ebensogut auf Friedrich den Großen, und wenn alle preußischen Staatsmänner von jeher ebenso talentvoll gedacht hätten, so stäcke die ganze preußische Herrlichkeit noch heute im Sande der Mark Brandenburg. Herr von Schleinitz betont hauptsächlich das Princip des Rechts, und lebt der Ueberzeugung, daß allein auf dem legalen Wege der Reform und unter Respectirung der bestehenden Rechte, es einer gesetzmäßigen Regierung gestattet sei, die gerechten Wünsche der Nationen zu befriedigen. Dagegen scheint es, daß man zum entgegengesetzten Zwecke, d. h. um die gerechten Wünsche der Nationen nicht zu befriedigen, den legalen Weg der Reform auch verlassen darf. Wenigstens schritt man bei der reactionären Rückbildung von den Märzerrungenschaften zu den heutigen Zuständen von Octroyirung zu Octroyirung, sprengte legal constituirte Versammlungen, stellte sich auf den Boden einseitiger Gewalt, zerriß Wahlgesetze, schaffte ab und führte ein, Alles nach eigenstem Gutdünken. Da hieß es: „Das öffentliche Wohl ist das höchste Gesetz, vor dem alle anderen Rücksichten weichen müssen!“ Wenn aber das öffentliche Wohl die Beseitigung einer schlechten Regierung erfordert, dann darf der Weg der legalen Reform nicht verlassen, dann müssen alle bestehenden Rechte respectirt werden. Dann setzt man Himmel und Erde in Bewegung, dann eilt man von Baden-Baden nach Teplitz und Warschau, um die Heiligkeit bestehender Rechte zu wahren. Und grade nach Warschau! Welche Ironie des Zufalls! Nach Warschau, der Hauptstadt jenes Reiches, welches durch das souveraine Belieben von drei Fürstenhäusern, gegen den Willen der mißhandelten Nation, allen bestehenden Rechten zum Hohne, dreimal zerrissen, zerfetzt und zertheilt wurde. Wenn sich dagegen ein Volk freiwillig, ja mit einstimmiger Begeisterung

an ein Fürstenhaus hingiebt, dann geschieht himmelschreiendes Unrecht, welches nicht geduldet werden darf! — Die italienischen Fürsten haben Jeder einen Fetzen Italien rechtmäßig von ihren Ahnen ererbt. Davor muß das Bedürfniß der Nation nach einheitlicher Kraft zurücktreten. Mögen diese Fürsten ein Jeder in seinem Fetzen Land schalten und walten, wie sie wollen, gleichviel! ihre Rechte müssen respectirt werden! — Aber das heißt denn doch die Grundsätze des Privatrechts auf das staatliche Gebiet etwas kühn übertragen. Eine Heerde Schaafe oder Ochsen, die ich gekauft oder ererbt habe, ist ohne Zweifel ein Object, worauf ich ein unbestreitbares Recht habe. Den Menschen aber hält man, außer in Sclavenstaaten, doch allgemein für ein Subject. Man kommt doch eigentlich nicht mit der Verpflichtung auf die Welt, grade von einer bestimmten Dynastie regiert zu werden, sondern mit dem Rechte, seine eignen Zwecke zu verfolgen und sich zum höchstmöglichen Grade leiblicher und moralischer Vollkommenheit zu entwickeln. Insoweit man dazu einer Regierung bedarf, kommt wahrhaftig viel Mehr darauf an, daß sie eine gute, als daß sie eine angestammte sei. Es sei gerne zugegeben, daß das Recht auf internationalem wie auf jedem anderen Gebiete die höchste und schönste Entwicklungsform menschlichen Lebens ist. Aber es ist doch nur eine Entwicklungsform, nicht das Leben selbst, und wenn sich Gesetz und Recht wie eine ew'ge Krankheit forterben, dann soll wahrlich der Inhalt nicht aus Respect vor der Form zu Grunde gehen.

Grade das ist der höchste Ruhm Victor Emanuel's vor Mit- und Nachwelt, daß er mit seiner lebensvollen Natur das Vorurtheil seines fürstlichen Standes durchbrochen hat. Er hat seinen Stammbaum in freier Berührung mit dem lebendigen Drange der Nation verjüngt und ihm dadurch

gewiß eine längere Dauer gesichert, als wenn er an der Solidarität aller fürstlichen Pergamente festgehalten und in der Wahrung der Rechte des Königs von Neapel die Wahrung seiner eignen Rechte erkannt hätte. Das hätte doch eigentlich mit anderen Worten nichts Anderes geheißen, als: „Auch ich und meine Nachkommen dürfen gelegentlich einmal schlecht regieren, und dann darf uns doch Niemand Etwas anhaben, weil wir von Gottes Gnaden sind.“ Eine volksthümliche, gute Regierung hat eine ganz andere Basis, als eine unvolksthümliche, schlechte, und der gesunde Menschenverstand kann durchaus keinen Grund dafür entdecken, daß die eine mit der anderen stehe und falle.

IV.

So lange nicht auch in Preußen das legitimistische Vorurtheil überwunden ist, kann dieser Staat weder in Deutschland noch in Europa seinen Beruf thatsächlich erfüllen.

Preußen, selbst wenn es sich in der freundlichsten Gestalt zeigt, hat leider in dem übrigen Deutschland Antipathieen genug zu überwinden. Tritt es aber gar in spezifischer Schroffheit auf, mit absolutistischem Vorbehalt in der Krone, mit wohlbestalltem Feudalismus in Armee, Verwaltung und Herrenhaus und mit dem kraftvermindernden Destillir-Apparat des Dreiklassenwahlgesetzes, so wird ihm das Herz des deutschen Volkes gewiß nicht entgegenschlagen. Um einen bloßen Herrenwechsel ist es ja doch Niemanden zu thun. Im Jahre 1849 nahm man den preußischen Erbkaiser als eine unerfreuliche Zugabe mit in den Kauf, welche durch die Grundrechte des deutschen Volkes, das allgemeine Wahlrecht, die Vereidigung der Beamten und Offiziere auf die Reichsverfassung und deren ganzen volksthümlichen In-

halt aufgewogen werde. Es ist ganz undenkbar, daß man heute den preußischen Erbkaiser als das einzige Gute an dem ganzen Werke der Nationalversammlung betrachten sollte, alles Uebrige aber als schädlichen Ballast. Wohl ist in Folge der gegenwärtigen Lage Europa's die Frage der Freiheit vor jener der Einheit etwas zurückgetreten. Vielen erscheint es minder problematisch, daß wir durch die Einheit zur Freiheit, als daß wir durch die Freiheit zur Einheit gelangen werden. Solche Ueberzeugung, wo sie redlich ist, verdient gewiß alle Achtung. Aber man vergesse doch ja nicht, daß es nicht in der Natur des Volkes liegt, um des Entfernten, Reflectirten willen, was erst mittelbar seine heilsamen Wirkungen äußern soll, das nächste Bedürfniß der lieben Gewohnheit und Eigenthümlichkeit zum Opfer zu bringen. Dem deutschen Volke wird dieser Prozeß um so schwerer, als man ihm zumuthet, wenigstens vorläufig auf die Gemeinschaft mit unseren österreichischen Brüdern zu verzichten. Man hält ihm das Beispiel Italiens entgegen, welches nicht so unweise gewesen sei, zu sagen: „Wir wollen keine Einheit, in welcher Venetien und Rom nicht gleich mit inbegriffen sind!“ — Aber die Lombarden, die Mittel- und Süd-Italiener hätten dies gewiß gesagt, wenn Victor Emanuel sich in Turin ruhig auf den Aesten seines Stammbaumes geschaukelt hätte, statt sich auf's Roß zu schwingen und für die Idee der Nation in die Schlacht zu reiten. Auch in Deutschland kann die nationale Wiedergeburt nicht vor sich gehen, solange nicht tiefere Kräfte geweckt, solange nicht Freiheitsgefühl und Bürgerstolz zur reinen Flamme der Begeisterung angefacht werden. Nur in diesem Feuer können die Hindernisse der Einheit zum Schmelzen kommen. Von solcher Temperatur sind wir aber leider noch weit entfernt. Tritt doch Preußen selbst in der churhessischen Frage mit wenig lockenden Vorbehalten auf. Eine neue Bundes-

execution gegen das für sein umgestürztes Verfassungsrecht kämpfende Volk will man zwar nicht dulden. Dagegen wurde schon ausdrücklich in Aussicht gestellt, daß aus der Verfassung von 1831 die sogenannten „bundeswidrigen“ Bestimmungen, insbesondere die Vereidigung der Armee auf die Verfassung, hinausrevidirt werden müßten. Das ist aber gerade die Achillesferse. Grade dieser Vereidigung war im Jahre 1850 der glänzende Sieg des churhessischen Volkes zu verdanken, welcher nur durch die von Außen eindringende Reaction wieder zu Boden geschlagen werden konnte. In Zukunft soll also die Armee nur dem Churfürsten gehorchen, selbst wenn er sie abermals gegen die beschworne Verfassung commandirte! Dann würde es wohl hinfort der Oesterreicher und Strafbaiern kaum wieder bedürfen. Es ist dann aber auch nicht abzusehen, wozu all' der patriotische Aufwand, und warum man nicht lieber gleich Alles bei'm Alten läßt. Soll die Assimilirung des übrigen Deutschlands auf solcher Basis vor sich gehen, ist das der Vorgeschmack der preußischen Hegemonie, so möchten die übrigen Deutschen sich wohl schwerlich beeilen, ihre Zustimmung dazu zu erklären.

Ebenso bedenklich erscheint der preußische Legitimismus im Hinblick auf die europäischen Verhältnisse. Ist es unmöglich, denselben im Innern zu überwinden, so wird derselbe natürlich bei günstiger Gelegenheit nach Außen zum Ausbruch kommen. Man braucht die Bedeutung der Annahme des von Vincke'schen Amendements durch das preußische Abgeordnetenhaus durchaus nicht zu verkleinern. Aber damit ist noch keineswegs gesagt, daß die preußische Regierung dasselbe auch als maßgebend für ihre Handlungsweise anerkennen werde. In der vorhergehenden Session hatte sich die Meinung des Abgeordnetenhauses ebenso unzweideutig gegen die neue Armee-Organisation ausgespro-

chen, so daß die Regierung es sogar rathsam fand, die darauf bezügliche Vorlage zurückzuziehen und sich die geforderten 9 Millionen Thaler angeblich bloß zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft bewilligen zu lassen. Und doch wurde, nachdem die Kammer sich kaum getrennt hatte, sofort mit Einführung der neuen Organisation der Anfang gemacht. Es ist daher nicht abzusehen, warum die Regierung nicht ebensogut bei günstiger Gelegenheit ihrer eignen bessern Einsicht über das Verhältniß Preußens zur italienischen Frage folgen sollte. Nach der Verfassung hat der König das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, ohne der Zustimmung der Volksvertretung zu bedürfen*). Die Armee hat nach der Verfassung nur dem Könige zu gehorchen, unbekümmert um die Ansichten der Kammern und des Landes. Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben. In dringenden Fällen können auch ohne Zustimmung der Kammern Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen werden, also auch Finanzverordnungen zu Beschaffung außerordentlicher Geldmittel. Es braucht also nur noch die gewissenhafte Ueberzeugung der Krone hinzuzutreten, daß das Bedürfniß der europäischen Ordnung ein Einschreiten gegen die revolutionäre Einheitsbewegung Italiens erfordere, um die Kraft des preußischen Staates in einem, dem Vincke'schen Amendement diametral entgegengesetzten Sinne zu verwenden, ohne dadurch die Verfassung im Mindesten zu verletzen. Ueber Jahresfrist, wenn die Kammern wieder zusammentreten,

*) Art. 48: „Der König hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, auch andere Verträge mit fremden Regierungen zu errichten. Letztere bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Zustimmung der Kammern, sofern es Handelsverträge sind, oder wenn dadurch dem Staate Lasten oder einzelnen Staatsbürgern Verpflichtungen auferlegt werden."

können Schlachten gewonnen und verloren, kann ganz Europa aus den Fugen sein.

Wer an einen Abschluß der österreichischen Staatsconfusion durch die aristokratisch-klerikale Reichsrathsschöpfung des Herrn v. Schmerling glaubt, scheint mir ein holder Schwärmer. Das italienische Uebel ist ohne die Abtretung Venetiens unheilbar, das ungarische wird täglich schwerer zu heilen, und selbst die übrigen Provinzen werden von Tag zu Tag tiefer in die allgemeine Bewegung hineingezogen. Wie kann man auch an eine aufrichtige Bekehrung der Regierung zu wahrhaft constitutionellen Grundsätzen glauben, so lange sie sich nicht entschließen kann, Venetien aufzugeben, welches nur durch den strammsten Militär-Despotismus festgehalten werden kann? Die habsburgische Legitimität hat den härtesten Strauß noch zu bestehen, ob heute oder morgen, ändert Nichts an der Sache. Nun hat es die europäische Legitimität schon Selbstüberwindung genug gekostet, den Dingen bis jetzt ihren Lauf zu lassen, unthätig zuzusehen, wie in Italien ihr eigenes Lebensprincip vor dem der Volkssouverainetät in den Staub sank. Von Baden über Teplitz nach Warschau zieht sich die deutliche Spur dieses Schmerzes. Preußische offiziöse Federn leihen ihm fortwährenden Ausdruck. Bisher lag er im lähmenden Bann dynastischer Rivalitäten. Aber Niemand kann dafür bürgen, daß, wenn die nächste entscheidende Krisis zum Ausbruche kommt, die legitimistische Coalition nicht endlich doch hervortreten werde. Gesetzt also, der Kampf um Venedig entbrennt, von der Erhebung der Ungarn begleitet, gesetzt die legitimistische Coalition erscheint auf dem Plane, die Russen gehen über den Pruth, die Baiern rücken in Tyrol, die Preußen in Böhmen und Ungarn ein, um Oesterreich den Arm zum Schlage gegen Italien frei zu machen; — dann gehen die Franzosen über

den Rhein. Nach Details wird ihr gesunder Sinn nicht Viel fragen. Genug, wenn sie die europäischen Brüder der Bourbonen, die Feinde von 1789 vorrücken sehen. Für Frankreich ist die Sache dann klar, für die legitimistische Coalition auch. Aber Niemand ist übler dran, als das deutsche Volk. Der Fremde betritt den geheiligten Boden des Vaterlandes, überschwemmt dessen schönste Provinz. Diese Provinz ist nicht nur ein Stück von unserem Leibe, mit Strom, Bergen, Rebenhügeln und Sagen, mit ihrer ganzen Geschichte ist sie der Stolz Deutschlands. Ihr Verlust wäre ein Stoß in's Herz des Germanismus, ein Brechen seiner Kraft. Das deutsche Volk soll sich also dem Eindringling wie ein Mann entgegenwerfen. Aber unter welcher Fahne? Unter der Fahne legitimistischer Reaction soll das deutsche Volk kämpfen gegen Volksherrlichkeit und Volksfreiheit, gegen Menschenwürde und Menschenstolz, gegen Alles, was ihm heilig ist, was es selbst mit Sehnsucht erstrebt? Es soll die Hand dazu bieten, daß nochmals, wie 1849, Italien erwürgt, Ungarn erdrosselt und dann Deutschland auf's Neue mit jener Reaction gesegnet werde, deren Eiter so eben erst aus den Wiener und Berliner Gerichtssälen hervorbrach? — Oder sollte der gute Michel wirklich glauben, daß die deutschen Landesväter, wenn die Volkskraft wieder in ganz Europa zu Boden geschmettert ist, ihn aus Dankbarkeit der Tutel entlassen und für großjährig erklären würden? — Deutschland hat sich in dem letzten Jahrzehnt stark mit Naturwissenschaften beschäftigt. An ihrer Hand wird ihm wohl auch das unerbittliche Gesetz der Kräfte etwas klarer geworden sein, als von 1812 bis 1815. Mit dem blinden Franzosenhaß, selbst mit dem gerechten Zorne gegen den Eindringling allein ist's nicht gethan. Es fragt sich auch, wenn der Kraftfactor Frankreich wegfiele, in welches Verhältniß sich dann die übrigen Kräfte

ſetzen würden? Frankreich genießt im Augenblick grade keines Uebermaßes von Freiheit. In Preußen, ja im größeren Theile von Deutſchland iſt die Preſſe freier als in Frankreich. Aber die Revolution von 1789 iſt der franzöſiſchen Geſellſchaft in Fleiſch und Blut übergegangen. Die Taufgnade iſt der Legitimität zu Gunſten eines ſelbſtbewußten Staatsbürgerthums vollſtändig abgewaſchen. Der Feudalismus iſt mit der Wurzel ausgerottet, aus Geſetz und Sitte. Der Soldat iſt beſcheiden im Frieden, tapfer im Kriege; der Ständehochmuth iſt im Bann der bürgerlichen Geſellſchaft; die bürgerliche Gleichheit iſt eine vollſtändige; es gibt keine Schranke für die Kraft des Einzelnen; ein Jeder kann in jeder Richtung das Höchſte erreichen, wozu ihn ſeine Kräfte befähigen; kurz, der lebendige Inhalt der bürgerlichen Geſellſchaft Frankreichs iſt dem der meiſten Staaten Europas um mehr als ein halbes Jahrhundert voran. Der augenblickliche Mangel freiheitſchützender Formen iſt freilich ſtets ein Uebel. Aber in Frankreich hat dieſer Mangel weniger zu bedeuten als anderwärts, weil das ſprudelnde Leben der Nation dem Despotismus doch niemals geſtattet, ſich behaglich einzurichten. An Stelle der mangelnden Verfaſſungsſchranke ſteht die ewige Schranke der Revolution. Das Gefühl ihrer Souverainetät iſt aus der franzöſiſchen Nation nicht mehr auszurotten. Während der größere Theil der deutſchen Preſſe trotz all ihrer Freiheit ſich kaum über den Standpunkt eines beſchränkten Unterthanenſtolzes erhebt, ſagen Pariſer Journale, ſelbſt ſolche, welche dem Hofe nahe ſtehen, ungeſtraft, daß der Pact der franzöſiſchen Nation mit dem jetzigen Kaiſer, ebenſogut wie die früheren Pacte mit anderen Herrſchern, bloß einer Ehe zu vergleichen ſei, welche wegen Unverträglichkeit der Sitten jeden Tag wieder aufgelöſt werden könne. Ein kaiſerlicher Prinz ge-

steht in offner Senatssitzung, der letzte französische Staatsstreich sei nicht legal gewesen. Er fügt hinzu: Ja wir sind Emporkömmlinge unter den Königen Europa's; aber wir sind stolz darauf, als solche die Principien von 1789 zu vertreten. — Der Herrscher einer solchen Nation kann natürlich nicht von mystisch umwölkter Anmaßung, sondern nur von greifbaren Thaten leben.

Frankreich war es, welches mit England vereint, im Krimkriege den russischen Alp von der europäischen Brust nahm. Habt Ihr's nicht am freiern Athmen verspürt? Frankreich hat die erste Bresche in den österreichischen Absolutismus geschossen, und dadurch nicht nur die nationale Wiedergeburt Italiens angebahnt, nicht nur den Ungarn das Joch erleichtert, sondern auch den ersten Anstoß zur österreichischen Verfassungsreform gegeben und sämmtlichen Deutschen, von der Donau bis zum Rheine, von der Isar bis zur Spree, die Saiten ihres heimischen Regimentes milder gestimmt. Dankbar braucht Ihr ihm dafür nicht zu sein. Denn Euch zu Liebe hat es das Alles nicht gethan. Aber fragen sollt Ihr Euch, welche Folgen nothwendig eintreten, welche Kräfte wieder emporsteigen, welche niedersinken müßten, wenn eines Tages die Kraft der französischen Nation gebrochen und aus der Rechnung gestrichen würde? — Oder setzen wir auch den Fall, daß der Kampf nicht ganz zum Austrage käme. Niemand wird die Möglichkeit bestreiten, daß Frankreich sich vorübergehend des linken Rheinufers bemächtige. In einem solchen Falle könnte natürlich Preußen nicht an Frieden denken. Dagegen böte grade das, durch Preußen an Frankreich verlorne linke Rheinufer ein treffliches Objekt dar zu Unterhandlungen für Oesterreich und Rußland, welche durch Anerkennung dieses Verlustes schätzbare Zugeständnisse Frankreichs in Italien und an der Donau erkaufen könnten. Auf diese Weise könnte man sich auf unsre Kosten mit Vortheil

aus eignen Verlegenheiten ziehen. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß Oesterreich deutsches Reichsland gegen außerdeutsche Vortheile Preis gäbe, und Rußland sinnt schon lange an etwas Aehnlichem, wozu nur die Kraft des Unternehmungsgeistes mangelt, welcher durch die Nothwendigkeit der Lage leicht entbunden werden würde. Dann bekäme Michel wieder einmal die Zeche allein zu bezahlen. Diese Gefahr liegt so verflucht nahe, daß nur die blindeste Leidenschaft sie übersehen kann.

Kurz! von welcher Seite man auch die Sache betrachten mag, ein Zusammenstoß Frankreichs und Deutschlands wäre eines der heillosesten Ereignisse, welche dem deutschen Volke widerfahren können. Frankreich wird den Krieg um den Rhein so leicht nicht eröffnen. So ohne Weiteres eines schönen Morgens an den Rhein zu gehen, fällt ihm nicht ein. Dazu ist man in den Tuilerien viel zu gescheidt. Man weiß, daß man dadurch Mehr als einen bloßen Cabinets-Krieg, daß man einen deutschen Volkskrieg heraufbeschwören würde, in welchem wir die Sympathieen aller Völker auf unsrer Seite hätten, denen an der Bewahrung der eignen Freiheit und Selbstständigkeit Etwas gelegen ist. Aber wenn die deutschen Fürsten sich in eine legitimistische Coalition verwickeln, wenn sie dadurch das deutsche Volksherz spalten und den Aufschwung der Volksbegeisterung lähmen, dann hat die verhängnißvolle Stunde geschlagen. Dies mit aller Kraft zu verhindern, ist die Aufgabe eines aufgeklärten Patriotismus. —

V.

Nachwort.

Obige Zeilen waren zum großen Theile bereits niedergeschrieben, als die sogenannte Amnestie erschien. Auch diese ist an der scharfen Ecke der Legitimität hängen geblieben und zum bloßen Gnadensetzen geworden. Die noch schwebenden Prozesse, wozu auch Contumacialurtheile gehören, sollen erst in Form Rechtens zu Ende geführt werden. Dann soll der Justizminister von Amtswegen den Nachlaß der erkannten Strafen auf dem Gnadenwege beantragen. Die durch militärgerichtliche Erkenntnisse Verurtheilten sind gänzlich ausgeschlossen, sofern sie nicht selbst ausdrücklich um Gnade flehen. Und das nennt Ihr eine Amnestie, und sagt noch gar, der König habe nach der Verfassung nicht anders gekonnt! Aber was gab es denn Einfacheres und Verfassungsgemäßeres, als bei den Kammern einen kurzen Gesetzesvorschlag einzubringen, des Inhaltes: „Alle wegen politischer Verbrechen und Vergehen erkannten Strafen und noch schwebenden Untersuchungen sind hiermit völlig niedergeschlagen.“ Wenn das Herrenhaus widersprach, desto besser, so schlug es damit einen neuen Nagel in seinen Sarg, und die Krone konnte nachher immer noch von ihrer Prärogative Gebrauch machen und zwar mit doppelter Wirkung auf das Volksherz.

Statt der Krone diesen einfachen Weg zu zeigen, haben die klugen Herrn Minister anders beliebt. Einmal wollte man kein Gesetz. Statt dessen sollte die Königliche Gnade leuchten, — doch nur über ein beschränktes Gebiet! Das thun auch die Straßenlaternen. Die Sonne aber thront hoch oben und leuchtet über Alle. Ihr

Strahl entlockt der Knospe die duftende Blüthe, der Larve den elenden Wurm. Was vermag ein elender Wurm gegen wahre Majestät! — Ihr wolltet das Herz des Volkes durch Großmuth gewinnen. Nun so mußtet Ihr auch untergeordnete Rücksichten zu opfern wissen. Es sei erlaubt, Kleines mit Großem zu vergleichen. Im Jahre 1796 hatte Bonaparte das belagerte Mantua nahezu durch Hunger zur Uebergabe gebracht, als Wurmser mit neuen Kräften anrückte. Hob er die Belagerung auf, so verproviantirte sich die Festung von Neuem und die mühsame Frucht langer Anstrengungen ging gänzlich verloren. Hob er sie nicht auf, so blieben seine Kräfte getheilt und der Erfolg gegen Wurmser war gefährdet. Da zeigte sich der wahrhaft überlegene Mensch, der in dem Streben nach dem großen Zwecke die schwächende Spaltung aus sich auszuscheiden weiß. Er hob die Belagerung auf, zog seine Kräfte zusammen und schlug Wurmser. Nachher fiel ihm Mantua doch zu. — Den großen Zweck wollen und nothwendige Opfer scheuen, geht nicht an. Das Gebiet der Großmuth und des Dankes verträgt juristische Unterscheidungen am allerwenigsten. Ganze Wirkungen erreicht man nur mit ganzen Maßregeln.

Noch liegt das Manteuffel'sche Regiment erst kurz hinter uns. Es hat das Volk tief, tief herabgebracht, entnervt. Der schaute nach Amt und Beförderung, der Andere nach seinem Gewerbe, nach Absatz von Kaffee und Zucker. Selbstgefühl und Bürgerstolz schwanden, das Höhere und Edlere im Menschen wich dem vulgären Interesse des Tages. Die Gesellschaft verfiel in eine Tonlosigkeit, aus der sie sich auch heute noch nur langsam und schwer erholt. Und da sollen die Wenigen, welche vor nun zwölf Jahren der Einheit und Freiheit des Vaterlandes, die heute wieder auf der Tagesordnung steht, ihre ganze Kraft und Existenz weihten, nachdem sie länger als ein Decennium in fremdem Lande muthig und

ehrenhaft ausgeharrt haben, nun endlich auch herbeischleichen und um Gnade flehen, den reinsten Aufschwung ihrer Seele wie ein Verbrechen verläugnend! Wahrlich es thut mehr Noth, daß Ihr an Energie gewinnt, als daß wir daran verlieren. Auch heute bekommt Ihr die Einheit und Freiheit des Vaterlandes nicht geschenkt. Durch Opfer will sie errungen sein, und wenn Ihr Euch nicht bald ermannt, so werdet Ihr in eine Sackgasse hineingerathen, aus der Ihr Euch hernach nur mit übermenschlichen Anstrengungen zu befreien vermögt.

Nach der Absetzung des Oberstaatsanwaltes Schwarck saßen wir hier in Paris mehrere Deutsche zusammen und sprachen über die Wirkung, welche diese Maßregel wohl hervorbringen werde. Ich kenne weder Herrn Schwarck, noch dessen Vergangenheit, noch dessen politische Ansichten. Aber der Mann kam zu Falle um eines großen Dienstes willen, den er dem Lande erwiesen. Ich äußerte die Meinung, das preußische Volk werde ihm die verlorne materielle Unabhängigkeit wiederzugeben und besser zu begründen wissen, als dies durch die Gehälter von einem Dutzend Oberstaatsanwälten zu geschehen vermöchte. Darauf entgegnete ein Deutscher, der kurz vorher im Vaterlande gewesen war: „Keine fünfhundert Thaler brächte man zusammen!“ Wenn Das wahr ist, wenn Ihr nicht einmal eines kleinen Geldopfers fähig seid für einen Mann, der Amt und Einkommen an die Verfechtung des gesetzlichen Schutzes der Person gegen polizeiliche Willkür gesetzt hat, — dann seid Ihr Gutsbesitzer, Kaufleute, Banquiers und wie Ihr nur Alle heißen mögt, die Ihr mehr einnehmt als Ihr braucht, dann seid Ihr Alle werth, jeden Augenblick willkürlich in's Loch gesteckt zu werden.

Paris im Monate März 1861.

Ueber die

Kunſt, mit einer Verfaſſung zu regieren.

Ein Vademecum

für

conſtitutionelle Miniſter und Solche, die es werden wollen.

Von

H. B. Oppenheim.

„Diejenigen, welche ſich allein darauf legen, den Löwen zu ſpielen, verſtehen es nicht.“ —

Machiavelli.

„Qui ne connaît l'empire, que les mots, les formules, les apparences commencent toujours par exercer? Des articles constitutionnels ,où ces droits soient proclamés, des corps institués pour les défendre, un sénat, un tribunat, des députés, des électeurs, des jurés, des juges dits inamovibles, l'appareil enfin d'un système représentatif frappe tous les regards, tranquillise les esprits et discrédite les premières alarmes du petit nombre de citoyens qu'il n'a pu séduire.“ —

Daunou, des garanties individuelles.

„Il n'est pas jusqu'aux gouvernements despotiques, dont le caractère propre est la concentration des pouvoirs publics dans une seule main, qui ne se croient obligés de sauver les apparences. Leurs menteuses constitutions proclament la division des pouvoirs aussi formellement, que les chartes les plus libérales. Les trois pouvoirs y figurent, seulement on sait que ce n'est que pour la forme. Le législatif n'y est pas moins, que l'éxécutif et l'administratif, l'instrument des volontés du maître.“ —

Vacherot, de la démocratie.

I.

Prolog.

Warum hat noch kein deutscher Professor eine Theorie des Schein-Constitutionalismus geschrieben? Das gäbe doch einmal ein wirklich „Praktisches Handbuch." Hofrath Z. in H., der rüstige Vertheidiger der Luxemburger und anderer Staatsstreiche, wäre ganz der Mann dafür. Wo ein Z. genügt, bedarf es selbstredend keines Machiavelli. Er hätte nur die deutsche und französische Geschichte der letzten dreißig Jahre mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen. Denn in der Doctrin, welche wir meinen, ist die Praxis in aller Stille der Theorie weit vorausgeeilt; sie macht noch immer selbstständige Fortschritte, welche die Theorie aus falscher Scham einzuregistriren zaudert. Der zukünftige Theoretiker des wirklich bestehenden „Staatsrechts" weiß es mir vielleicht Dank, wenn ich ihm hier aus meiner eigenen, unmittelbaren Beobachtung einen kleinen Beitrag liefere, der durch seine Unverfänglichkeit zu weiteren Studien auf diesem Gebiete ermuntern dürfte. —

Ich hatte einen Kameraden auf dem Gymnasium zu Frankfurt, der eines Bundestagsgesandten Sohn war. Unter dem Drucke pietistischer oder sonst bornirter Lehrer, die zum Theile aus gezähmten Burschenschäftlern der ersten Epoche bestanden, wurden wir durch die Kraft des Gegensatzes, und nicht minder durch den ansteckenden Geist der Zeit, zu einem sehr lebhaften politischen Interesse herange-

zogen. Wir spielten Tugendbund und Burschenschaft, trugen die schwer verpönten deutschen Farben unter dem Hemde, und die Söhne der Bundestagsgesandten, welche uns darin sogar mit gutem Beispiele vorangingen, wollten gerne alle Fürsten mediatisiren, wenn nur jeder dem seinigen hätte die Kaiserkrone retten können. Als die Juli-Revolution ausbrach, meinte mein Freund, die Franzosen fingen nun auch an, liberal zu werden. Bald darauf wurden die Zollhäuser vor den Frankfurter Wartthürmen, mit welchen der preußisch-deutsche Zollverein damals noch die freie Stadt einschloß, von entfesselten Pöbelhaufen demolirt, Herr von Rauschenplatt stürmte die sogenannte Konstablerwache, um die Bundesverfassung umzustürzen, — und die Reaction der Bildung drang, von diesen Schreckensbildern provozirt, bis in unsere engen Schul- und Studienräume, in denen so wenig Rechtes gelehrt ward. Doch mein Kamerad blieb treu, und hat noch etliche Jahre darnach in Göttingen, als das verfassungvernichtende Patent erschien und die sieben Ehrenmänner protestirten, mit uns Anderen die patriotischen Katzenmusiken und Comitate ausgebracht, bei Gelegenheit einer Studenten-Deputation von Gervinus einen Händedruck empfangen und in einer pro patria-Paukerei den adeligen „Longobarden," der auf sein Theil kam, wacker ausgeschmiert. Sein Vater, der in seiner Jugend auch einmal geschwärmt, freiwilliger Jäger gewesen, eine Neigungs-Heirath geschlossen und sich erst aus der Büreaukratie in die Diplomatie und zum Adelsdiplom hinaufgearbeitet hatte, machte nicht viel Lärmens über den ungerathenen Sohn. Er schien vielmehr die Sache fast in der Ordnung zu finden; wo mein Freund ein väterliches Donnerwetter nebst obligater Verkürzung seines „Wechsels" erwartet hatte, fand er — neben einer sehr überraschenden Erhöhung des letzteren — redselige Betrachtungen über Welt-

und Zeit, Ideal und Realität, über Zukunft und Praxis. Aber der Junge wurde in der Stille aus unserem Kreise entfernt, und fortan auf großstädtische Universitäten geschickt, mit guten Empfehlungen an elegante Familien in München und Berlin, und einer sehr weitgehenden väterlichen Toleranz für alle Gattungen fashionabler Liederlichkeit. „Jugend muß austoben!“ hieß es. So kamen wir auseinander, weit auseinander. Mein Jugendfreund hat später eine reiche, glänzende Heirath und eine sehr rasche Carrière gemacht. Ich bin ihm noch ein oder das andere Mal flüchtig begegnet. Es war immer der alte, gemüthliche, etwas weiche und charakterschwache Mensch, dem man nicht ernsthaft böse sein konnte. Er hat an einem berühmten Staatsstreichs- und Octroyirungs-Programm eines interessanten deutschen Bundesstaats zweiten Ranges einen hervorragenden Antheil genommen und mir darnach, bei unserem letzten Wiedersehn, die Erklärung gegeben, das Ganze sei nur aus einer berechtigten Nothwehr gegen das ausschreitende Gebahren der Geldaristokratie, des höheren Bürgerstandes hervorgegangen, und sie, die Gewaltsamen, hätten das eigentliche, das wahre, das naive Volk, den Bauernstand zumal, für sich gehabt. Der Rechts- und Verfassungs-Bruch belastete sein Gewissen nicht weiter; er hält sich noch heute für einen tugendhaften, ja, edlen Menschen und schläft im Bewußtsein seiner Würde als Mensch, Bürger und persönlicher Freund seines Monarchen auf einem, mit Millionen wattirten Kopfkissen allnächtlich den ruhigen Schlaf des Gerechten. —

Solcher Individuen bringt unser Staatsleben zu Hunderten hervor; dieser aber ist mir stets vor Augen geblieben als ein beobachtungswerthes Beispiel des leisen und fast unmerklichen Uebergangs vom Guten zum Bösen in dieser politischen Kategorie. Als er die Universität verließ, erhielt

er von seinem Vater einen Brief, den ich damals las und jetzt aus der Erinnerung reconstruire, einen Brief, der bezeichnend ist für das ganze Verhältniß und die darin spielenden Persönlichkeiten, für die ganze herkömmliche Praxis, für den unerschütterten Glauben an sich selbst und den unbefangenen, reuelosen Cynismus dieser Leute. Die Ereignisse der darauf folgenden Jahre haben mir den Brief manchmal wieder in das Gedächtniß zurückgerufen, und was ich etwa hinzufüge, ist späteren mündlichen Mittheilungen entnommen, so daß es der Treue des Total-Eindrucks keinen Eintrag thut. —

Hier ist der Brief. —

II.

Die Lehre.

Lieber Karl, Du hast nun Deine Studien beendet. Fünf Jahre lang habe ich Dich ungestört auf den Gefilden der Theorie weiden lassen. Deine Lehr- und Wander-Jahre sind vollendet. Das Leben hat, wie der Freimaurer-Orden, verschiedene Grade, deren jeder dem Eingeweihten einen neuen Horizont eröffnet. In der höhern Formel löst sich die vorhergehende auf. Der scheinbare Widerspruch darf Dich hierbei nicht abschrecken. Theorie und Praxis standen seit jeher in einem schiefen Verhältniß zu einander. Dir, mein Sohn, traue ich zu, daß Du nicht auf der niedern Stufe der juristischen *Theorie* stehen bleibst. Von dem entsetzlich Vielen, das Du in den Hörsälen gelernt hast, wirst Du nur das Wenigste *unmittelbar anwenden* können; das Meiste aber wird Dir *nützlich* sein, wenn Du es erst zu classificiren verstehst. Alles an seinem Platze und zu seiner Zeit! Es

giebt untergeordnete Geiſter, welche ſich ihr Lebenlang an dem Gängelbande der Theorie leiten laſſen, die niemals ahnen, was das eigentliche Geheimniß der politiſchen Praxis iſt. Die Jugend des Individuums, wie die der Menſchheit, muß die Schule des Ideals durchmachen, aber ohne darin allzulang zu verharren. Mit den Formeln, die Du bei Dahlmann, Welcker und den Andern gelernt haſt, kannſt Du den Schein des Rechts behaupten, der die Weſenheit der Macht bedingt; — eine andere Realität haben ſie nicht. — Mit den wichtigen Wahrheiten, die ich Dir jetzt entwickeln muß, hätte ich Deine illuſionsſüchtige Jugend gerne noch eine Weile verſchont, wenn nicht der Drang der Ereigniſſe eine politiſche Kriſis in unſerem Staatsleben beſchleunigte, in welcher Du Dich activ betheiligen mußt, willſt Du nicht Deine beſten Jahre in der demüthigenden Unthätigkeit und Dürftigkeit untergeordneter Amtsſtellungen vertrauern!

Deine Profeſſoren haben Dir geſagt, daß das conſtitutionelle Syſtem auf einer Gravitation der entgegenſtehenden politiſchen Gewichte beruhe: wenn der Fürſt überwiege, ſo ſchlüge der Conſtitutionalismus in den Abſolutismus um, überwiege aber die Volksvertretung, ſo werde der Staat republikaniſch. Der conſtitutionelle Staat müſſe aber ſtets dieſe beiden Extreme zu vermeiden wiſſen. — Nun frage ich Dich: Wie in aller Welt ſollen die beiden Wagſchaalen ſtets in der Schwebe gehalten werden? Die Kunſt lehren Deine Profeſſoren nicht. Zu einem ſolchen Meiſterſtück ſozialer Aequilibriſtik gehörte eine Balancirkunſt, für welche in der phyſiſchen Welt kein Analogon zu finden wäre, es ſei denn in den zwei völlig gleichen Heubündeln von völlig gleicher Qualität, auf völlig gleichen Seiten und mit völlig gleichen Anziehungskräften, zwiſchen denen Buridan's Eſel — verhungerte. Allerdings iſt die Phraſe vom conſtitutionellen Gleichgewicht bisweilen ganz gut in einem Ständeſaale zu gebrauchen, und ich

ſelbſt habe ſie einmal, einer Steuerverweigerungs-Velleität gegenüber, mit Glück angebracht. Weiter trägt ſie aber nicht. —

Das conſtitutionelle Syſtem hat andere Zwecke.

Es iſt in unſerer Zeit von höchſter Wichtigkeit, — für die Kultur der Menſchheit im Allgemeinen ſowohl, wie ſpeciell für die Intereſſen unſeres Standes, — daß das Prinzip der Autorität, gleich einer Religion, ſeine Prieſterkaſte und ſeine Jeſuiten habe.

Denn „aus den Stürmen der Zeit iſt eine Partei entſproſſen, deren Kühnheit, wenn auch nicht durch Entgegenkommen, ſo doch durch Nachgiebigkeit, bis zum Uebermuth geſteigert iſt. Jede Autorität anfeindend, weil ſie ſich ſelbſt zur Herrſchaft berufen wähnt, unterhält ſie mitten im allgemeinen politiſchen Frieden einen inneren Krieg, vergiftet den Geiſt und das Gemüth des Volks, verführt die Jugend, bethört ſelbſt das reifere Alter, trübt und verſtimmt alle öffentlichen und Privatverhältniſſe, ſtachelt mit voller Ueberlegung die Völker zu ſyſtematiſchem Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrſcher auf und predigt Zerſtörung und Vernichtung gegen Alles, was beſteht. Dieſe Partei iſt es, welche ſich der Formen der in Deutſchland eingeführten Verfaſſungen zu bemächtigen gewußt hat. Ob ſie dieſen, ſcheinbar geſetzlichen, langſamen und ſicheren Weg oder den des öffentlichen Aufruhrs einſchlage, immer verfolgt ſie den nämlichen Zweck. Planmäßig fortſchreitend, begnügte ſie ſich zuerſt damit, in den ſtändiſchen Kammern, den Regierungen gegenüber, die Oppoſition zu gewinnen. Allmälig ging ihr Streben weiter. Die gewonnene Stellung ſollte thunlichſt verſtärkt werden. Dann galt es, die Regierungsgewalt in möglichſt enge Gränzen einzuſchließen. Endlich ſollte die Staatsgewalt nicht länger in dem Staatsoberhaupte concentrirt bleiben, ſondern in die Omnipotenz der Kammern verpflanzt werden. Und in der That dürfen wir uns nicht ver-

hehlen, daß die Partei mit größerem oder geringerem Erfolge leider! ihren Zweck hier und da zu erreichen gewußt hat und daß, wenn nicht bald dem überfluthenden Strome dieſes Geiſtes ein hemmender und rettender Damm entgegengeſetzt und in dem mächtigen Entwickelungsgange der Fortſchritte dieſer Faction ein Abſchnitt gemacht wird, in Kurzem ſelbſt das Schattenbild einer monarchiſchen Gewalt in den Händen mancher Regenten zerfließen könnte." — —

So ſprach der große Metternich, ein Mann, der ſein Leben lang nur dieſen einen Gedanken verfolgte und darum zuletzt kaum mehr für einen zweiten in ſeinem Kopfe Raum behielt. So muß, nach guter Staatskunſt, der angreifende Theil von ſeinen Gegnern reden, wenn es ihm mehr auf den thatſächlichen Sieg ankommt, als auf den Schein des Sieges! Greife an, komme den gegneriſchen Angriffen zuvor, aber habe dabei ſtets das Ausſehen, Dich und Deinen Fürſten nur gegen ungemeſſene und höchſt ungerechte Forderungen zu vertheidigen! —

Ordnung und Autorität ſind im Grunde ganz verſchiedene Dinge. Wir müſſen ſie aber durch eine heilſame Begriffsverwirrung in den Vorſtellungen des Volkes mit einander verwechſeln, und, wie ein geſchickter Taſchenſpieler die verſchiedenen Kugeln des Becherſpiels, dieſe Begriffe ſo lange hin und her werfen, ſie ſo lange gegen einander austauſchen, daß auch der Scharfſichtigſte ſie am Ende nicht mehr unterſcheidet. Dann ergiebt es ſich von ſelbſt, daß Freiheit und Ordnung als abſolute und unvereinbare Gegenſätze erſcheinen.

Unter Umſtänden — Alles kommt ja in der Welt auf die beſonderen Umſtände an, — wäre ich einer weiſe beſchränkten politiſchen Freiheit nicht abgeneigt, wenn dieſelbe in unſeren freidenkeriſchen Zeiten als freie Bewilligung des Fürſten, gleichſam wie ein römiſch-rechtliches Precarium, auf Gnade

und Ungnade acceptirt werden könnte, wenn die parlamentarische und die Preß-Freiheit nicht alsbald dazu mißbraucht würde, uns Rechenschaft abzuverlangen, Staatsgeheimnisse zu durchstöbern, unsere durch Verjährung geheiligten Positionen zu erschüttern und das Regieren völlig unmöglich zu machen. Der ungeschminkte Absolutismus hat wohl auch seine großen Bedenken: er setzt das Fürstenthum zu sehr dem Volkshasse persönlich aus, er erschwert sogar in gefährlichen Zeitläuften die erhöhte Steuer-Erhebung, er concentrirt überhaupt die moralische und politische Verantwortlichkeit auf zu wenig Häuptern. Wie die Sachen jetzt stehen, wie die Gemüther nun einmal gestimmt sind, ist ein System, bei dem man ab- und zugeben kann, ein elastisches System, das den tieferen Grund der Verhältnisse doch unberührt läßt, bei weitem vorzuziehen. Die Monarchie allerdings ist und bleibt, wenn nicht der selbstständige Träger, jedenfalls der Mittelpunkt aller Autorität. Selbst die Kirche dreht sich heuer um dieses Centrum, will sie nicht von der Willkür der Sekten und dem unverständigen Fanatismus des gläubigen Pöbels aus ihrer Bahn gerissen werden. In den meisten Concordaten findet das Bedürfniß der Kirche, sich der Staatskräfte zum Schutz gegen das individuelle Denken zu bedienen, seinen Ausdruck und seine Anerkennung. Die Versuche des Feudal-Adels nun gar, sich die unabhängige Stellung zurückzuerobern, welche er in verschiedenen Momenten des Mittelalters innehatte, der Wahn, daß er sich dabei durch den Anprall gegen den Ministerialismus sogar mit einer gewissen Popularität umgeben könne, setzen eine gründliche Verkennung des Zeitgeistes und der modernen ökonomischen Grundlagen voraus, und sind darum gefährliche utopische Experimente, mit denen der Adel in der Regel nur denen dient, die er zu bekämpfen wähnt.

Wir dürfen demnach die fürstliche Autorität, deren

Stützen wir ſind und ſein müſſen, als den Angelpunkt des heutigen Staatslebens vorausſetzen. Es iſt ja überhaupt für einen Anfänger im Staatsdienſte nicht bedenklich, zuweilen royaliſtiſcher zu ſein, als der König. Jeder Widerſtand, der nicht auf allgemeinen, freiheitlichen Prinzipien beruht, wird leicht verziehen; ja, er gilt nachträglich oft für ein Zeichen beſonderer Charakterfeſtigkeit und empfiehlt ſeinen Mann für ſchwierige und gefährliche Poſten. Dann heißt es, dem Volke gegenüber: „Seht, wir ſtellen keinen Lakaien an die Spitze, ſondern einen Mann von Grundſätzen, der ſein Wort halten wird, einen Mann, der uns ſelbſt ſchon Widerſtand geleiſtet hat!“ — Ein junger Menſch ſoll ſogar mit einer Art von „Theorie“ auftreten; denn mit einer Theorie läßt ſich immer viel machen. Jede Theorie, heiße ſie nun conſervativ oder reactionär, feudal oder ſogar ultramontan, hat gewiſſe Seiten, welche ſich freiſinnig oder volksthümlich auslegen laſſen; jede Theorie bietet Handhaben, um gewiſſe Talente oder Namen für ſich zu gewinnen. Zum Beiſpiele: mit dem Feudalismus iſt gegen den ſogenannten nivellirenden Büreaukratismus Front zu machen, wie mit dem Ultramontanismus gegen die abſolute, „Alles verſchlingende“ Staatsgewalt, und wiederum ſind eine Reihe ſcheinbar conſtitutioneller Doctrinen für die büreaukratiſchen Formen und die miniſterielle Autorität in's Feld zu führen. Das Alles iſt im Grunde nur ein höchſt unbedenkliches Spiel mit Worten und Begriffen; die Hauptſache iſt, daß hinter dieſer ganzen, theoretiſchen Phantasmagorie ein Mann ſtehe, der genau weiß, was er will und was er erreichen kann! — Wie fadenſcheinig auch die Rechtsformel ſei, auf welche Du Dich ſtützeſt, ſie iſt immer ſtark genug, daran Deine Fähigkeiten und einen politiſchen Charakter zu entwickeln. — —

Wären die hohen Ziele auf gradem Wege zu erreichen,

so würde ich Dir alle diese Eröffnungen einzig zu dem Zwecke machen, Dich vor den Anderen zu warnen; da aber die Politik nun einmal nur mit scharfsinniger Berechnung zu betreiben ist und die Welt vorzugsweise auf diesem Gebiete getäuscht *sein will*, da überdies die Praxis, wie gesagt, immerwährend in einem schiefen Verhältniß zur Theorie steht und stehen muß, so bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Dame Theorie — mit einer gewissen Galanterie zu behandeln. Hier gilt im strengsten Sinne, was Larochefoucauld von der Heuchelei sagt, daß sie nämlich eine Huldigung an die Tugend sei. So liegt auch in der theoretisirenden Fechtkunst, die ich Dir empfehle, eine Art von Huldigung an die Herrschaft der Idee, die den Gegner entwaffnet oder doch milder stimmt. Dies ist aber noch lange nicht der größte Vortheil einer befestigten Position, in welcher wir gerüstet dastehen und den schlechter oder gar nicht gerüsteten Gegner mit zähen Discussionen hinhalten, auf die er mit dialektischer Sammlung antworten muß, denen er durch Ueberzeugung und Beweis zu begegnen glaubt. Darüber versäumt er fast jedesmal die nöthige Zeit zu *praktischen* Vertheidigungsanstalten.

In dieser Beziehung ist auch aus Macchiavelli viel zu lernen, dessen Lehren übrigens im Allgemeinen nur mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Zwar wird er, wie alle classischen Autoren mehr gelobt, als gelesen, und mehr gelesen, als verstanden, so daß man immer noch in ihm schöpfen kann, wie in einem unberührten Bergwerke, allein er schrieb, obgleich für *kleinstaatliche* Staatsmänner, doch mehr für Fürsten, als für Minister, und er kannte die Situationen nicht, welche der moderne Constitutionalismus und eine erblich constituirte Beamten-Aristokratie hervorbringen. —

Du siehst, ich bin kein Feind der Theorie, aber ich wünsche eine *geschickte* Anwendung derselben. Nur ganz

unfähige Menſchen werfen ſich rückſichtslos auf den blinden Gehorſam (nach Oben) oder die unverhüllte Gewalt (nach Unten), ohne ſich einen Rückzug offen zu halten. Dieſe ſtellen ſich eben dadurch das Zeugniß untergeordneter Befähigung aus. Du wirſt nur dann den richtigen Platz für Dich finden und behaupten, wenn Du die allgemeinen Bedürfniſſe des Staatslebens richtig verſtanden und gewürdigt haſt, wenn Du ſelbſt da, wo Du zu dienen ſcheinſt, Deinem eigenen Programm folgſt. Détailmenſchen füllen ſich den Kopf mit Spezialkenntniſſen; um das Détail wirklich zu beherrſchen, darf man nicht zu tief darin eindringen wollen. —

Doch davon ſpäter oder ein ander Mal! Ich merke, daß ich anticipire. Die Fülle des Stoffes, das Intereſſe am Gegenſtande reißt mich hin. Ich will lieber verſuchen, geordnet zu verfahren und methodiſch ſein, wie ein deutſcher Profeſſor. —

Bekanntlich ſind ariſtokratiſche Verfaſſungen die zäheſten und dauerhafteſten; und mit Recht werden die Fürſten, welche den Adel aufrieben, als große, aber unbeſonnene Revolutionäre bezeichnet. Wie nun aber gegenwärtig die Sachen einmal ſtehen, läßt ſich mit den paar Adelsreſten, mit den heruntergekommenen Geſchlechtern, die ſich, bei großen Prätenſionen, geringen Mitteln und ſchlechter Erziehung, kümmerlich von den Broſamen nähren, welche vom Tiſche der Büreaukratie abfallen, nichts Weſentliches mehr conſtruiren oder conſerviren. „Für einen Todten bin ich nicht zu Haus!“ — Es läßt ſich ja überhaupt in der Politik Nichts von vorne aufbauen, nur das Beſtehende muß benutzt, verwendet, ausgelegt werden. — Die wahre Ariſtokratie in unſeren Staaten iſt der höhere Beamtenſtand; die darin herrſchenden Familien haben längſt angefangen, wie einſt die Großwürdenträger der Karolingiſchen Monarchie, die

Aemter in ihrem Kreiſe erblich zu machen. Einer meiner alten Collegen in X pflegte von jedem jungen Manne, der etwas raſcher, als gewöhnlich, Carrière machte, nur zu fragen: „Mit wem iſt er verwandt?“ — Was wäre dagegen einzuwenden! Dieſer Kreis herrſcht um ſo ſicherer, je weniger er zu herrſchen ſcheint, und kann darum, ſowie aus anderen Urſachen, nur herrſchen unter dem Aushängeſchilde der Monarchie. Das unterſcheidet uns von den eigentlichen Ariſtokratieen, daß wir den Fürſten und das Fürſtenthum nicht bei der Conſolidirung unſerer Machtſtellung entbehren können; allein dieſer ſcheinbare Mangel bietet auch koſtbare Vortheile. Durch ihn kommt Haltung und Disciplin in die Kaſte, und mit der Ungreifbarkeit auch die Unverantwortlichkeit, welche das conſtitutionelle Problem der Unverletzlichkeit eigentlich an uns verwirklicht. Verſtecken wir nur immer hinter dem Throne die Dräthe, an welchen die Marionetten tanzen! Man kann den Thron umwerfen, aber nicht unſere unſichtbaren Verſchanzungen. — Ein ähnliches Verhältniß zeigte ſich im früheſten Mittelalter unter den rois fainéants im Weſten, unter den müſſigen Sultanen im Oſten, aber die Majores domus, die Chalifen, oder wie die damaligen Beamtenſpitzen ſonſt hießen, wußten nicht, daß Schein und Realität in einem feſten Staatsweſen ewig getrennt bleiben müſſen, ſie ſtrebten, mit dem Ungeſtüm jener barbariſchen Zeiten, auch nach dem äußeren Glanz der Krone, die Perſonen ſtiegen empor, der Stand ging unter, und der Staat zerfiel! — Der König bedarf unſer, aber wir können auch ihn nicht entbehren: er führt unſere Truppen, er ſchlägt unſere Schlachten! — Emanzipirt er ſich von uns, ſo herrſcht die kraſſeſte perſönliche Willkür und ein fortwährendes Wechſeln der Regierungsſyſteme, je nach individuellen Launen und Popularitätsſucht. —

Schaue nach Rußland! der Czar repräſentirt, ſeinen Unterthanen gegenüber — und nicht blos ſeinen Unterthanen — die göttliche Allmacht auf Erden, aber er vermag Nichts gegen ſeine Büreaukratie. Die Kaiſer hätten längſt die Bauern emanzipirt, wenn es die hohen Tſchin's erlaubten; aber ſie mögen nur immer decretiren und proclamiren, ſie ſcheitern nothwendig an den allmächtigen Thatſachen; und ſelbſt das feierlich proclamirte Geſetz würde ihnen dabei Nichts helfen! Nicht einmal populär machen darf ſich ein Czar ohne die Erlaubniß ſeiner Mandarine. Hierin liegt das eigentliche Geheimniß des Abſolutismus, denn einen wirklich abſoluten Fürſten gab es niemals und kann es gar nicht geben. Ein Autokrat iſt das ohnmächtigſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden, wenn er nicht zufällig ein Genie ſonder Gleichen iſt! — — —

Glaube nicht, lieber Sohn, daß es mit dem conſtitutionellen Syſtem ſchwerer ſei zu herrſchen, als unter dem Abſolutismus. Im Gegentheil! Nichts iſt leichter, als die Verfaſſungsformen dem höheren Zwecke der Stabilität dienſtbar zu machen. Ich bin ein aufrichtiger Conſtitutioneller, denn ich halte das ganze Verfaſſungsweſen, wenn es nur weiſe und vorſichtig manipulirt wird, im höchſten Grade für nützlich und vortheilhaft. —

Zunächſt iſt eine conſtitutionelle Charte ein gar elaſtiſches Ding, das in ruhigen Zeiten unſere heilſame Thätigkeit wenig hemmt, wenn wir ihm nur von Zeit zu Zeit unſere Reverenz machen und die allzuſchroffen Conflicte zögernd und interpretirend umgehen. Kommen aber die mageren Jahre, bedroht ein mächtiger Nachbar das Land, muß eine volksthümliche Erhebung eingeleitet werden, — je nun, ſo füllt man eben die leeren Rechtsformen zeitweilig aus, wie die Cadres einer Armee, und überträgt die Verantwortlichkeit für die gefährliche Situation auf die Kammern, wobei man noch für die bevorſtehenden

Stürme eine wohl zu verwerthende Popularität einerntet. Dann kommen aber die Kammern von selbst heran, uns ungemessene Vollmachten zu übertragen und große Credite zu bewilligen, da sie in den langen Friedensjahren brach gelegen und nicht gelernt haben, die verwickelte administrative Maschinerie selber zu handhaben, sich auch Wunders denken, wie schwer und wichtig das ist. Sie müssen und wollen sich dann auf uns verlassen und verstärken aus freien Stücken unsere Macht weit über die Gränzen der Gefahr hinaus. Aber auch in Friedenszeiten kann sich ein gewandter Staatsmann Majoritäten sichern und die Freiheit seiner Action wahren, ohne darum mit irgend einem Gesetzes-Paragraphen offen zu brechen.

Ich bin hierin für das neudeutsche System der theoretisirenden Manipulationen; denn das alt-englische System der baaren Corruption, welches von Louis Philipp copirt wird*), bewährt sich im Ganzen schlecht. In den directen Bestechungen der Walpole, Pelham, Guizot liegt eine zu offene Anerkennung der volksvertretenden Gewalt. Dergleichen mag einem Usurpator unentbehrlich sein, der eben erst eine mit Blut und Koth bespritzte Krone aus den Händen des Straßenpöbels empfing, oder für einen entwaffneten Fürsten, der sich allmälig wieder die Autorität verschaffen muß, welche ein stehendes Heer giebt, — nimmermehr aber einer legitim constituirten Macht! Das Bestechungswesen allein vermag keinen Thron zu stützen; denn die Bestech-

*) Ich weiß aus guter Quelle, daß keine wichtige Abstimmung in der Chambre des Députés Statt findet, ohne daß Monsieur Génie, der discrete Kassirer des Guizot'schen Cabinets, gewisse Geldsummen unter gewissen Briefcouverts an gewisse Volksvertreter oder deren Vertraute abgehen läßt. Diese Herren votiren die geheimen Fonds und beziehen sie auch zum größten Theile; auf einem solchen Zirkelschlusse beruht in Frankreich das Steuerbewilligungsrecht und der allgemeine Frieden.

Anm. des Briefstellers.

lichen werden immer anſpruchsvoller und wollen niemals die Quelle, aus welcher ihnen ſo Vieles zufließt, verſtopft ſehen; ſie werden alſo niemals die Waffen der Oppoſition gänzlich aus den Händen geben. Mit ihrer Gefährlichkeit würden ihre Einnahmen verſiegen, aber ſie werden des Empfangens begreiflicherweiſe nimmer müde. Deßhalb werden ſie von Zeit zu Zeit im Preiſe aufſchlagen oder, ihrem Charakter gemäß, Verrath üben.

Natürlich ſind bei großen Verlegenheiten auch die verſchiedenen Corruptions-Methoden nicht außer Acht zu laſſen. Die Art ihrer Anwendung gehört nicht hierher; Du findeſt ſie in Knigge's „Umgang mit Menſchen" oder ähnlichen Büchern. Die erſten Beſtechungs-Verſuche können nicht fein genug eingefädelt werden; man unterhandelt, wie Macht mit Macht, in den ſchmeichelhafteſten Formen, ſucht auf die Ueberzeugung zu wirken, „ein großes Talent" zu gewinnen, — man ſetzt bei dem Manne eine loyale Auffaſſung, ein tieferes Verſtändniß, eine in ſeiner Partei ungewöhnliche Einſicht in die Staatsbedürfniſſe voraus, man läßt ſich vertraulich und ſcheinbar vertrauend gehen. Statt auszuhören, berichtet man ſelber. Hat ſich aber der Mann erſt einmal eingelaſſen, iſt er gar durch irgend eine gouvernementale Bevorzugung gekennzeichnet worden, ſo iſt ihm der Rückzug abgeſchnitten und er wird allmälig genöthigt, ſich immer feſter der Regierung zu verbinden. Ein Deputirter bringt uns immer ſeine Stimme als Preis unſerer Bemühungen, ein Journaliſt oft Nichts, als den Beweis, wie faul es mit der Geſinnungstüchtigkeit gewiſſer Frondeurs ſteht. Aber jedes Exempel dieſer Art macht auf das große Publikum einen tiefen Eindruck und bringt die Preſſe in Mißcredit. Ein erkaufter Journaliſt hat außer ſeinem Brodherrn keinen Halt und keinen Schutz, er gehört dieſem mit Haut und Haaren. Läßt man ihn fallen, ſo ſinkt er

bodenlos tief. Je haltloſer die Sache iſt, welche er vertheidigen mußte, deſto unbedingter gehört er derſelben. Verſucht ein ſolcher Menſch ſpäter einmal, zu ſeiner erſten Partei zurückzulaufen, ſo mag man ihn immerhin ungeſtört laufen laſſen, ohne viel ſittliche Entrüſtung zu äußern. Er bringt ja ſeiner Partei doch nur Unehre als Mitgift. —

Da übel regierte Staaten immer auch ſolche ſind, deren Regierungsmaſchine mit den dichteſten Wolken des Geheimniſſes umgeben iſt, wo der Widerſpruch gegen das Selbſt-Lob nicht nur verboten, ſondern auch durch die herrſchende Unkenntniß unmöglich gemacht iſt, ſo finden Regierungen, wie die Wiener und Petersburger, leichter ihre Apologeten, als etwa die engliſche oder belgiſche. Es wird ſich vielleicht erſt in ſpäteren Zeiten einmal zeigen, was ſogar die auswärtige Politik Rußlands und Oeſterreichs der Preſſe verdankt. Bei ſolchen Lebensbedingungen wäre es übrigens ſehr ungeſchickt, die gewonnenen Literaten fortwährend mit Lohn und Ehren zu überhäufen. Das hieße die Bedeutung der Oppoſition und den Werth der literariſchen Leiſtungen in ein zu helles Licht ſtellen. Anfangs zwar iſt über einen bekehrten Sünder mehr Jubel, als über Hunderte, die nie geſtrauchelt; nach und nach aber muß ſich das Verhältniß ganz von ſelbſt verſtehen, und ich habe ſchon geſehen, daß ein Miniſter ſolche Leute gänzlich fallen, ja, verfolgen ließ, um der Welt zu beweiſen, daß er auch uneigennützige und unbeſtochene Vertheidiger in der Preſſe habe! —

Betrachten wir aber das continentale Verfaſſungsweſen, wie es ſich bisher, namentlich in unſern Staaten zweiten Ranges entwickelt hat, mit allen ſeinen Eigenheiten, welche, gleich dem Speere des Achilles, Gift und Gegengift bei einander tragen. Da ſteht als oberſtes Dogma: „Die Theilung der Gewalten.“ Geſegnet ſei Montesquieu,

welcher dieſes Dogma in England zu finden glaubte, wo es gar nicht beſteht! Es iſt, wie die falſchen Decretalen, zum wirklichen kanoniſchen Rechte geworden und iſt umſomehr die Grundlage geworden, auf der ſich eine ſelbſtſtändige Regierung erbauen läßt, als der deutſche Doctrinarismus ſelber hartnäckig an dieſer Baſis feſthält. Was haben deutſche Gelehrte nicht Alles aus dieſem unklaren Lehrſatze gemacht! Da war Einer, ein Hauptkirchenlicht der dynaſtiſch-liberalen Oppoſition, der Urheber einer der berühmteſten und durchlöchertſten Verfaſſungen Deutſchlands; der Mann galt für gefährlich. - Zufall oder Neugierde ſpielte mir kürzlich ſein Compendium in die Hände. Ich ſuche die Theorie von der Theilung der Gewalten und finde ſie endlich unter dem Titel: „Von der Beſtimmung der Zuſtändigkeit der Ausübung der materiellen Rechte der Staatsgewalt in der Verfaſſung.“ — Begreifſt Du einen Menſchen, der für ſeinen Begriff der „Beſtimmung der Zuſtändigkeit der Ausübung der materiellen Rechte der Staatsgewalt in der Verfaſſung“ zum Märtyrer wird! — Ich las ferner in demſelben Lehrbuche, daß „alle materiellen Rechte hinſichtlich ihrer wirklichen Ausübung als Rechte der Regierung erſcheinen,“ und in einem anderen Paragraphen deſſelben Werkes, daß „es ebenſo grundlos, als von höchſt nachtheiligen Folgen“ ſei, „wenn man die richterliche Function, mit welcher jedoch nicht der Wirkungskreis der Gerichte, die neben jener (jurisdictio) auch noch obrigkeitliche Gewalt (imperium) ausüben, verwechſelt werden darf, für eine bloße Unterart der vollziehenden Gewalt erklärt, und ihr die materielle Allgemeinheit abſpricht, welche dagegen dem Rechte der Aufſicht gänzlich gebricht.“ —

Ein Menſch mit ſolchem Style und ſolchen Conceptionen iſt wahrlich dem Denkvermögen ſeiner Leſer und Zuhörer gefährlicher, als dem „materiellen Rechte der Staatsgewalt,“

die ihm, wenn nicht zuweilen ein Exempel statuirt werden müßte, gerne verziehen hätte, daß er ihrem „Rechte der Aufsicht“ so heroisch die „materielle Allgemeinheit“ abspricht. —

Wie klar ist dagegen unser Gentz; der — in einem Aufsatze, welchem die Ehre zu Theil ward, den Karlsbader Conferenz-Protokollen eingefügt zu sein, — sagt: „In der Theorie des Repräsentativ-Systems steht der angebliche Grundsatz der Theilung der Gewalten obenan, ein Grundsatz, der, sich selbst überlassen, immer und überall zur Anarchie führen muß, und dessen Wirkungen in großen und geschlossenen Monarchieen nur dadurch ausgeglichen werden, daß die Besitzer und Verwalter der vollziehenden Gewalt durch künstliche, nicht immer unschuldige Mittel die zerstreuten Bruchstücke der Herrschaft in ihrer Hand wieder zusammenzufügen wissen.“ —

Das ist wenigstens klar, und es war zweckgemäß, denn Gentz hatte den Beweis zu führen, daß die deutsche Bundes-Einheit neben Repräsentativ-Verfassungen in den Einzelstaaten unmöglich bestehen könne und daß diese jener geopfert werden müssen. —

Das erstgeborene Kind der Theilung der Gewalten ist — das Amtsgeheimniß. Geheimniß ist Macht, denn nur die Kenntniß, welche einer Kaste allein angehört, gewährleistet ihre Privilegien. Wie die Theilung der Gewalten jede materielle Einmischung der Repräsentativ-Körperschaften zurückweist, so macht das Amtsgeheimniß selbst jede Controle unwirksam. Wir lassen nur sehen, was und wie wir es sehen lassen wollen. Und die Verwaltung muß, wie die älteste römische Jurisprudenz mit ihren pedantischen Formeln, als das ausschließliche Eigenthum der eingeweihten Klasse erscheinen. Drängt sich auch wirklich einmal ein Mitglied der Opposition in's Ministerium ein, so ist er alsbald in den engen Maschen des büreau-

kratiſchen Formelnetzes gefangen. Der Mann mag noch ſo viel vorher darauf geſchimpft haben, er will und muß ſich doch als ein praktiſch verſtändiger und gemäßigter Mann zeigen, er kann ja auch nicht Alles allein expediren, er fühlt ſich im Anfange vereinſamt und verwirrt, dem künſtlich angehäuften Detail gegenüber ſehr verlegen, er wagt weder mit den Verordnungen, noch mit den Perſonen gleich tabula rasa zu machen, er wendet ſich mit Ermahnungen und neuen Richtſchnuren, ſogenannten liberalen Regulativen, an die Unterbeamten und Kreisbehörden. Dieſe Alle verbeugen ſich gehorſamſt, ſie wollen gerne gehorchen, ſie ſtellen ſogar Fragen, um nur beſſer zu gehorchen, verwirrende Fragen. Der einzelne Fall gehört ihnen. Ueber der Maſſe des Materials verliert der Miniſter den Kopf, — und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht binnen dreimal vierundzwanzig Stunden der Sklave ſeiner Räthe, ja ſeiner Collegen wird! Was vermögen auch alle liberalen Inſtitutionen, alle ſogenannten conſtitutionellen Garantieen gegen dieſe feſte Burg des büreaukratiſchen Formalismus, gegen dieſen Fels, auf den wir unſere Kirche gebaut haben! — Einen Miniſter kann man ſtürzen, aber nicht das büreaukratiſche Syſtem. Wer ſich nicht einmiſchen darf, wer nicht hinter die Couliſſen ſieht, der kann auch nicht controlliren. An dieſen wichtigen Punkt, den Du Dir, lieber Karl, wohl einprägen mögeſt, knüpft ſich zunächſt der Gegenſatz von Verordnungen zu Geſetzen. Daß man ohne Reſcripte und Verordnungen nicht regieren kann, das muß ja jedes Kind einſehen. Verordnungen und Reſcripte haben freilich keine geſetzliche Autorität und ſelbſt der Richterſtand iſt in ſeinen Urtheilsſprüchen nicht direct an ſie gebunden*), aber ſie werden ausgeführt,

*) Neuerdings iſt er es allerdings, und zwar in einem großen deutſchen Muſterſtaate. Der preußiſche Richterſtand darf nicht einmal prüfen,

und die Controlle hinkt höchstens mit lahmem Fuße den mittelbaren Folgen nach. Allmälig bilden sich Präzedenzfälle und eine feststehende Praxis! — Mag nun immerhin so ein popularitätssüchtiger Advokat das zeitgeheiligte Gebäude dieser Praxis erschüttern wollen, wir halten ihm dreist die Unmöglichkeit entgegen, nach abstracten Prinzipien zu regieren, wir beweisen ihm die Wohlthätigkeit unserer Einmischung in einzelnen Fällen und plaidiren das: Summum jus, summa injuria. Das Protections- und Einmischungs-System nützt ja in der That einzelnen Individuen, und die Gesammtheit als solche hat selbst in den Kammern selten ein stimmfähiges Organ. Die Zähigkeit der Schutzzoll-Theorie mag Dir hierbei zum Exempel dienen: die begünstigten Produzenten sind Einzelne, sie schreien, setzen Himmel und Erde in Bewegung, und — ihre Sache durch! Die benachtheiligten Consumenten sind Alle, und sie bleiben in der Minorität! — Dann sagen wir unseren Gegnern, daß sie eigentlich Nichts von der Sache verstehen. Und wie sollten sie auch! Sie können ihre Ignoranz nicht läugnen! Die büreaukratischen Knoten haben keines Alexander's Schwert zu fürchten. — Darum nur keine Vereinfachung in den Formen! Auch nicht in der Constitution! Je mehr Artikel die Verfassungs-Urkunde enthält, desto weniger geniren sie uns. Alles bedingt sich hier, jedes ererbte Privilegium hat hier seine Vertreter, die manchmal, ohne es zu wissen, in die Liste unserer großen Armee eingetragen sind. Das Alles fließt zuletzt in einen großen Brei der Ansichten und Interessen zusammen, der eine Art öffentlicher Meinung bildet. Die öffentliche

ob die Ordonnanz ihren Zweck, die Ausführbarkeit der Gesetze zu erleichtern, überschreitet. Das sind moderne Errungenschaften! Und die Disciplinar-Gesetze, die Disciplinar-Gerichte zur Maßregelung der Richter! —

H. B. O.

Meinung aber ist eine starke Stütze, besonders wenn es sich um die Erhaltung von Traditionen und ererbten Gewohnheiten handelt. Die vox populi, welche die Opposition, wo es ihr dient, regelmäßig als vox Dei proclamirt, läßt sich in jeder verrotteten Burgflecken-Gemeinde, die etwa ihren Zunftzwang vertheidigt oder sich gegen die Zulassung jüdischer Kaufleute sträubt, mit mehr Nachdruck für das Vorurtheil unter die Waffen rufen, als jemals für eine vernünftige Neuerung. Denn wo sich ein Satz mit Beweisgründen vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes durchführen läßt, da fragt Niemand viel nach Stimmungen und populären Gefühlen, — doch gerade, wo Beweise fehlen, da stellt vox populi zur rechten Zeit sich ein. Wo es immer galt, den veralteten Vorurtheilen der Menge eine, politisch oft unentbehrliche Geltung zu verschaffen, da hat uns die romantische Schule fast jedesmal wichtigen Beistand geleistet und den Uebermuth des Rationalismus vielfach mit Glück bekämpft. Die Pflicht der Dankbarkeit verbietet uns zu vergessen, daß die ersten und bedeutendsten deutschen Staatsmänner der Restaurations-Epoche Schüler oder Anhänger der großen Erfinder der romantischen Technologie (Friedrich Schlegel, Adam Müller, u. A. m.) gewesen sind. —

Die radikale Opposition spricht mit ungebührlicher Emphase von Volksrecht und Volksstimme; man halte ihr die provinziellen Eigenthümlichkeiten, die wurmstichigen Rechtsvarietäten, die Zunftsitten, die Mißbräuche des Gewerbezwanges entgegen. Auch das ist gediegenes Volksrecht, auch darin liegt Volkspoesie! —

Glaube mir, mein Sohn, das Volk ist es nicht, welches nach Preßfreiheit schreit, das sind nur einige Gebildete, welche die Masse zu verführen suchen, einige brodlose Literaten, welche irrthümlicherweise die Unergiebigkeit ihres Geschäftes auf Rechnung der Censur setzen. Thöricht wäre

es, ſolche Demonſtrationen als den Ausfluß der „öffentlichen Meinung“ anzuerkennen. Wo iſt die öffentliche Meinung, wenn ſie nicht gemacht wird? — So lange Deutſchland keine eigentliche Hauptſtadt hat, ſo lange ſoll es den Herren von der Feder ſchwer werden, uns die wirkliche Exiſtenz ihrer „öffentlichen Meinung“ zu beweiſen. —

Wenn wir es durchſetzen könnten, daß die Bauern nur einen ihrer Genoſſen, die Induſtriellen nur einen Fabrikherrn, die Proletarier meinetwegen auch einen Tagelöhner oder Literaten zum Repräſentanten wählen, ſo wäre der öffentliche Frieden geſichert. Jedes populäre Intereſſe, das als ein iſolirtes auftritt, iſt leicht zu paralyſiren. Nur wenig Advokaten*) zu den Kammern eingelaſſen, ſondern wackere Bürger, biedere Landleute, ſo viel Du willſt! — Die ſind beſſer, als ſelbſt die Beamten. Allerdings wurde es vordem für vortheilhaft gehalten, recht viele Beamte in die Kammern wählen zu laſſen, allein es fand ſich nachträglich, daß dadurch die hierarchiſche Einheit der Büreaukratie geſtört, und zuviel Fachkenntniß in den Kammern verbreitet ward. So mußte denn, nach einer geheimen Inſtruction Metternich's, die berühmte „Urlaubsfrage“ auf's Tapet gebracht werden, um uns jedenfalls in den einzelnen Fällen die letzte Entſcheidung zu reſerviren. Lieber ab und zu einen unwiſſenden Feind mehr, als einen zweideutigen Anhänger, der in der nächſten Kriſis mit dem Material ſeiner Erfahrungen zum Feinde übergehen kann! — Auch in dieſer Hinſicht bieten uns die altſtändiſchen Verfaſſungen noch bequemere Handhaben, als die modernen Charten. — Divide et impera! —

Wir haben vorhin geſehen, wie trefflich es ſich bisweilen lohnt, mit den Waffen des Gegners zu fechten. Das erinnert

*) Macht man aus dem Advokaten einen Beamten, ſo kann man ihm den Urlaub verweigern, oder ihm auch auf andere Weiſe ſein Gift benehmen. — Anmerkung des Briefſtellers.

mich an ein bekanntes liberales Rüſtzeug, nämlich an die Anglomanie. Studire nur fleißig engliſche Rechtsgeſchichte, Du wirſt in ihren verſchiedenen Perioden alle Werkzeuge der kirchlichen und der weltlichen Orthodoxie gewahren. Die wenigſten derſelben ſind direct abgeſchafft; da haben ſie Geſetze über Majeſtätsbeleidigung und Preß-Vergehen, denen ſelbſt die „Erregung von Mißvergnügen“ und „der unehrerbietige Tadel“ nicht fehlen, Edicte, mit denen man eine Bückeburgiſche Hof- und Staats-Zeitung unterdrücken und einem preußiſchen Kammerherrn wegen Hochverraths die Ohren oder auch den Hals abſchneiden könnte. All' das iſt antiquirt und durch die Praxis unſchädlich gemacht, das Wenigſte aber iſt formell aufgehoben. Einer feindlichen Richtung gegenüber, welche darin beſteht, die bürgerliche Freiheit in geſchriebenen Geſetzen auszuprägen, gilt es nun, zu beweiſen, 1) daß die brittiſche Freiheit auf dem Unterbau einer drakoniſchen Geſetzgebung ruht, und 2) daß es mit den Geſetzen allein nicht gethan iſt. Die politiſchen Sitten aber können erſt im Verlaufe von Jahrhunderten geſchaffen werden. — Die brittiſche Aufruhr-Akte, ihre Conſtabler und einiges andere Stammverwandte, ja, ſelbſt ein Schemen der habeas-corpus-Akte, — das Alles läßt ſich unbedenklich bei uns einführen und gewinnt gleich auf deutſchem Boden, in deutſcher Umgebung einen eigenthümlichen Beigeſchmack, ſo daß ihr wirklicher Urſprung kaum herauszuerkennen iſt, wie von nach dem Kap verpflanzten Trauben. — Ueberhaupt, nur keine Angſt vor den liberalen Formen! Auf den Geiſt, auf den inneren und äußeren Zuſammenhang kommt es allein an! —

Was wäre nicht, bei geſchickter Benutzung, aus dem Muſter der engliſchen Hochkirche zu machen, aus ihren modernen Commiſſionen zu ſpeziellen Verwaltungs-Zwecken und gar erſt aus dem angelſächſiſchen Inſtitut der Friedens-

richter, demgemäß man jeden Gutsbeſitzer zum Polizeidiener umſtempeln könnte! —

Allerdings dürfen die Formen des Self-government nicht mit dem eigentlichen Inhalte deſſelben verwechſelt werden. Dieſem Teufel biete keinen Finger! Jede Regung in dieſer Richtung zieht einen Geiſt der Oppoſition groß, gegen den die Localiſirung der Intereſſen noch als einzige und letzte Sicherheitsſchraube gelten mag. Die Formen der Selbſtregierung ſind nur ſo lange ungefährlich, als ihre Subjecte weder lebenskräftig, noch entwickelungsfähig ſind. Ich bin darum ſtets ein Anhänger der ſtändiſchen, provinziellen und Kreis-Privilegien und Freiheiten geweſen. In ſolchen Einrichtungen geht das freiheitliche Geſammtgefühl ſo gründlich verloren, daß der Patriotismus ſogar in den ſtürmiſchen Zeiten nationaler Erhebung noch die Geſtalt ſtändiſcher, corporativer oder ariſtokratiſcher Vorrechte annimmt! — Selbſt wo der Geſammtſtaat ſchon in einer allgemeinen Ständeverſammlung vertreten iſt, laſſe man dieſe todten Formen, wenn irgend möglich, noch daneben beſtehen. Die liberale Oppoſition, welche dagegen anzukämpfen verſucht, prallt nicht blos an den zahlreichen, obgleich nur künſtlich geſchaffenen, Sonder-Intereſſen ab, ſondern mehr noch an dem Vorwurf des abſtracten Nivellirens und der franzöſelnden Centraliſations-Tendenz.

Das jus quaesitum iſt heilig; Domſtifter und adelige Kreistage mögen veraltet ſein, aber ſie beſtehen; wer ſie aufheben will, verfällt dem Chaos der Robespierre'ſchen Epoche! — Das weiß die Wiener Staatskanzlei ganz beſonders zu würdigen, indem ſie ſelbſt den Provinzen, welche gar keinen Adel haben, adelige Landtags-Tafeln bewilligt. —

Die Centraliſation iſt freilich eine große Kraft, eine Waffe, deren Griff wir in der Hand haben müſſen, damit die

Schneide gegen unſere Feinde gekehrt ſei. Centraliſiren wir die Büreaukratie, aber laſſen wir die organiſchen Beſtandtheile des Staates, welche uns feindſelig entgegentreten könnten, ſo decentraliſirt, wie möglich! — Was würde ſonſt aus der Souverainetät, die „auf einem Rocher von Bronze ſtabilirt“ bleiben muß! —

Wäre es thunlich, die corporativen Elemente in unſerem Staatsleben geſichert zu conſerviren, ſo würde ich — aber ausſchließlich unter dieſer Vorausſetzung! — das Einkammerſyſtem dem Zweikammerſyſteme vorziehen. Das letztere wird immer dahin führen, daß ſich die zweite Kammer als eigentliche Landes- und Volksvertretung gerirt, um welche ſich denn bald alle populären Elemente ſchaaren, ſo daß in dem ſchärfer hervortretenden Antagonismus die Kammer der Privilegirten zu kurz kommt. Iſt aber Alles, wie Kraut und Rüben, durch einander gemiſcht, ſo findet ſich kein Teufel darin zurecht, und der Pöbel verſchwendet dann leichtlich ſeine Sympathieen an die lautſchreienden Vorfechter des niederen Adels, welche, ſobald es darauf ankommt, mit geringer Mühe herumzubekommen ſind, ja, die ſich, beim erſten Dämmern einer politiſchen Kriſis, uns von ſelbſt in die Arme werfen.

Eine Adelskammer kann in Deutſchland niemals eine ſeriöſe Selbſtſtändigkeit behaupten. Sitzen auch hier und da einige alte Krautjunker, welche die brittiſchen Lords ſpielen möchten, ſchmollend auf ihren Gütern, ſo wollen doch ihre Söhne vom Seconde-Lieutenant avanciren, auf Hofbällen von den gnädigen Prinzeſſinnen zum Walzer commandirt werden, u. ſ. w. Sie ſind durchſchnittlich weder finanziell, noch moraliſch, zu einer ſelbſtſtändigen Exiſtenz befähigt und verträgt auf die Länge kaum Einer unter ihnen weder die Zurückſetzung im Staatsdienſte, noch die gerunzelte Stirn des Sereniſſimus. — Hier liegt freilich der Haſe

im Pfeffer! Die Meisten unserer „an den Stufen des Thrones Geborenen“ sind durch heraldische Studien, Jagd, Galanterie und andere noble Passionen dergestalt auf den Umgang mit Adeligen angewiesen, daß sie sich mit jedem Nicht-Adeligen, wie sehr der sich auch die Sitten des Hofes angeeignet habe, unbehaglich fühlen. Der Adel weiß sich also unentbehrlich. Zum Glücke ist die Büreaukratie mit einem Theile des Adels verwachsen und verschwägert, so daß sie auch auf diesem Gebiete mit gleichen Waffen kämpfen kann. —

Das Verhältniß zum Monarchen wird immer wichtiger sein, als unsere Stellung den Kammern gegenüber. Besonders aber, wenn die Wellen des parlamentarischen Lebens hoch gehen, muß über dem Wechsel der Ministerien ein Bleibendes stehen, das den Angriffen der Deputirten unerreichbar, oft ihren blöden Augen unsichtbar ferne liegt. In der geheimen Geschichte der Beamten-Oligarchie, welche noch zu schreiben wäre, aber hoffentlich niemals geschrieben wird, müßte dem Institut, das ich meine, dem sogenannten Geheimen Cabinet ein besonderer Theil gewidmet werden. Es versteht sich von selbst, daß es aus Personen combinirt wird, die dem Fürsten angenehm sind, personae gratae, und daher hauptsächlich aus dem gebildeten Theile des Adels zu sortiren ist. Die Opposition spricht wohl von einer Kamarilla, allein sie darf sich doch in Deutschland nicht unehrerbietig über die persönlichen Freunde des Monarchen äußern, oder gar in dessen Privatbeziehungen einmischen, so daß der constitutionelle Schild der fürstlichen Unverantwortlichkeit auch zuweilen die gar nicht sehr constitutionellen Freunde des Königs deckt. Das geheime Cabinet giebt uns mit Leichtigkeit alle Mittel an die Hand, welche die Parteien auf ihrem theoretischen Standpunkte nur durch langwierige Agitation und mühselige Conspiration erlangen. Hier schießen alle Fäden zusammen. Mit dem ge-

heimen Cabinet ſicherſt Du Dir nicht nur unter allen Umſtänden die königliche Unterſchrift, ſondern auch, was mehr iſt, die Gunſt des Hofes und der an demſelben einflußreichſten Frauen. Denn die Frauen, ſeien es Schauſpielerinnen oder Prinzeſſinnen, lieben es mit dem geheimnißvoll Wirkenden zu ſpielen, wichtige Mienen anzunehmen und nach Feeen-Art, ſtill protegirenden Einfluß zu üben. Auf dieſem Felde wird das ſtarre Mèduſenhaupt der Herrſchaft mit Blumengewinden verhüllt. Haſt Du dieſen Kreis ſicher erobert, ſo ſchadet Dir keine oſtenſible Ungnade. Ich habe Höfe gekannt, wo der Unterrichts-Miniſter nicht zum Vortrag gelangen konnte, während der Theater-Intendant, der Polizei-Director und der Referent des Stadtklatſches unangemeldet Zutritt hatten. —

Neben dem geheimen Cabinet, zur Noth auch ſtatt deſſelben, kann, wenn der Fürſt, wie gewöhnlich, die Soldatenſpielerei mit Leidenſchaft treibt, ein, aus hohen Offizieren zuſammengeſetztes, Militärcabinet beſtehen, welches gelegentlich als Comité d'action eintritt und ſich ohne Schwierigkeit des überwiegendſten Einfluſſes auf die ganze Armee bemächtigt, — welche ſelbſtverſtändlich niemals auf die Verfaſſung beeidigt werden darf. Mit ſolchen Schutzmitteln iſt man, Das begreifſt Du, nicht leicht zu überrumpeln, nicht au dépourvu zu nehmen. Zu unſerer äußerſten, eigenen Sicherheit gehört es übrigens, daß von ſolchen Maßnahmen und Veranſtaltungen, wenn ſie ernſtlich zur Sprache kommen ſollten und der Lärmen darüber nicht auf die übliche, conſtitutionell-parlamentariſche Weiſe zu beſeitigen wäre, niemals das Odium erweislich auf den Fürſten falle. Zur Noth opfert man einen Miniſter und zwar gewöhnlich einen, der am wenigſten dabei betheiligt war. — —

Für das Volk iſt der Fürſt glücklicherweiſe noch immer

eine märchenhaft intereſſante Perſönlichkeit, die es ſich mit der Lebendigkeit der phantaſiereichen Jugenderinnerungen aus Tauſend und einer Nacht ausmalt. Es iſt verwundert und gerührt, daß der König nicht mit der Krone auf dem Haupte zu Bette geht, daß er ißt und trinkt, wie andere Menſchen. Ein einziges menſchlich ordinäres Wort von ihm verſöhnt mehr arme Teufel mit dem Glanz des Throns, als ein ganzes Verfaſſungs-Statut. Die Harun-al-Raſchid-Komödien ſind noch immer nützlich, um für die mageren Jahre wohlfeile Popularität aufzuſpeichern. Nur dürfen ſie nicht allzuſpät kommen, ſonſt merkt das Volk, dem am Ende ein gewiſſer natürlicher Inſtinkt ſelten ganz fehlt, die Abſicht und wird verſtimmt. Die Methode, einen oppoſitionellen Prinzen in Reſerve zu halten, iſt zu bekannt und zu verbraucht, um noch einer beſondern Erwähnung zu bedürfen. — Der Miniſter dagegen muß keine populäre Rolle ſpielen wollen, muß nicht mit dem Weißbier-Philiſter Schmollis trinken. Er ſteht nicht hoch genug, um ſich ſo tief herabzulaſſen; das Volk will in ihm nur einen gewiſſenhaften Arbeiter und keine capriciöſe Perſönlichkeit ſehen. Selbſt den Generälen gelingt es ſelten mehr, und dann nur nach weithinſchallenden Siegesthaten, mit den Türenne- oder Suwarow-Rollen über den Kreis der Armee hinauszuwirken. Die alten Haudegen, welche das in neueſter Zeit noch verſuchten, haben ſich nur lächerlich gemacht. —

Der Fürſt erſcheint dem Haufen traditionell mit der Glorie unumſchränkter Allmacht umgeben. Für jede Beſchränkung, der er ſich zu unterziehen ſcheint, iſt man ihm dankbar; man liebt ihn dafür, daß er ſeinen Verfaſſungs-Eid nicht bricht. Ihm wird der offene, ſcharfe Verfaſſungsbruch eher verziehen, als uns. Wenn uns nichtsdeſtoweniger die Vorſicht gebietet, die Krone, welche unſer Palladium iſt, in ſolchen Kämpfen nicht unwiderruflich zu

engagiren, so können dergleichen Conflicte doch auch andrerseits nicht ohne die persönliche Betheiligung des Souverains bestanden werden. In der Regel wird die Sache so leise und langsam eingefädelt werden, daß seine sogenannte Fürsten-Ehre oder sein Mannestrotz darin verwickelt sind, noch ehe er die Zeit zum Besinnen gefunden. Die ungeschickten Drohungen der Gegner, die Vorstellung wirklicher und eingebildeter Gefahren thun das Uebrige. Zuletzt erscheint es unmöglich, mit diesen Gesetzen, neben diesen Kammern zu regieren. — —

Dergleichen Unternehmungen haben fast alle zwei charakteristische Seiten, deren eine sich auf ihren geheimen Ursprung, die andere sich auf ihren sichtbaren Anfang bezieht. Jene besteht darin, daß jedem bedeutenderen Verfassungs-Conflicte ein geheimer Finanzschaden zu Grunde liegt, bei welchem die herrschende Dynastie unmittelbar betheiligt ist, z. B. die Domainen-Frage, fürstliche Privatschulden, u. dgl. m. — Natürlich darf der Kampf um die materiellen Güter nicht unter der Fahne des dynastischen Privat-Interesses geführt werden; abstracte Rechtsprinzipien liefern hier eine willkommene Symbolik, deren tiefer liegender Inhalt wohl auf beiden Seiten erkannt, aus constitutionellen Rücksichten aber niemals deutlich ausgesprochen werden darf. Deßhalb beginnen gewöhnlich solche Feldzüge anscheinend mit irgend einem Competenzconflict. Hier steht gleich Alles in Frage und im schlimmsten Falle opfern wir zum Schluß eine theoretische Anmaaßung für einen concreten Vortheil. Einen Competenzconflict hervorzurufen kann aber niemals schwer sein, solange unsere Beamten der ordinären juristischen Verantwortlichkeit glücklich entzogen bleiben. Die alten Liberalen haben so lange auf Trennung der Justiz von der Verwaltung gedrungen, daß sie sich nun wohl die dagegen benöthigten Sicherheitsschrau-

ben gefallen laſſen müſſen. In dem patriarchaliſchen Zuſtande, als noch die Verwalter gelegentlich auch Recht ſprachen, da gab es keine Competenzconflicte, und ſie waren auch nicht nöthig. Allein neue Zuſtände erzeugen neue Bedürfniſſe, und des großen Napoleon juriſtiſches Genie kam grade zur rechten Zeit, um in einer ausgebildeteren Adminiſtrativ-Juſtiz den Mittler zwiſchen Juſtiz und Adminiſtration zu geben. Dieſe kunſtreiche Maſchine wollen wir, trotz ihres wälſchen Urſprungs, gebührend und dankbarlichſt reſpectiren. Der privilegirte Gerichtsſtand der Beamten und die Unverantwortlichkeit der Oberbehörden ergeben ſich aus dieſem ganzen Syſtem mit logiſcher Nothwendigkeit, von ſelbſt, ohne Geſchrei und ohne Skandal. Daran laßt uns feſthalten und das als das Unſre behaupten! Was ſollte auch aus dem Regieren werden, wenn quilibet ex populo Jeden von uns für jede einzelne Maßregel vor Gericht chicaniren könnte, wenn jedes richterliche Collegium ſich wie ein Parlament geriren dürfte! — Darum iſt der Satz, daß der Richter die Rechtsbeſtändigkeit der Verordnungen nicht zu prüfen habe, wohlweislich in einige neuere Verfaſſungen aufgenommen worden. — Die kraſſen Liberalen haben manchmal die Adminiſtrativ-Juſtiz mit der Cabinets-Juſtiz in ein und denſelben Sack der Verdammniß geworfen; aber daß zwiſchen dieſen beiden Inſtitutionen eine feine Scheidelinie zu ziehen iſt, kann der ſcharf Diſtinguirende unmöglich verkennen. Diſtinguiren wir alſo! Wenn die Liberalen den altgermaniſchen Rechtsſatz, daß Jeder von ſeines Gleichen gerichtet werde, — pares a paribus, — wieder in's Leben einführen wollen, ſo müſſen ſie auch zugeben, daß Beamte von Beamten zu richten ſeien.

Doch die wechſelnden Formen der Conflicte, welche die Oppoſition als „Staatsſtreiche“ zu bezeichnen pflegt, ſind mannigfaltig und unberechenbar. Ein reiches Studium

derſelben bietet Dir die Geſchichte der deutſchen Bundesſtaaten. Die Hauptſache iſt freilich immer, ehe man ſich auf ſolche Zwiſte einläßt, der überwiegenden Macht ſicher zu ſein. Dann findet ſich das Uebrige von ſelbſt. Aber man poche nicht allzu laut auf ſeine Uebermacht; die Liſt und juriſtiſche Dialektik, von Mächtigen angewendet, ſind doppelt nützlich und des Erfolges gewiß. Man läßt damit dem Feinde eine oft willkommene Gelegenheit zum Rückzuge offen, wogegen der Trotz der Gewalt die brutalen Naturkräfte der Menge herausfordert und wach ruft, gegen welche kein Kraut gewachſen iſt. Ich bin im Allgemeinen und grundſätzlich gegen jeden gewaltſamen Staatsſtreich; man gewinnt damit ſelten eine auf die Dauer feſt geſicherte Poſition und kann, nach einem ſolchen Kriegszuſtande, nur langſam und nicht ohne Gefahr die Waffen niederlegen. Ein erfahrener Staatsmann weiß ſich ſchon bis auf Weiteres durch die unbequemen Paragraphen einer Conſtitution durchzuwinden. Nur nicht zu viel Eifer und keine Ueberſtürzung! — Thue keinen Schritt vorwärts, den Du vielleicht könnteſt zurückthun müſſen. Ein Fürſt hat allerdings den Vortheil, daß er bei einem abgezwungenen Wechſel des Syſtems einen Miniſter als Sündenbock opfert und ſelber rein, wie ein Schwan aus dem Sündenpfuhle auftaucht. Zuletzt wird manchmal ein Fürſt, der recht viel gewagt hat, durch kleine Conceſſionen aus der Fülle ſeiner errungenen Macht beliebter, als ein ehrlicher Monarch, der von Anfang an gewiſſenhaft die Geſetze beobachtet, aber weder der Phantaſie, noch dem Aufregungs-Bedürfniß der Menge jemals beſondere Nahrung geboten hat. Auch ſagt Machiavelli ganz richtig, daß die nöthigen Gewaltthaten alle raſch und auf einmal geſchehen müſſen, um die Sinne zu verwirren und die Thatkraft zu lähmen, wogegen die Wohlthaten tropfenweiſe vom Throne herabtröpfeln müſſen, ſo daß immer neuer Dank ein-

geerntet wird, der natürlich dem Starken und Gefürchteten doppelt reichlich fließt.

Doch das Alles paßt, wie schon gesagt, nur auf Fürsten; Minister haben in der Regel ihre Handlungsweise so einzurichten, daß sie den Charakter oder doch den Schein der Gewaltthätigkeit gänzlich verliere.

Was man gelungene Staatsstreiche nennt, das beruht durchweg auf scharf durchdachten Proceduren, von denen jede Einzelnheit ein reifliches historisch-politisches und auch wohl statistisches Studium voraussetzt. Was man lehrend mittheilen kann, sind immer nur die allgemeinen Prinzipien; ein zur That und Leitung berufener Mensch muß das Nöthige aus den Zuständen und Begebenheiten selbst resümiren. Der abstracte Schematismus ist verderblich. Aendern sich die Umstände und Personen, so ändere auch rasch Deinen Plan. Was der Pöbel als Glück oder Unglück bezeichnet, hängt meistens mit dem höheren oder geringeren Grade der Beweglichkeit des Geistes in der Beherrschung der Umstände zusammen. Einer unserer berühmtesten Staatsstreich-Künstler hätte es unendlich viel weiter gebracht, wenn nicht eine gewisse Starrheit des Wollens und der Eigensinn seines eingebildeten Ehrgefühls ihn die Conflicte aufsuchen hieße, wo er sie vermeiden, d. h. umgehen, sollte.

Auf einen Punkt, den ich schon früher andeutungsweise berührt habe, muß ich, weil es der wichtigste von allen ist, schließlich noch einmal zurückkommen, obgleich ihn hier zu erschöpfen unmöglich wäre. Es ist die Bearbeitung der öffentlichen Meinung. Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung in unserem Sinne durch die Presse, den Katheder, die Kanzel sogar, ist selbstredend viel nützlicher, als die Zwangsmaßregelung der periodischen Literatur. Wenn der Strom der Presse zu breit und mächtig fließt, so durchbricht er alle Dämme. Die Censur durch Beamte wird

zusehends unpraktikabel, ja unnütz, wenn nicht gar schädlich; die Censur des Schriftstellers dagegen durch den Unternehmer und Capitalisten, durch Verleger, Drucker und Setzer, die Zügelung der idealen Schwärmerei durch die Controlle der materiellen Interessen, Cautionen, Concessionen und Concessions-Entziehungen, Verwarnungen, Geldstrafen, eine bis zum Laufburschen und Colporteur herabreichende Verantwortlichkeit, die Disciplinirung des Journalismus durch Polizeigerichte, dieses System ist zeitgemäß und hat eine große Zukunft. „Nicht unterdrücken, sondern leiten!“ sei die Parole. Die Unterdrückung und die sichtbare Verfälschung rächen sich durch eine gewaltige Reaction der unterdrückten Naturkraft, durch phantastische Forderungen unzähmbarer Massen, die an keine Leitung gewöhnt sind. Dagegen giebt es ganz untrügliche und unfehlbare Mittel der Bearbeitung. Zum Beispiele: Man lasse den Zeitungen recht viel Preßfreiheit für auswärtige Zustände; die Redactionen stürzen sich gierig auf diesen Stoff, sind dafür dankbar und gewähren uns damit sogar den Schein des Liberalismus. Die Mängel und Schäden fremder Staaten werden dann weitläufig und mit Vorliebe erörtert, jeder kleine Mißstand in England oder Schweden, nach den dortigen Oppositionsblättern, unter das Vergrößerungsglas gelegt. Das Publikum gewöhnt sich allmälig daran, sich mehr für das interessante und vielbesprochene Ausland zu erhitzen, als für das schweigsame Inland, wo dem freien Worte Fußangeln gelegt sind. Daneben liest es von dort bei der ungeschminkten Enthüllung reeller Mißstände viel freimüthigen Tadel, aus der Heimath nur officiöses Lob, und da in der Welt Alles auf Licht und Schatten, auf das Verhältniß von Mehr oder Weniger ankommt, so erlebt man es, daß unsere Spießbürger, die in Nordamerika die kühnsten Abolitionisten überbieten und in England auf die Manchester-Schule, als auf flache Halbdenkerei herabsehen, sich zu Hause

vor jedem Nachtwächter bis zur Erde verbeugen. Die großbritanniſch-hannovriſche Statthalterſchaft, welche die Schlözer'ſchen „Staats-Anzeigen“ über ganz Europa frei ſchelten ließ, aber dem ſtreitfertigen Profeſſor raſch das Handwerk legte, als er den Poſtmeiſter von Nordheim an ſein Reglement zu erinnern wagte, bewies damit viel ſtaatsmänniſchen Takt. — Und auch die extremen Demokraten unter unſeren Journaliſten, welche in England und Frankreich nur Corruption, Ariſtokratenwirthſchaft und Pfaffentrug ſehen, ſeien als nützliche Werkzeuge geprieſen!*)

*) Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß der vorliegende Brief vor 1848 geſchrieben iſt. Indeſſen haben einige Journaliſten, denen der Paradoxismus zu Kopfe geſtiegen, noch Fortſchritte in der, vom Briefſteller belobten Methode gemacht. Die neueſte Vervollkommnung der alten Methode beſteht darin, den retroſpectiven Idealismus, der einſt die, ſeitdem glücklich beſeitigte Schwärmerei für urteutoniſche Geſittung erzeugt hat, nun mit einigen albernen Variationen auf eine ganz hohle Abſtraction des uralten „gemeinen Rechts“ Englands anzuwenden, und indem dieſes dem ſogenannten ſtatutariſchen Rechte gegenüber geſtellt wird, in demſelben lauter Freiheit und Kultur, in den Statuten aber lauter Willkür und Unverſtand zu ſehen. Als ob die Parlamente ſeit jeher außerhalb der lebendigen Rechtsbildung des Volkes geſtanden hätten! Als ob das Rechtsſyſtem nicht mit der ganzen Nation wüchſe! Als wäre auch nur gemeines und ſtatutariſches Recht ſo ſcharf zu trennen! Dieſe, angeblich demokratiſchen Phantaſten, welche ſich keine Gelegenheit, auf das parlamentariſche Staatsweſen weidlich zu ſchimpfen, jemals entgehen ließen, möchten den alten „Geheimerath“ (the privy council) an die Stelle der verantwortlichen Miniſterien ſetzen, und ſehnen ſich, aus Erbitterung über Lord Palmerſton's entſetzliche Tyrannei, unter die Geſetzlichkeit eines Wolſey oder Burleigh zurück. — Da liegt bei London ein kleines Dorf, in welchem ſich ein experimentirender Juriſt und einige kindiſche Capitaliſten den harmloſen, romantiſchen Spaß erlaubt haben, unter ſich das alte Gemeinde-Recht einzuführen. Flugs wird darauf eine ganze Theorie gebaut. Mit demſelben Fug könnte man aus dem zeitweiligen Beſtehen einer Tauſchbank, wie es deren in Paris ſchon gab, oder einer Ikariſchen Kolonie, wie Cabet deren in Amerika errichtete, auf die Allgemeingültigkeit des Socialismus oder Communismus ſchließen. — H. B. O.

Einen Schritt weiter, und man kann versuchen, das germanische Wesen zu dem wälschen, gallischen, britannischen in einen scharfen Gegensatz zu bringen. So lange die Burschenschaften von teutonischer Urfreiheit und Stammesreinheit faselten, so lange waren sie eher nützlich, als gefährlich. Der Begriff der individuellen Freiheit war ihnen noch nicht aufgegangen. — Beherzige in dieser Beziehung die Worte eines preußischen Staatsmannes (Geheime Denkschrift, 1822):

„Es verdient eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathsam wäre, sie gleichfalls, nach dem Beispiele der englischen und französischen Regierungen, in ihren Grundsätzen, in ihren Leitern und Organen, einer strengen aber kräftigen öffentlichen Discussion zu unterwerfen, als es nicht allzuschwer sein dürfte, gegen jene Grundsätze und Einrichtungen bei den besonnenen und richtig urtheilenden Deutschen die National-Eitelkeit und Ehre in's Spiel zu bringen, indem man dieselben, als von einer nebenbuhlerischen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend darstellte." —

In der That wurden die Deutschen so lange mit ihrem Mangel an Selbstgefühl aufgezogen, daß sich seitdem viele Patrioten in vollem Ernste mit forcirter Bewußtheit eine Prahlerei und Selbstüberschätzung angewöhnt haben, welche die der Dänen und Türken weit übertrifft. — Wenn man bedenkt, daß Vorbild und Anlaß des politischen Widerstandes in Deutschland fast immer von Außen kam, so wird man diesen Punkt, die Isolirung des politischen Bewußtseins, nicht geringschätzen. Politische Revolutionen sind undeutsch, deutsch dagegen sind die religiösen Contro-

verſen und Conflicte! Wer die Aufmerkſamkeit auf dieſes Gebiet lenkt, wer auf dieſem Boden durch populär eingreifende Antitheſen die Gemüther beſchäftigt, zieht das Volk von den Staatsangelegenheiten ab, wo die zu allgemeine Betheiligung nur zu Unfrieden und Unheil führen kann. — Immerhin mag den Ungeduldigen verheißen ſein, daß ſie, ſtatt den Himmel auf der Erde zu gewinnen, umgekehrt in der außerweltlichen Weisheit Erſatz für die irdiſchen Kämpfe finden und daß der freie Gedanken die Körperwelt um ſo ſicherer, obgleich langſam, befreien werde, je höher er ſich über dieſelbe erhebt. —

Soweit für heute, mein Sohn! Ich konnte Dir bis jetzt nur die allgemeinen Geſichtspunkte andeuten, deren einzelne ich vielleicht mit der Geſchwätzigkeit des angehenden Alters, theilweiſe wohl auch mit dem Intereſſe eines Mannes, der ſein „quorum pars magna fui“ ohne Unbeſcheidenheit hinzufügen darf, zu weitläufig beſprochen habe. Meine Abſicht war nichtsdeſtoweniger nur darauf gerichtet, Dich zum Selbſtdenken anzuregen und auf die Bahn zu leiten, wo Selbſtdenken und Thatendrang förderlich ſind. —

Haſt Du das Grund-Princip meiner Auseinanderſetzung begriffen, ſo iſt das Wichtigſte geſchehen. Jede einzelne Frage zu erörtern, müßte ich zu dem langweiligſten Staatsrechts-Compendium einen noch langweiligeren Commentar ſchreiben. Ein anderes Mal ſpreche ich Dir von dem Wechſel-Verhältniß zwiſchen dem Bundestag und den Regierungen der Einzelſtaaten; das iſt eine Mühle, in welcher jede Oppoſition, wie zwiſchen zwei Mühlſteinen zermalmt wird. Dann haben wir noch die Theorie der Staats- und Disciplinar-Gerichtshöfe mit abhängigen Richtern und fürſtlichem Begnadigungsrecht u. ſ. w.

Suche Dir zunächſt bei allen dieſen Gegenſtänden das wahre Verhältniß der lebendigen Praxis zur geſchriebenen

Theorie klar zu machen. Davon muß Dich ſchon meine kurze Ueberſicht überzeugt haben, daß jeder Verfaſſungs-Artikel eine exoteriſche und eine eſoteriſche Auslegung zuläßt. Die Freiheit iſt ja doch mehr eine Sache des Bewußtſeins, als des materiellen Intereſſes. Gewähren wir alſo das ſtolze Bewußtſein und den edlen Schein ſo weit, daß daneben die materielle Ordnung der Dinge den zu ihrer Verwaltung Berufenen unbeſtritten bleibe! —

Aus Deiner Antwort werde ich erſehen, wo ich Deiner Auffaſſung nachhelfen und wo ich Dir das nähere Detail erſchließen ſoll. —

Dein treuer Vater.

III.

Epilog.

Manches aus dem vorſtehenden Briefe mag heutzutage, nachdem die Regierungskunſt die ungemeſſenſten Fortſchritte gemacht hat, veraltet erſcheinen. Aber die Principien ſterben nicht! Im Gegentheil, die von unſerem Briefſteller entwickelten Principien haben ſich zu höherer Entfaltung dargelebt, wenn auch hier und da an die Stelle des vorſichtigen und umſichtigen Kanzleiſtyls der raſche und betäubende Bulletins-Styl der Militärherrſchaft getreten iſt. — Als hiſtoriſches Document aber hat der vorſtehende Brief zweifelsohne den Werth vieler anderer Documente, bei nicht geringerer Authenticität. —

Ich theile die Antwort des Jüngers hier nicht mit, weil ich ſie nicht geleſen habe. Solche Belehrungen nehmen gewöhnlich einen Verlauf, wie ihn ſchon Göthe an Mephiſtopheles' Schüler dargeſtellt hat. Im erſten Theil lauſcht der Junge voll andächtiger Ehrfurcht jedem Worte, gleich

einer neuen Offenbarung; im zweiten Theile schnauzt er den Alten an, und ist weit, weit über ihn hinaus! — Ich vermuthe, daß es auch bei meinem Jugendfreunde so gegangen ist. Wie mag sich der Alte gefreut haben! —

Ja, die Welt hat eminente Fortschritte gemacht! — Die geistige Freiheit unserer Staatsmänner und sonstigen Politiker hat fast in demselben Maaße zugenommen, wie die Staatsschulden der civilisirten Welt. Freilich sind auch die Staatsschulden, ganz abgesehen vom allgemein sinkenden Werthe des Geldes, genau in demselben Verhältnisse gewachsen, als der pedantisch stricte Rechtssinn unterging. Ich meine hier nicht den Rechtssinn der guten, alten Zeit, wo mancher deutsche Fürst, der vielleicht einen armen Teufel hängen ließ, nur um sein hochnothpeinliches Staatsregal vor Verjährung zu schützen, seinen Landständen das Geld zu einem neuen Rock mühsam abdingen mußte. Nein! Ohne so weit zurückzugreifen, — erinnern wir uns nur an die vierziger Jahre, an die bescheidenen Blüthen der landständischen Opposition vor den glorreichen März-Errungenschaften! — Die heute Elephanten verschlucken, haben damals kaum ein ungekochtes Mäuschen verdaut. Das ungerechtfertigte Verbot eines Buchs, die polizeiliche Sprengung einer freien Religions-Gemeinde konnte allgemeine Sensation und Entrüstung hervorrufen, die Ausweisung Itzstein's aus Preußen wurde als eine vaterländische Calamität behandelt. Die Kammern discutiren zuweilen die Rechtmäßigkeit eines Budgetsatzes von fünfzig Thalern, und das Alles Angesichts der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Instructionen! — Wie sind wir heute dagegen so „staatsmännisch" geworden! — Wie man schon vor 1848 von den vereinzelten Bücherverboten zu den Verboten ganzer Verlagsfirmen übergegangen war, so könnte man heute ganze Volksstämme ausweisen, ohne damit besonderes Aufsehn zu erregen. Welcher

Unterſchied beſtand ſchon im Détail zwiſchen dem Rochow'ſchen Polizei-Druck und dem der Manteuffel und Weſtphalen! Von der Rechtspflege gar nicht zu reden! Am meiſten hat wohl die Unabhängigkeit und die Autorität des Richterſtandes gelitten. — Ueberall kamen noch zu den ſubtilen Fallen und Fußangeln, welche in den dreißiger und vierziger Jahren der Gerechtigkeit gelegt waren, die brutalen Octroyirungen der Neuzeit.

Und doch, wir hätten Unrecht, muthlos zu verzagen. Nur ſcheinbar iſt der Rechtsſinn des Volkes geſchwunden, da der politiſche Sinn der Maſſen ſich dem Inhalte und der Intenſität nach, d. h. in die Tiefe wie in die Breite, ausgebildet hat. Das Volk iſt nicht ſtumpfer, ſondern klarer geworden. Es erwartet ſo wenig Achtung des Rechts von ungeſetzlich inſtituirten Behörden, als Ananas von Fichtenbäumen. Seine augenfällige Gleichgültigkeit gegen die beſtehenden Rechts- und Staats-Formen iſt aber ein untrügliches Symptom bevorſtehender Gefahren. Wer die Geſchichte der Menſchheit nur aus der Vogelperſpective verfolgt, der mag aus der um ſich greifenden Verzweiflung am poſitiven Rechte, aus der Abnahme des geſetzlichen Sinnes höhere Hoffnungen ſchöpfen, als aus der einfältigen und unmännlichen Vertrauensſeligkeit früherer Tage. Wer aber mit ſeinen Leidenſchaften und Sympathien dem unmittelbaren Leben angehört, der ſchwingt ſich ſchwerlich zu dieſer kalten Höhe empor. Dem ſteht es wohl an, zu beklagen, daß die naturgemäße Entwickelung von denen ſelbſt, welche an der Conſervirung des Beſtehenden das directeſte perſönliche Intereſſe haben, durch eine Reihe offener und verdeckter Gewaltthaten abgelenkt worden iſt, und daß, wie es ſcheint, die Studienjahre des Self-Government nun nicht mehr ohne eine gewiſſe Lockerung der ſtaatlichen Bande durchzumachen ſind. —

Viele behaupten, die Wiederkehr des Bonapartismus habe nicht wenig zur Abschwächung des Rechtssinnes in Europa beigetragen; mir däucht, daß hier Ursache und Wirkung mit einander verwechselt werden und daß der Bonapartismus nicht aufgekommen wäre, wenn die alten Parteien die wahren Rechte des Volkes höher geachtet hätten. Aber die alten Parteien, welche, in der Sorge um Erhaltung ihrer vortheilhaften Positionen, den Staatsstreich, theilweise ohne klares Bewußtsein, beförderten und ausführen halfen, haben seitdem ihr damaliges Verhalten längst bitter zu bereuen gehabt. Und dennoch werden sie — das ist einmal in ihrer eigensten Natur begründet! — vorkommenden Falles stets die Chance des Despotismus der Chance der allgemeinen Freiheit vorziehen. Auch bezieht sich ihre Reue mehr auf den revolutionären, als auf den despotischen Charakter der neuen Herrschaft in Frankreich. —

An analogen Peripetien fehlt es der Neuzeit nicht; aber nicht überall hat sich das historische Fatum so rasch und deutlich enthüllt. — Ein ganz anderes und doch innerlich verwandtes Phänomen frappirt uns jenseits der Meere. Auch in Nordamerika lockern sich die Bande der Staatsgewalt*). Dort aber sehen wir die andere Seite des Gegensatzes überwiegen, dort wird der ohnmächtige Staat von der überwuchernden Vegetation des bürgerlichen Lebens verschlungen. Der reiche Inhalt unserer gewerblichen und philosophischen Kultur, die schwindelnd raschen Fortschritte des Communicationswesens, der Kriegskunst und der In-

*) Wir deuten damit nicht auf den drohenden Abfall der Sklavenstaaten. Die Erscheinungen, auf welche wir hinweisen, bestehen in dem handwerksmäßigen Charakter, den die politische Thätigkeit dort annimmt, in der gerade im Norden der Vereinsstaaten zu weit getriebenen Entfernung von der Central-Politik u. s. w.

duſtrie drängen die Menſchheit auf neue Bahnen. An gewaltſamen Conflicten kann es dabei ebenſowenig fehlen, als an innern Widerſprüchen zwiſchen dem Beſtehenden und den neuen Tendenzen. Wehe den Regierungen, welche ſich einbilden, Dampfkraft, Telegraphen und Eiſenbahnen ſeien nur erfunden, um der Polizei einige neue Kunſtgriffe und Häſcherwitze an die Hand zu geben! Wer Wind ſät, wird Sturm ernten. Das Einzige, was feſt ſteht, ſind die Principien, die ewigen Grundſätze des Rechts für Alle. A bon entendeur salut!

Geſchrieben im October 1860.

H. B. Oppenheim.

Der aſiatiſche Geiſt

in

ſeiner Herrſchaft über Europa

von

Arnold Ruge.

Vielleicht ist es ausreichend, asiatischen Geist das zu nennen, was man gewöhnlich so nennt, den Despotismus und das Stagniren in einer unvollkommnen Civilisation, also eine gewisse verfeinerte oder auch nicht verfeinerte Barbarei; vielleicht könnte man die Europäer schon hinlänglich zur Besserung oder zum Unwillen, jenachdem so Einer aufgelegt ist, reizen, wenn man ihnen zeigte, daß gegenwärtig das Asiatenthum, selbst in seiner gewöhnlich verächtlich so genannten Form, noch immer die Mehrzahl von ihnen beherrscht. Dieser Vorwurf ist ihnen auch genug gemacht worden, und immer mit der guten Absicht, sie zu bessern und zu bekehren. Den Papst hat man als den europäischen Dalailama dargestellt; Rußland hat man wesentlich asiatisch gefunden, und wenn es auch von Deutschen beherrscht wird, so hat man sich doch dadurch nicht verblenden lassen; man hat vielmehr bedauert, daß unsre Landsleute sich so leicht in das System des Despotismus und in die Sitten der Barbaren hineinfinden, wenn auch einige von ihnen daneben den Eifer der Aufklärung und Civilisation im europäischen Sinne beibehielten, wie dies z. B. Katharina II. gethan, der man sonst wahrlich die Gelehrigkeit im Russenthum nicht absprechen kann. Von Rußland kommt man nach Polen; und es kann sehr zweifelhaft scheinen, ob der Pole nicht wesentlich ein Asiate sei — Asiate

auch im gewöhnlichen Sinne des Worts; denn was iſt der ſouveräne Landedelmann und ſeine Leibeignen? was der polniſche Aberglaube und die „polniſche Wirthſchaft?“ Ohne Zweifel hätten die Polen dieſe Fehler abgelegt, wenn ſie nicht durch die drei mitteleuropäiſchen Despotieen getheilt und mitten in ihrer vielverſprechenden Revolution durch ein noch ärgeres Aſiatenthum vernichtet worden wären; aber leider iſt es jetzt eine Thatſache, daß Aſien und ſeine Principien noch in dieſem Augenblick, wie in Rußland, ſo in der ganzen Ausdehnung des ehemaligen Polens herrſchen. Von Oeſterreich zu ſprechen, iſt jetzt in Deutſchland eine delicate Sache. „Nichts als Gutes!“ oder „Wenn auch gegenwärtig — ſo leidet es doch keinen Zweifel, daß in allerallernächſter Zukunft!“ oder „die kräftigen, urdeutſchen Gebirgsvölker, der ſtarke Tyroler, der kühne Steiermärker u. ſ. w., die ſo lange brach gelegen und nur etwas „Muſik gemacht“ — was für hoffnungsvolle Erſcheinungen! du ſtolzes Deutſchland, freue dich, das freie Oeſtreich nähert ſich!“ oder „der breite Schild und die unüberwindliche Feſtung Deutſchlands!“ — ſo hört man es jetzt doch wohl am liebſten; und wer wird ſo unzart ſein und hier von aſiatiſchem Geiſt, von Stagniren in einer unvollkommnen Civiliſation oder gar von Despotismus und Corruption, Barbarei und Aberglauben zu reden? Wenn man die Bettler ſegnet, ſtatt ihnen Almoſen hinzuwerfen, iſt das nicht ein Fortſchritt; und wenn der Bettler ſich mit dem Segen begnügt, iſt das nicht ein Triumph der Erziehung — zur Reſignation — der höchſten (aſiatiſchen) Tugend nach Herrn Arthur Schopenhauer und andern Hauern; denn wer Einen durchgerbt, findet es tugendhaft, daß der Andre ſtill hält.

Wir wollen daher die Deutſchen nicht damit ärgern, in Oeſterreich die Herrſchaft des Aſiatenthums im gewöhn-

lichen, vielleicht oberflächlichen Sinne nachzuweisen. Es ist auch nicht nöthig.

Mit Preußen dürfen wir uns schon mehr Freiheit erlauben. Preußen ist die allgemeine Antipathie derer, die nicht dazu gehören und denen erst recht unausstehlich, die darin wohnen. Man sieht das unter andern an Humboldt's und Varnhagen's Briefwechsel über den einzigen Gegenstand, der in Preußen ein Gegenstand ist. Auch weiß ich sehr gut, daß ich ein Ultrapreuße und darum noch unausstehlicher bin, als die übrigen, die gemäßigten Preußen, die eigentlich Oesterreicher sind, und die um so liebenswürdiger, fast „ewigweiblich" sind, je weniger sie das sind, was sie sein wollen. Ueber Preußen — wo ohnehin jetzt volle Preßfreiheit, volle Polizeifreiheit und Schwerin herrscht — über Preußen können wir also offen sein.

Das Commando, das mot d'ordre der Polizeipräsidentur, die Cabinetsordre, das Princip von Gottes Gnaden, dem England und Frankreich in ihren Revolutionen auf eine so unhöfliche Weise den Prozeß gemacht — in Preußen herrscht dies Alles ohne Widerspruch; Wrangel ruht auf den Lorbeern des Schauspielhauses; und das Herrenhaus führt die octroyirte Constitution „in's Leben." Wäre der Preuße nicht durch das ewige Commando verwöhnt, wie ein dressirter Hühnerhund durch das Stachelhalsband, (streiche diesen Vergleich nicht aus! edler Freund!), so würde ich behaupten, Preußen wäre freier vom Asiatenthum, als irgend ein anderes Land Europas und eben darum wäre es den andern, die noch „kemithlich" darin stecken, so unausstehlich. Aber so — müssen wir es mit den andern in Einen Topf thun.

Der alte Arndt sagte in der Paulskirche: „Die Franzosen — werden bald wieder einen Herrn haben!" Hm! also hatten sie doch damals keinen; und schon

zum dritten Mal hatten sie ihren Herrn abgeschafft und im Nationalconvent beschlossen: „daß jeder Bürger verpflichtet sei, den, der sich später wieder zum Herrn aufwürfe, todt zu schlagen!“ Das hat Alles nichts genutzt. Die Bürger haben immer große Schwierigkeit darin gefunden, den Tyrannen an den Kragen zu kommen und die Verbrecher fanden immer ganze Lustren hindurch die Mittel, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen und sogar die legalen Tyrannentödter tödten zu lassen. Obgleich also der Franzose dem asiatischen Despotismus erfolgreich zu Leibe gegangen ist, obgleich er — was ganz unasiatisch ist — demokratische Revolutionen gemacht hat, während der Asiate nur Palastrevolutionen oder höchstens aristokratische und reactionäre Revolutionen macht, die dann natürlich Priesterrevolutionen sind, — obgleich der Franzose sich seit 1789 gegen alle seine Tyrannen empört und der ruhigen patriarchalen Thronfolge vom Vater auf den Sohn ein Ende gemacht hat, so ist er doch seine wahnsinnige Sucht zu commandiren und sich commandiren zu lassen, nicht los geworden; ebenso wenig den Aberglauben. Und wer einmal das Commando und den Aberglauben nicht los werden kann, der „schafft sich immer neue Herrn und neue Priester.“ Das Einzige, was er voraus hat, ist, daß er sagen kann, wie jener Holländer von seinem Schildkrötenorden, den er sich selbst gemacht hatte: „dat is myn eegen Biest!“

Im gewöhnlichen Sinne des Worts sind offenbar die Engländer das Asiatenthum am gründlichsten los geworden. Sie haben den Despotismus beseitigt und in Herrschaft des Gesetzes und Selbstregierung aufgelöst. Religiös haben sie auch den Papst in's Volk aufgelöst. Hier aber hat der Republikanismus oder die Toleranz einen Haken. Sie erzeugt die Priester als Sectenführer und reges sacrificatos wieder. Das Asiatenthum in der Religion ist durch bloße

Abschaffung des Papstes nicht zu beseitigen, wie dies die Agapemone und die Mormonen auch dem oberflächlichsten Beobachter zeigen.

Wir können also nicht umhin anzuerkennen, daß selbst die beiden Völker, welche es sehr ernstlich, ja, mit der äußersten Leidenschaft für das lang unterdrückte europäische und humane Princip, versucht haben, dem Orientalismus von Gottes Gnaden ein Ende zu machen, daß selbst die Engländer und Franzosen dies nur unvollkommen erreicht haben.

Die gegenwärtige italienische Revolution, so bedeutend sie ist, weil sie dem Papst und Oesterreich zu Leibe geht, den beiden entschiedensten Existenzen des Asiatenthums in Europa, die italienische Revolution kann es vor der Hand unmöglich weiter, als zu einem Abkommen mit dem asiatischen Geist bringen, da sie ja nur auf ein solches Abkommen ausgeht und die Principien der Freiheit sich erst im Verlaufe der Bewegung erzeugen müssen. Namentlich der Süden Italiens ist in einem Zustande, auf den man den Unterschied des Europäerthums und des Asiatenthums kaum noch anwenden kann. Sicilien und Unteritalien müssen erst für die Cultur im gewöhnlichen Sinne erobert werden — trotz aller Reste jener alten aber wesentlich untergegangenen Civilisation.

Wäre Europa nicht viel asiatischer, als es Wort haben will, auch im gewöhnlichen Sinne des Worts, so wäre natürlich die orientalische Frage, die Austreibung und Ersetzung der Türken durch freie Europäer, leicht zu lösen. Es handelte sich alsdann nicht mehr darum, einen Despotismus an die Stelle des andern, sondern das Volk an seine Stelle zu setzen; und vor allen ernstlichen und freigesinnten Volksbewegungen verstummen die Eifersüchteleien der Nachbarn. Selbst eine mäßige demokratische Fähigkeit

würde die Donauvölker sofort nach Constantinopel führen; — nur weil sie noch zu orientalisch gesinnt sind, werden sie das Joch der Türken so schwer los, und riskiren, es nur gegen ein andres noch ärgeres auszutauschen, so wie sie sich regen.

Es leidet freilich keinen Zweifel, daß der Despotismus, der auf dem Continent von Europa kaum eine Unterbrechung durch secundäre Staaten erfährt, ein Ausfluß des asiatischen Geistes ist, und daß die Vorliebe der Despoten für den russischen Hof aus ihrem eignen Asiatenthum entspringt; aber *das Asiatenthum selbst ist eine Form der Menschheit, die wir Europäer allmählig abzustreifen haben, es sind unsre Kinderschuhe, die wir auszuziehen haben.*

Asien hatte und hat *keine Wissenschaft* im eigentlichen Sinne; der Asiate ersetzte sich also die Wissenschaft *durch Phantasiren und Dichten.* Das Dichten selbst ist aber nicht disciplinirt, sondern der undisciplinirte *religiöse Mythus.*

Disciplinirt oder besser gebildet ist der dichtende Geist, wenn er *den Menschen zum Maß, die Philosophie zur Herrin* und *die Freiheit zur Geliebten hat.*

Die Bildung des Dichters setzt also menschliche Zustände, bürgerliche und geistige Freiheit und eine reelle wissenschaftliche Fähigkeit des Individuums voraus.

Nun hat der Orient es nirgends zur Anerkennung der Würde des Menschen in jedem Individuum gebracht; verachtete Klassen und gemißhandelte Menschen gehören zum Orientalismus. Dies sind *unmenschliche Zustände.*

Ganz Asien hat *keine Ahnung von bürgerlicher Freiheit;* es hat *keine Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Worts;* es ist *der Philosophie,* die sich erst aus der gemeinen Wissenschaft erzeugt, *unfähig.*

Um also zu sagen, was der asiatische Geist, in China, Indien, Persien, Kleinasien, Syrien, Palästina gewesen sei, hat man neuerdings die Mythen, d. h. die rohe religiöse Dichtung dieser Völker genauer erörtert, und ihren Zusammenhang mit den Mythen der Griechen und überhaupt den naturwüchsigen Vorstellungen der Europäer nachgewiesen.

Man hat damit nun in der That mehr bewiesen, als man wohl anfangs dachte. Ist nämlich dieser Europäer nicht philosophisch unterrichtet, versteht er die sociale und bürgerliche Freiheit nicht, so ist er immer noch ein Asiate, ein geistiger Sclave und anstatt die Kinderschuhe der Menschheit, den wüsten Traum der Welt, auszuziehen, zieht er sie mit Verehrung von neuem an und schwelgt in den wüstesten Vorstellungen der rohen Vorwelt.

Diese Vorstellungen sind bekanntlich über Europa ausgegossen und durch die wüthendsten Kämpfe in alle Köpfe hinein getrieben worden; ja die ganze Grundlage unsrer gegenwärtigen Erziehung ist das Asiatenthum, die Literatur der Juden, die Bibel.

Diese Literatur eines durch und durch asiatischen Volks, diese Mythen, die es nicht einmal zu einer Kunstform bringen, sind sogar zur „heiligen Schrift“ erhoben worden. Kaum sind wir die Strafen des Fanatismus los, wenn wir diese stammelnden Versuche eines kindischen Volks die Welt durch seine Phantasieen zu erklären kritisiren. So sehr steht die europäische Welt unter der Knechtschaft des asiatischen Geistes, daß die Erklärung dieser jüdischen Literatur, die vollständig außer dem Bereich aller Wissenschaft; aller Kunst und aller socialen politischen Freiheit liegt, die einfach vorweltlich, vormenschlich und ganz und gar das Product undisciplinirter religiöser Phantasie ist, daß die Erklärung dieser Bücher die erste Facultät unsrer Universitäten bildet, die daraus den Qualm ihrer Dogmatik zusammen trägt und junge Europäer

abrichtet und über das ganze Volk verbreitet, um dies Aſiatenthum alle Welt zu lehren, aller Welt eine Weisheit zu predigen, die ſie ſelber nicht wiſſen, denn gewußt können dieſe Phantaſieen nur werden in dem Sinne, daß man ſie auswendig weiß, als Wahrheit kann keine Phantaſie, nur die Wiſſenſchaft gewußt werden.

Wir haben nur dies eine Factum in's Auge zu faſſen, um vor den Inſtitutionen raffinirter Knechtſchaft zu erſchrecken, in denen wir leben; und um noch erſt viele Jahrhunderte zu verlangen, bevor wir auch nur zu dem Anfange eines wahrhaft gebildeten und rein europäiſchen Lebens gelangen können; denn jeder wird durch die Pfaffen bei den Ohren genommen, ſo wie er auf die Welt kommt, und möglichſt tief in's Judenthum untergetaucht; und von den Griechen kommt Plato und Ariſtoteles nicht dem Tauſendſten derer zu Geſicht, die ſich den Studien widmen. Philoſophiſche Köpfe giebt es überhaupt nicht im Ueberfluß; und ſo ſchiebt ſich denn die banauſiſche Wiſſenſchaft, die elende Abrichtung für den Erwerb oder gar für den verruchten Polizeiſtaat von Geſchlecht zu Geſchlechte fort immer mit dem Kopf unter der aſiatiſchen Ueberſchwemmung.

Natürlich ſtecken alle Frauenzimmer darin, und unter den gegenwärtigen Verhältniſſen iſt es umſonſt ſie daraus befreien zu wollen.

Wenn wir bedenken, was bei ſolchen Schwierigkeiten Voltaire, Leſſing, Göthe und Schiller für die populäre Aufklärung, d. h. für die Entzweiung der Maſſen mit dem Judenthum gethan haben, ſo müſſen wir wirklich die Gewalt dieſer Emancipatoren anſtaunen. Für die wiſſenſchaftliche Befreiung ſind wir einem Theile unſrer Philoſophen, Kant, Fichte, Hegel und denen verpflichtet, die den Muth hatten, dieſe drei richtig zu verſtehen, ſeit es als Aufruhr gegen den

herrschenden Orientalismus bekannt geworden war, mit ihren Principien Ernst zu machen.

Nun stecken aber auch diese, neben der Freiheit ihrer Principien, noch tief im Judenthum. Hegel, principiell der freieste, treibt das Unwesen am ärgsten, indem er alle seine Dummheiten zu beweisen sucht.

Also braucht selbst die Philosophie der Reinigung durch Philosophie; wie viel mehr die Dichtung?!

Ja, es entsteht die Frage, die schon Plato aufgeworfen, ob die Dichter, trotz aller geistigen Disciplin nicht doch immer Asiaten bleiben und also auch einen asiatischen Geist erzeugen und als schädlich aus der Republik auszuschließen seien. So lange sie wirklich der Wissenschaft und dem von asiatischer Ueberlieferung freien Denken anhangen, sind sie so wenig schädlich, daß man sie ermuntern muß, denn sie breiten die Gedanken über die Massen aus und schmeicheln sie bei denen ein, die der Wissenschaft in ihrer eignen herberen Form unzugänglich sind. Wenn sie sich aber in ein solches rohes Nebelwesen verlieren, wie Göthe im zweiten Theil des Faust und schon auf dem Blocksberge im ersten Theil, so inficiren sie allerdings die Seele mit widrigen, unschönen, schädlichen Bildern, die um so verderblicher wirken, je aufdringlicher und eindringlicher sie sich zeigen.

Noch mehr, war Schiller berechtigt, *schon damals* mit dem Katholicismus zu spielen und Göthe mit dem Aberglauben? *War es nicht zu früh*, den Blocksberg und die ganze katholische Mythologie im Faust zu einem rohen, die Augen und Ohren beleidigenden System zusammenzustellen, da noch so viel Asiatenthum in der Welt ist, daß grade das Beleidigende pikant und das Rohe urkräftig gefunden wird? Wenn die Dichter keinen andern Olymp, als den Götheschen Blocksberg oder das Mortimersche Rom in der Maria Stuart von Schiller zu Wege bringen, so zeigen sie

nur, wie sie durch die Aufgabe selbst in das alte Asiatenthum zurückgerissen werden, in die Sphäre der rohen undisciplinirten Mythen — die auch keiner Idealisirung fähig sind, denn aus einem Centauren kann auch der beste Bildhauer keinen Menschen machen.

Die reine, keusche, ganz humanisirte Phantasie sollte sich also mit den orientalischen Opiumträumen der rohen Vorwelt, der rohen Vorstellungswelt des jüdisch verderbten Menschen nicht beflecken.

„Sollte sie nicht? Woher denn aber das Leben und die Wahrheit der Verhältnisse nehmen, da alle Verhältnisse vom Judenthum vergiftet sind?“

Diese Schwierigkeit ist nur praktisch zu lösen. Der freien Dichtung muß eine freie Welt geboten werden. Alsdann wird es ihr nicht mehr einfallen, aus einem Hexenproceß eine Tragödie, aus einer Ketzerverbrennung ein Gedicht zu machen. Wie? oder ist sie nicht schon jetzt davon zurückgekommen, wenn sie es je gethan? d. h. doch wohl, alle Greuel der syrischen Weltanschauung und diese Verwüstung des menschlichen Anschauens selbst sind schlechte Gegenstände der Poesie und selbst als Reizmittel können sie leicht unbequem werden?

Um aber die Uebel der Herrschaft des asiatischen d. h. vornehmlich des syrisch-jüdischen Geistes oder der altasiatischen Phantasieen der Bibel recht begreifen zu lernen, muß man die Verschrobenheit und den Aberglauben der Engländer und Amerikaner von „der Agapemone, der Wohnung der Liebe“ bis zu den Mormonen und Wesleyanern, die Puseyiten nicht zu vergessen, vor Augen haben.

Die Mormonen und Puseyiten heben alle bürgerliche, gesellige und versteht sich geistige Freiheit völlig auf. Ein neues Papstthum und eine neue absolute Knechtschaft folgt unmittelbar, so wie die Secte sich constituiren kann.

Daß aber noch kein Engländer und kein Amerikaner (englischer Amerikaner) gelebt hat, der von der Voraussetzung der biblischen Mythen frei gewesen, der die Gedankenfreiheit eines Plato und Aristoteles, der den rein wissenschaftlichen Boden erreicht, der nicht wenigstens in vergeblicher Polemik gegen den Orientalismus stecken geblieben, dies ist der schlagendste Beweis für die Macht der jüdisch-syrischen Vorstellungen über die Europäer. Die Colonisirung und Machtverbreitung „der angelsächsischen Race" ist eine weltumfassende; mit ihr schreitet also der englisch-amerikanische Aberglaube zugleich fort; und selbst die Eingeborenen von Neuseeland theilen sich schon in die Secten Altenglands und kämpfen die Gespensterschlacht von Gegensätzen, die selbst im Mutterlande nur noch abgeschwächt vorhanden sind, noch einmal durch. Welch' eine trübe Aussicht in die Zukunft! denn die Aufklärung Englands und Nordamerikas hat grade in der Sectenzersplitterung und in dem familienweise fortgepflanzten Pfaffenthum seine enormen Schwierigkeiten. Familienweise geschieht die natürliche Fortpflanzung; indem nun das Juden- oder Pfaffenthum sich familienweise fortpflanzt, gelangt es zu einer „natürlichen Fortpflanzung" d. h. entzieht sich ganz und gar der geistigen Sphäre.

Dies ist der ächte Orientalismus, den Geist in die Natur herabzuziehen, auch ihn natürlich fortzupflanzen und so der Wissenschaft und dem Verstande alle Möglichkeit abzuschneiden, von sich anzufangen, und von sich aus die Welt der Freiheit aufzubauen und die natürliche Welt zu begreifen d. h. zu unterwerfen.

Welche Mittel haben die wenigen Europäer, die jetzt leben und denken, gegen den Orientalismus?

Keine andern, als die Reinigung der Philosophie.

Wenn ich dies bedenke, und zugleich zugeben muß, daß die politische Bewegung der Reinigung der Philosophie nothwendig hindernd in den Weg tritt, wenn ich sehe, wie die Ausbreitung des Denkens unter die Massen der Reinigung des Denkens seit 1848 in den Weg getreten ist, wenn ich daher für die Reinigung der Philosophie d. h. des Kopfes der europäischen Menschheit eine ungünstige Gegenwart und eine noch ungünstigere Zukunft vor mir sehe; so will es mir scheinen, daß ein Bund neuer Pythagoräer für diesen großen Zweck sehr an der Zeit wäre, und wenn ich nicht confiscirt und exilirt wäre, so würde ich noch einmal mein ganzes Vermögen dieſem großen Zwecke der Kritik widmen und aufopfern.

Ich sage, aufopfern, denn in dem kommenden Sturm des endlosen Kampfes um bürgerliche Freiheit würde „die Reinigung unſers Denkens," die Kritik unserer Philosophie und die Durchführung

des Humanismus gegen den Orientalismus

als ein eitler Luxus nur wenig Gehör finden, und doch giebt es keine andre Rettung der Geistesfreiheit und dadurch der europäischen Menschheit als diesen Proceß, der sich auf deutscher Erde vollziehen muß.

Brighton, Suſſex, England im Dec. 1860.

Arnold Ruge.

Die Brigade Milano.

Von

W. Rüſtow,

Oberſt-Brigadier und interimiſtiſcher Commandant der 15. Diviſion des italieniſchen Heeres.

Am 30. Juni 1860 nahm ich Abschied von meinem geliebten Weibe, von meinem herzigen Töchterlein, von den blühenden Ufern des Zürcher Sees, an dem ich eine zweite, meine wahre Heimath gefunden, um dem Rufe meiner Freunde: nach Italien! zu folgen. In der Nacht darauf überschritt ich den Gotthard und spät am Abend des 1. Juli traf ich zu Genua ein.

Am nächsten Tage schon war ich mitten in meiner neuen Arbeit. Meine Aufgabe war keine andere, als eine kleine Armee zu organisiren, welche in Uebereinstimmung mit den Operationen Garibaldi's und seinem Oberbefehl unterworfen, die päpstlichen Staaten angreifen sollte, welche also bestimmt war, den entscheidenden Schlag zu thun, das letzte Wort zu sprechen, welches heut immer noch ungesprochen ist.

Die Comités in Norditalien, welche die Elemente unserer Organisation zusammenbrachten, arbeiteten unverdrossen und ließen es an Mühe und Geld nicht fehlen und in den ersten Tagen des August standen 8000 bis 9000 Mann, organisirt, soweit es die Umstände gestatteten, für den neuen Feldzug bereit. Es waren 22 schwache Bataillone, 5 Compagnieen Schützen von Genua und Mailand, 2 Compagnieen Genie und 8 gezogene Vierpfünder. Auch an einer Cavallerie fehlte es uns nicht gänzlich, obwohl sie für den Anfang nur aus 30 Guiden von Toscana bestand.

Das Heer war in 6 kleine Brigaden eingetheilt, die ihren Namen von den Orten erhielten, in denen sie sich vereinigten oder welche die meisten Kräfte zu ihrer Bildung hergegeben hatten. Die 1. Brigade hieß Genua, die 2. Parma, die 3. Milano, die 4. Bologna, die 5. Toscana, die 6. Abruzzen. Das Obercommando hatte der Oberst Pianciani; ich war Chef des Generalstabes und der Zweite im Commando.

Der Feldzugsplan war durch die Umstände und vor allem durch die Hindernisse bedingt, welche die Diplomatie uns in den Weg legte. Indessen ging ich mit vollem Vertrauen an die Sache und die schnellen Siege der Piemontesen im Kirchenstaat haben wohl den Beweis geliefert, daß mein Vertrauen kein ungegründetes war.

Die Brigade Abruzzen sollte in die Marken einfallen, diese insurgiren und die Aufmerksamkeit Lamoricière's von der Westküste und der Linie Perugia-Spoleto ablenken; wenige Tage später sollten die vier Brigaden Genua, Parma, Milano und Bologna, welche den Hauptkörper des Heeres bildeten, an der Küste der päpstlichen Staaten bei Montalto an der Mündung der Fiora landen, während die Brigade Toscana unter der Führung des feurigen Giovanni Nicotera sich auf Perugia warf. Die fünf zuletzt erwähnten Brigaden sollten so schnell als möglich und unter allen Umständen ihre Vereinigung bewirken, um nun mit verhältnißmäßig bedeutender Macht die vereinzelten Kräfte Lamoricière's aufzusuchen und in der Vereinzelung nacheinander zu schlagen.

Indessen im Rathe der Götter war es anders beschlossen und Garibaldi selbst sah sich gezwungen, die Ausführung unsers Planes zu stören, zugleich um neue Kräfte für sich, für seinen beabsichtigten Uebergang von Sicilien nach Calabrien zu gewinnen.

In der Nacht vom 7. auf den 8. August begann die Einschiffung unserer Truppen zu Genua. Sie segelten zu-

nächſt nach der einſamen Bucht von Terranuova an der Nordoſtküſte der Inſel Sardinien. Dort ſollten die vier erſten Brigaden ſich ſammeln, dort wollten wir einige Tage verweilen, um ein wenig zu exerciren und dann hinüberzuſteuern nach dem Continent Italiens.

Am 13. Auguſt ſchifften ſich die letzten grade disponibeln Truppen nebſt dem Generalſtab am alten Molo zu Genua auf dem franzöſiſchen Dampfer Byzantin ein. Das etwas trübe Wetter hellte ſich gegen Mittag, noch ehe der Byzantin die Anker lichtete, auf und der prächtigſte italieniſche Tag, den man je geſehen, ſchien auf uns herab.

Am 14. Auguſt Nachmittags um 4 Uhr lenkten wir in die Bai der Orangen ein, um zu ſehen, ob dort etwas von unſern Schiffen ſich vorfände. Es war nichts zu bemerken, wir nahmen nun den Curs nach der Bucht von Terranuova. Aber zu unſerer nicht angenehmen Ueberraſchung zeigte ſich auch hier keine Spur. Eingezogene Nachrichten ſagten uns, daß alle früher angekommenen Schiffe der Expedition ſüdwärts abgeſegelt ſeien. Es ward nun beſchloſſen, auch mit dem Byzantin ſüdwärts, nach Cagliari, zu ſteuern. Nachmittags am 15. erreichten wir die Rhede von Cagliari und fanden hier in der That den größten Theil der Schiffe der „Expedition Terranuova.“ Kaum hatten wir Anker geworfen und ſchickten uns an, Erkundigungen über die Gründe der Abweichung von der urſprünglichen Dispoſition einzuziehen, als ein Boot Garibaldi an unſern Bord trug. Der Jubel, mit welchem unſer großer Obergeneral von den Soldaten begrüßt ward, duldet keine Beſchreibung.

Garibaldi ertheilte Pianciani den Befehl, ohne Aufenthalt nach Palermo zu ſegeln; die andern Schiffe, denen es augenblicklich an Kohlen fehlte, würden bald möglichſt nachfolgen.

Am 16. ſpät in der Nacht kamen wir vor Palermo an.

Es war zu spät, um die Ausschiffung noch zu beginnen. Pianciani begab sich sogleich ans Land. Ich ließ am 17. Morgens um 4 Uhr die Ausschiffung anfangen und rückte nach dem mir angewiesenen Biwakplatz ab. Hier erschienen bald Garibaldi und Pianciani. Der Letztere hatte das Commando niedergelegt; er hatte unsern politischen Freunden das Wort gegeben, nach keinem andern Punkte Italiens zu gehen, als den päpstlichen Staaten. Er wollte und konnte die andere Bestimmung nicht hindern, welche Garibaldi unsern Truppen gegeben, und handelte jetzt, wie er es als Mann von Ehre mußte.

Ich hatte kein gegebenes Wort dieser Art auszulösen und da Garibaldi stets als unser oberster Chef anerkannt war, mußte ihm meiner Meinung nach die Entscheidung über unsere Operationen bleiben. Wie schwer und ungern ich mich von einem Unternehmen trennte, für welches ich Alles bis in's Kleinste selbst vorbereitet, in das ich mich ganz und gar hineingearbeitet hatte, ich war entschlossen, mich unbedingt dem Befehle Garibaldi's unterzuordnen.

Dieser übertrug mir das Commando über die Expedition oder Division Terranuova, wie sie von nun an genannt wurde, und gab mir zugleich den Befehl, mich um 4 Uhr Nachmittags, nachdem die Leute gegessen haben würden, wieder einzuschiffen, um nach Milazzo zu segeln, wo Alles, was von der Division Terranuova noch zusammen war und zusammen blieb, vereinigt werden sollte.

Ich selbst kam am 18. zu Milazzo an; an den beiden folgenden Tagen kamen auch die übrigen Schiffe.

Die ganze Mannschaft, welche ich zu Milazzo vereinigte, belief sich auf 3700 Mann in den 3 Brigaden Parma, Milano und Bologna; ein schöner Zuwachs für das kleine Heer Garibaldi's, welches bei weitem nicht die Ziffer erreichte, die ihm die Zeitungen zu geben pflegten.

Die Brigade Genua war von Garibaldi für eine Demonstration in Calabrien vorweggenommen; die Brigaden Toscana und Abruzzen waren noch an ihren Bildungsorten, noch immer unserer Landung an der Küste der päpstlichen Staaten harrend.

In jenen Tagen bereitete sich Garibaldi, den Krieg von der Insel auf das Festland hinüberzutragen. Ich wußte es und erkannte wohl, daß mir die Gelegenheit geboten war, eine glänzende Rolle sogleich bei meiner Ankunft auf dem Kriegsschauplatze zu spielen. Indessen ich konnte es nur auf Kosten meiner Truppen, auf Kosten ihres Bestehens, ihrer Zukunft. Der mögliche Vortheil für mich war kein Vortheil für den Krieg, für Garibaldi. So entschloß ich mich denn schnell, zu thun, was die Pflicht mir gebot; für die Vervollständigung der Bewaffnung, der Munition zu sorgen, die Ausbildung der Mannschaft, für welche sich bisher noch nie und nirgend Zeit gefunden, zu betreiben und einen geordneten Dienstgang einzuleiten.

In diesem Sinne handelte ich denn auch; es war aber schwieriger, den Entschluß festzuhalten als ihn zu fassen. Täglich nicht einmal, dreimal, ward von verschiedenen Seiten auf mich eingearbeitet, sofort an den Faro aufzubrechen. Ich machte Gegenvorstellungen; namentlich wehrte ich mich dagegen, die Truppen, welche noch keinen einzigen Marsch gemacht hatten, wiederum einzuschiffen oder sie Eilmärsche machen zu lassen, um sie unmittelbar an den Feind zu bringen. Die Auslegungen, welche man von meinem Widerstande machte, waren nicht eben die schmeichelhaftesten für mich, ja es ward im Stillen daran gearbeitet, mich vom Commando zu entfernen, und ich verdanke es wohl hauptsächlich der Einsicht des Generals Sirtori, daß ich meine Ansicht, soweit die Umstände es nur gestatteten, wirklich durchführen konnte.

Später habe ich Gelegenheit gehabt, glänzende Thaten zu thun und mir einen brillanten Ruf in der Armee Garibaldi's zu schaffen, aber niemals habe ich mehr für die Armee Garibaldi's gethan, als da ich mich in der einsamen Mönchszelle des Conventes San Francesco di Paola selbst bezwang, alle Verlockungen niederkämpfte, allen Drohungen die Pflicht gegenüberstellte. Ihr wißt es, meine treuen Begleiter, und du weißt es, Pater Francesco Bandiera, wie schwer es dir ward, die Wolken von meiner Stirne zu jagen, wenn du mich zwangst, dir von „Ekel“ und „Fikté,“ den Heroen unsers deutschen Geistes zu erzählen, was dem Soldaten aus den Studien seiner Jugend übrig geblieben war. Pater Giovanni, wie oft beklagtest du dich, daß ich von der Pasta, die du mir — freilich auf 12 Mann berechnet, — auf den Teller schobst, nur den hundertsten Theil vertilgen konnte!

Endlich am 26. August Abends brach ich an den Faro auf; marschirte an diesem Tage noch bis Gesso, am 27. nach Messina und am 28. nach Torre di Faro. Wie nothwendig einige Landmärsche meinen Truppen thaten, das zeigte jetzt die Erfahrung. Die Colonne dehnte sich in's Unglaubliche aus; erst allmälig konnte ich ein wenig Ordnung hineinbringen, die Leute an ein regelmäßiges Rancio (Essen) und an Schnelligkeit in jedem einzelnen Dienstzweige gewöhnen. Was würde daraus geworden sein, wenn ich, wie verschiedene Weise, die freilich von militärischen Märschen soviel verstanden als ein Lustreisender zu Fuß davon verstehen kann, versucht hätte, in einem einzigen Marsche von Milazzo nach Torre di Faro zu kommen.

Garibaldi's Colonnen wendeten sich nach dem Tage von Reggio nordwärts, Furcht und Schrecken in den demoralisirten Truppen Franz II., Jubel in dem Mehrtheil der Bevölkerung verbreitend. Um mit ihnen trotz des „Zeit-

verluſtes" auf gleiche Höhe zu kommen, ſollte ich mich zu Torre di Faro einſchiffen und am Pizzo landen, ſo den äußerſten linken Flügel der italieniſchen Südarmee bildend.

Unſere Schiffe am Faro genügten vorerſt nur zur Einſchiffung der beiden Brigaden Milano und Parma, die Brigade Bologna blieb demnach vorläufig am Faro zurück.

Ich befand mich mit der Brigade Milano und einem Theil der Brigade Parma auf dem Dampfer Roſalino Pilo. Um Mittag hatten wir Tropäa, das wie ein wahres Tropäon auf einen gewaltigen Felsbrocken gegründet, weit in das Meer hineinſchaut, hinter uns gelaſſen und näherten uns der Spitze von Zambroue, als der kleine engliſche Dampfer Weaſel, welcher genueſiſche Carabinieri und Genieſoldaten trug und uns vorauf war, plötzlich umkehrte und in raſender Haſt nach Süden ſteuerte.

Ein neapolitaniſcher Kriegsdampfer, ſo hieß es, habe ſich jenſeits des Cap Zambrone gezeigt. Ich befand mich eben in der Cajüte, Befehle für die Ordnung des Dienſtes dictirend, als das Geſchrei auch zu uns hinabdrang. Ich eilte ſogleich auf das Deck und gab Befehl zu laden und die Truppen auf dem Deck zu ordnen. Meine Idee dabei war keine andere, als mich dem neapolitaniſchen Dampfer zu nähern, indem ich den mir bekannten unſichern Zuſtand der neapolitaniſchen Marine ausbeutete und dann wenn endlich die Feindſeligkeiten nach einigem Schwanken, welches ich für ſicher hielt, von dem Neapolitaner eröffnet werden ſollten, zu entern. Ich ſah es den Geſichtern der braven Milaneſen an, daß ſie mich vollkommen verſtanden. Meine Befehle wurden mit Jubel, aber zugleich in erſtaunlicher Ordnung vollzogen. Angeſichts der Gefahr begann der Soldat ſich zu formiren. Einige weiſe Offiziere haben freilich den ſonderbaren Gedanken gehabt, daß ich habe ein Feuergefecht mit dem Neapolitaner aus der Ferne eröffnen wollen!!

Während ich ganz mit meinen Anstalten beschäftigt war, hatte ich nicht bemerkt, daß der Capitän des Rosalino Pilo sein Fahrzeug wendete, um der Rückwärtsbewegung des Weasel zu folgen. Ich begab mich zum Capitän, um ihm Gegenvorstellungen zu machen, ihm namentlich zu sagen, daß wir den Feind noch gar nicht gesehen, gar nicht wüßten, ob ein solcher wirklich vorhanden sei, ob der Weasel nicht Gespenster gesehen. Umsonst. Der Capitän sagte mir, daß seine Maschine im allerschlechtesten Zustande sei, daß er auch nicht mit Proviant versehen sei, daß er sich auf ein Wagniß gar nicht einlassen könne und seine Pflicht ihm gebiete, sein Fahrzeug zu sichern. Solches waren also die Anstalten, die man getroffen, um meine Streitmacht fortzuschaffen, und unter solchen Umständen hatte man es noch gewagt, mir Vorwürfe zu machen, daß ich nicht über Hals und Kopf von Milazzo nach dem Faro marschirt wär.

Jetzt blieb weiter nichts übrig, als unsere Truppen bei Tropäa auszuschiffen. Auf der Rhede von Tropäa angekommen, ertheilte ich dem Oberst Gandini, Commandanten der Brigade Milano, den Befehl, der Erste an's Land zu gehen und mittelst der Bersaglieri von Mailand und der Carabinieri von Genua dort einen Sicherheitsdienst und Polizeidienst zu ordnen, die Linieninfanterie aber weiter landeinwärts hinter unsern Schützen aufzustellen. Ich selbst wollte der letzte auf dem Schiffe bleiben, um die Ausschiffung zu überwachen und entsprechende Anstalten im Falle der wirklichen Annäherung des Neapolitaners zu treffen.

Danach ward denn verfahren. Die Ausschiffung ging langsam von statten, da der Rosalino Pilo anfangs weit ab vom Lande geblieben war und die wenigen Barken, welche sich vorfanden, nur in großen Abständen der Zeit unsern Bord erreichten; ich wollte schon den Weasel zu Hülfe neh-

men, um die Ausschiffung zu beschleunigen, als einerseits der Pilo etwas erleichtert näher an's Land gehen konnte und andererseits die sichere Nachricht kam, daß von einem neapolitanischen Schiffe nichts zu sehen, ja dessen Erscheinen in diesen Gewässern sehr unwahrscheinlich sei, daß sich gestern ein französisches oder englisches Kriegsschiff an der Küste gezeigt habe. Die Ausschiffung ward nun in aller Ruhe vollendet und unsere Truppen bezogen ein Biwak am Strande.

Kaum war der Pilo seiner Last entledigt, als er in aller Eile davon ging, um in Palermo seine Maschine auszubessern und Mundvorrath einzunehmen. Seinem Beispiel folgten andere Fahrzeuge, welche die Brigade Parma, jetzt von dem tüchtigen Major Spinazzi commandirt, herangebracht hatten.

Es blieb nun nichts übrig, als den Marsch nach dem Pizzo zu Fuß fortzusetzen.

Spät am Abend ward er auf der großen Straße nach Monteleone angetreten. Auch die Offiziere waren sämmtlich zu Fuß, da unsere Pferde, von Torre di Faro nach Scilla übergesetzt, zu Lande von dort folgend, noch weit zurück waren.

Der Nachtmarsch machte seine Rechte geltend; unsere jungen Truppen wußten die Ordnung wenig zu erhalten und besonders die Brigade Milano, deren Spitze, die Bersaglieri, leichtfüßig vorauf eilte, zog sich mächtig in die Länge, während Spinazzi, zwar langsamer vorwärts kommend, doch mit seiner eisernen Strenge, die Mannschaft besser zusammenhielt. Ich war so müde, daß ich fast im Gehen einschlief. Die moralischen Anstrengungen der letzten acht Tage mehr als die physischen hatten meine kräftige und zähe Organisation gewaltig erschüttert. Doch, um den

Soldaten ein gutes Beiſpiel zu geben, nahm ich mich zuſammen, und wie immer in ſolchem Falle, es ging.

Bei Tropäa hatte das Geſpenſterſehen angefangen, auf dem Meere; zu Lande ſollte es jetzt fortgeſetzt werden. Am 30. Morgens näherten wir uns Monteleone; die Berſaglieri waren vorauf; ich befand mich an der Spitze des erſten Bataillons Infanterie der Brigade Milano, als ich plötzlich eine Bewegung bei den Berſaglieri bemerkte, welche, wie es ſchien, an einem Waldſaume Stellung nahmen.

Bald darauf kam der Maſſaoffizier der Brigade, welcher auf eigne Hand Strategie zu treiben beliebte, ein ſchon bejahrter Mann, im Laufſchritt mit gezogenem Säbel zurückgelaufen, erzählte mir einen ganzen Roman von neapolitaniſcher Cavallerie, welche uns in der Front bedrohte und zu gleicher Zeit uns in der rechten Flanke umgangen habe. Er wollte nun Anordnungen treffen und — im völlig freien Felde — alle Wege beſetzen. Ich hieß ihn ſeinen unnützen Eifer mäßigen, die Confuſion in ſeinen Rechnungen beſeitigen und nicht eine Confuſion in der Truppe anrichten. Dann gab ich dem erſten Bataillon Befehl, ſich zu ſammeln, dicht aufzuſchließen. Der Befehl lief wie der Blitz von der Spitze nach dem Schweife, die müden Burſche dahinten ſetzten ſich in Laufſchritt, um ſich anzuſchließen, und bald war das erſte Bataillon in geſchloſſener Colonne beiſammen, während man bemerkte, wie auch die übrigen ſich aneinanderſchloſſen.

Nun rückte ich vor und es dauerte nicht lange, ſo entdeckten wir auch die drohende Umgehungscolonne in Geſtalt einer wohlconditionirten Ochſenheerde. Erſt ſpäter hatte ich Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß die königliche Cavallerie von Neapel nicht viel gefährlicher ſei, als dieſe grauen Ochſen. Für jetzt benutzte ich den Vorfall, um

den Soldaten zu zeigen, wie nachtheilig es sei, sich im Marsche zu weit auseinanderzuziehen.

Die Spitze der Colonne traf etwa um 8 Uhr in Monteleone ein; der Schweif, die Brigade Parma, erst gegen Mittag. Sogleich nach der Ankunft der ersten Truppen, welche in einem schönen Baumgange campirten, wurden Anstalten getroffen, die Küche zu machen. Indessen ging Alles mit einer erstaunlichen Langsamkeit von statten, so daß einzelne Bataillone kaum angefangen hatten, Feuer anzuzünden, als um zwei Uhr Nachmittags ein Befehl eintraf, in möglichster Eile nach dem Pizzo zu marschiren.

Dort waren die Truppen um 5 Uhr sämmtlich concentrirt und wir fanden Schiffe vor, freilich nicht genügend, um uns Alle aufzunehmen. Die ganze Brigade Milano ward eingeschifft, aber nur ein Theil der Brigade Parma. Vom Pizzo, der „getreuen" Stadt, in welcher der kühne Murat erschossen war, sollte ich nach Paola steuern, wo, wie man sagte, sich noch neapolitanische Besatzung befinde. Ich machte mich daher auf einen Angriff gefaßt und bereitete Alles für einen solchen vor. Bei S. Lucido, eine kleine Stunde südlich Paola, wollte ich an's Land gehen und nun gegen die Stadt vorrücken. Indessen erhielten wir von S. Lucido durch Signale die Nachricht, daß kein Feind in der Nähe sei und sahen unsere Freunde die Calabresen auf jenen Rossen, von denen viele an den Typus auf alten Vasenbildern erinnern, den Strand entlang nach Paola sprengen, um die Ankunft der rothen Flibustier zu melden.

Als ich an der Marine von Paola mit 12 Mailänder Versaglieren zuerst an's Land ging, ward ich von dem Jubel der Calabresen fast erdrückt. Ganz Calabrien war frei bis an die Nordgrenze. Nur Trümmer königlicher Truppen trieben sich noch im Lande umher; wir konnten uns getrost

nordwärts wenden, um an den Marksteinen der bourbonischen Macht den Sieg zu vollenden.

Allein, begleitet von den Notabilitäten Paola's, unter denen die stolze Gestalt des reichen Seidenfabrikanten Tutti hervorragte, ritt ich auf einem der mir dargebotenen feurigen Rosse, von der flachen Marine in die hochgelegene Stadt hinauf, auf dem ganzen Wege von Evvivas empfangen, wie wir sie bis dahin nicht gehabt. Es war der Beginn des Triumphzuges der Brigade Milano. Hier, das sah man, war die Freiheit noch frische Waare und sie ward lebendig gefühlt. Nachdem mir Tutti in seinem Hause mein Quartier angewiesen, kehrte ich an die Marine zurück, um die unterdessen ausgeschifften Truppen in die Stadt hinaufzuführen.

Lange konnten wir nicht zur Ruhe und in unsere Quartiere gelangen; aus einer Sorbetterie in die andere geschleppt, überall von dem Volke von Paola bewirthet. Am Abende lief die Nachricht ein, daß Garibaldi bei Soveria, an der Nordgrenze von Calabria ultra II., den neapolitanischen General Ghio mit 5000 Mann zu einer Capitulation gezwungen habe, und am folgenden Morgen kamen zu Paola die von Soveria entlassenen neapolitanischen Offiziere an, um sich bei erster Gelegenheit nach Neapel oder Salerno einzuschiffen, an welch letzterem Orte in weitläufigen Verschanzungen die 12000 Mann starke Avantgarde Franz II. stand. Ich sorgte nach bestem Vermögen für die vorläufige Unterkunft der bourbonischen Offiziere, wie ich indessen bald hörte, nicht zu voller Zufriedenheit dieser Herren, denen es nicht genug schien, mit Waffen, Pferden und Gepäck vom Dictator frei von Soveria entlassen zu sein.

Ich erwartete, daß uns jetzt der Dictator landeinwärts gegen Cosenza ziehen werde, um uns mit seiner von Soveria hinabziehenden Hauptmacht zu vereinigen. Indessen war uns eine Ehre zugedacht, auf welche wir als junge

noch unerprobte Truppe keinen Anſpruch machen konnten und nicht rechnen durften. Wir ſollten die Avantgarde der ganzen Armee bilden. Der Erfolg zeigte, daß der Dictator ſich nicht in uns getäuſcht hatte.

Am Nachmittag des erſten September erſchien zu Paola General Türr, um mir anzuzeigen, daß meine Truppen mit ſeinem Corps vereinigt ſeien. Er brachte 50000 Francs mit und den Befehl, uns nach Sapri einzuſchiffen, demſelben Orte, an welchem im Jahre 1857 der tapfere Piſacane ſeine unglückliche Landung gemacht hatte. Sapri liegt nicht mehr in Calabrien, ſondern ſchon im Principato.

Am Abende des 1. September ſchiffte ich 1600 Mann, die ganze Brigade Milano und einen Theil der Brigade Parma auf 6 Dampfern ein und am 2. Morgens um 9 Uhr liefen wir in die Bucht von Sapri ein. Am Lande große Bewegung, aber nicht von neapolitaniſchen Truppen, deren Anweſenheit wir für möglich gehalten, ſondern von Nationalgarden und Bevölkerung.

General Türr begab ſich zuerſt mit einigen genueſiſchen Carabinieren an's Land und ich folgte ihm bald, um die Lager für die Truppen aufzuſuchen und den Sicherheitsdienſt zu ordnen. Auf dem rechten Flügel, ſüdlich der Bucht nahm die Brigade Milano nahe der Straße von Lagonegro ihr Lager, nördlich auf dem linken Flügel, in einem Olivenhain, auf Riſinen der alten mächtigen Seeſtadt Vibona, die mitgekommenen Truppen der Brigade Parma. Berſaglieri von Milano und Genueſer Carabinieri verſahen den Sicherheitsdienſt, da wir uns jetzt, unſerer Annahme nach, Angeſichts des Feindes befanden und vermuthlich auf allen Seiten von ihm umgeben waren.

Zu Sapri ſollten wir Befehle des Dictators erwarten. Um deren Ankunft zu beſchleunigen, reiſte Türr am frühen Morgen des 3. September nach Lagonegro. Ich hatte den

ganzen Vormittag mit Commissionen der Nationalgarden der Umgegend zu thun, welche Waffen von mir verlangten. Ich war glücklich genug, aus meinen Vorräthen etwa 600 Stück vertheilen zu können, und an Danksagungen fehlte es nicht. Später traf ich meine Gewehre in den Händen der mobilisirten Nationalgarden unter den Mauern von Capua wieder.

Am Nachmittag um 4 Uhr war ich eben bei dem angenehmen Geschäfte des Essens und Trinkens im Hause meines gastfreien Wirthes Don Autorio mitten im Orte, als eine Bewegung entstand, die auf Außerordentliches deutete. Bald traf denn auch von den Posten an der Marine die Meldung ein, der Dictator sei gelandet.

Ich begab mich an den Strand hinab und traf dort Garibaldi in einer Strohhütte, dermaßen vom Volke umdrängt, daß es mir schwer ward, bis zu ihm zu gelangen.

Nach kurzer Begrüßung fragte er mich, wie viel Truppen ich bei mir habe; 1600 Mann, war meine Antwort. Und haben Sie ein vollständiges organisirtes Corps? Die Brigade Milano, 900 bis 1000 Mann. — Machen Sie die Brigade Milano marschbereit und melden Sie mir, wann sie marschiren kann. Wir wollen vorwärts gehen. Ich marschire selbst mit Ihnen.

Es erforderte keine große Zeit, die Brigade Milano in Marschbereitschaft zu setzen, und bald nach 5 Uhr trat sie ihren Marsch an. Die höheren Offiziere und Offiziere des Stabes hatten sich mit Maulthieren beritten gemacht; das einzige Pferd, welches aufzutreiben war, ritt ich. Aber man denke sich keinen feurigen Araber darunter; es war ein Bergpferd, dick und stark, an keine andere Gangart gewöhnt als den Schritt und einen Trab, der den Reiter zum Märtyrer machen mußte, am Stricke geführt von einem Jungen von 16 Jahren.

Auf einem scheußlichen Wege, auf welchem der Gänsemarsch, den die Philologen in der xenophontischen Anabasis unnöthigerweise eingeführt haben, eine wirkliche militairische Nothwendigkeit ward, stiegen wir an die Marine von Vibonate hinab. Dort machte ich mit der Spitze Halt, um die Truppe sich ein wenig sammeln zu lassen. Während dessen kam Garibaldi mit dem zum Kriegsminister von Neapel bestimmten Cosenz und wenigen andern Offizieren und setzte sich an die Spitze der Colonne. Wir stiegen nun auf gutem Wege den Vallone del Molinello aufwärts und erklommen dann die Höhe, auf welcher das langgedehnte Vibonate thront, Kern des alten mächtigen einst bis zur Bucht von Sapri ausgedehnten Vibona.

In den Straßen von Vibonate nahmen meine Milanesen das Biwak. Mächtige Freudenfeuer, von den Bewohnern angezündet, hatten uns den Weg die Höhe hinauf gezeigt und zeigten uns jetzt den Weg durch die engen Gassen.

Am 4. Morgens um 5 Uhr sollte wieder aufgebrochen werden. In der Nacht sendete ich noch einen vertrauten Mann von Sapri dorthin zurück, mit dem Befehl an Major Spinazzi, mir mit der Brigade Parma zu folgen, sobald sie zusammen sei und auch der Brigade Bologna, die von Torre di Faro zu Sapri erwartet wurde, gleiche Anweisung zurückzulassen. Viele, viele interessante Einzelheiten muß ich hier übergehen, an einem andern Orte werde ich Gelegenheit finden, sie zu besprechen. Dagegen wird es nun hier gut sein, dem Leser ein wenig die Organisation der Brigade Milano vorzuführen, wie sie zu dieser Zeit in die Action trat.

Die Brigade bestand aus einer Abtheilung Bersaglieri von Milano, zwei Compagnieen, und aus 3 Bataillonen Infanterie, jedes zu 4 Compagnieen und etwa 300 Mann stark. Die Bersaglieri zählten wenig über 100 Mann. Sie wurden vom Major di Giorgio commandirt, einem

tüchtigen Offizier, der eine gute Schule gemacht hatte. Das 1. Bataillon Infanterie commandirte der Major Seſſa, das 2. der Major Monteſi, das 3. der Capitän Venuti; vortrefflicher Exerciermeiſter, ſtrenge im Dienſt, nur zuweilen etwas zu grob. Die Berſaglieri trugen dunkelgrüne Blouſen und Hoſen, runde ſchwarze Hüte mit großen Federbüſchen und waren mit gezogenen öſterreichiſchen Gewehren bewaffnet. Die Infanterie hatte Jacken und Hoſen von ungebleichtem Drillich, zum größten Theil rothe Mützen vom Schnitt der franzöſiſchen oder öſterreichiſchen Offiziersmützen, zum andern Theil blaue mit rother Einfaſſung, piemonteſiſche Capots zum Ueberziehen; Lagerdecken waren nur zum Theil vorhanden. Das Schuhwerk war durchaus von ſchlechter Beſchaffenheit, ſchon die wenigen Märſche, welche wir bisher gemacht hatten, ſah man ihm an und ich mußte beſorgen, die Hälfte meiner Mannſchaft nach noch 5 bis 6 Märſchen buchſtäblich und unvermittelt auf neapolitaniſchem Boden marſchiren zu ſehen. Indeſſen waren wir guter Dinge. Auch daß der Mann nur 20 Patronen im Brotbeutel oder der Taſche hatte und daß wegen Mangels an Transportmitteln an einen raſchen Nachſchub kaum zu denken war, kümmerte uns wenig. Die Diſtinctionszeichen der Offiziere beſtanden in ſilbernen oder goldenen Streifen an der Kopfbedeckung, einem für den Unterlieutenant, zwei für den Oberlieutenant, drei für den Hauptmann, vier für den Major; der Oberſt hatte fünf goldne, der Oberſtlieutenant drei goldene und zwei ſilberne. Die Berſaglieri waren ganz nach piemonteſiſchem Muſter gekleidet und geübt und der Laufſchritt war ihre gewöhnliche Gangart, wo es der Boden erlaubte.

So war die kleine Macht beſchaffen, welche jetzt die Avantgarde der italieniſchen Südarmee (Esercito meridionale) bildete, den nächſten Truppen der Diviſion Terranuova

bald um 2 bis 3 Tagemärsche, der Spitze der Garibaldi'schen Hauptmacht um 4 bis 5 Tagemärsche vorauf war und — unerhört, aber wahr, die Königlichen zur Räumung der Position von Salerno bestimmte.

Am 4. September Morgens stiegen wir, von Leuten von Vibonate geführt, zunächst wieder in den Vallone del Molinello hinab, um ihn dann aufwärts zu ziehen und uns weiterhin an die steilen Hänge der Tempa degli Paglioli entlang zu winden, von denen Weiber, schwere Lasten auf den Häuptern, Lasten von Eis (neve) zur Anfertigung von Gelati, hinabstiegen, während aus dem Thal von Torraca hinauf der Jubelruf der Bewohner, Böllerschüsse und die italienischen Farben uns begrüßten. Die Bersaglieri, die Avantgarde, hatten wie gewöhnlich im Laufschritt angefangen, aber bald fielen sie an den steinigen schmalen gefährlichen Berghängen in eine sehr bescheidene Gangart.

Garibaldi war vorausgeritten nach Fortino, ich blieb an der Spitze der langgedehnten Colonne zurück, um den Marsch zu überwachen und an geeigneten Punkten die Colonne Halt machen zu lassen. Wir gingen einen Weg, den keine reguläre Armee einschlagen würde, und in der That verloren wir mehrere Leute und Maulthiere durch Sturz in die Abgründe, und für das Schuhwerk der Brigade war der 4. September ein wahrer Mordstag.

Es mochte $10^1/_2$ Uhr Vormittags sein, als ich mit meinen beiden Ordonnanzoffizieren, Antonio Catenocci und Cesare Commendie, jener ein Lombarde, dieser ein Veronese, den schmalen, wilden und wüsten Kamm der Serra lunga unterhalb des Monte Cocuzzo erreichte, von wo man in die Schlucht des Gauro hinabsteigt, die nach der einzelnen Taverne Fortino an der großen consularischen Straße führt. Das Hinabsteigen war noch mit großen Schwierigkeiten ver-

bunden, doch fanden wir frisches Quellwasser, welches uns bisher gänzlich gefehlt hatte und uns nun herzlich erquickte.

Um 11½ Uhr erreichte ich Fortino, wo sich allmälig nun auch die Brigade Milano im Biwak sammelte und die bereit gestellten Lebensmittel, Brot, Wein, Käse in Empfang nahm. Spät am Abend marschirten wir noch nach Casalnuovo; am folgenden Tage nach Sala immer im Thale des Calore, welchem hier die Consularstraße folgt.

Auf allen Märschen in dieser Zeit war ich gewöhnlich mit meinen beiden Ordonnanzoffizieren der Colonne weit voraus, um die besten Biwakplätze zu suchen und die nöthigen Maßregeln für die Verpflegung zu treffen. Ich hatte beinahe den Weg erreicht, der nach Padulla führend von der Consularstraße sich abzweigt, als mir ein Offizier der Nationalgarde von Padulla entgegenkam und mir anzeigte, daß in diesem Orte sich eine bourbonische Brigade unter dem Befehle des General Caldarelli befinde, noch völlig organisirt, mit Waffen, Gepäck und Geschütz. Ich sendete den Mann weiter zurück, um Garibaldi aufzusuchen und diesem die Anzeige zu machen, während ich die Ankunft der Brigade Milano erwartete, die nun sofort zu einem etwa nöthigen Angriff auf Padulla formirt ward; die Hauptmacht an dem dorthin führenden Wege, die Bersaglieri auf dem linken Flügel, um durch das Gebüsch nordwärts unbemerkt den hochgelegenen Ort zu erreichen. Die Wahrscheinlichkeit eines Gefechtes brachte die Brigade in freudige Bewegung. Ehe wir indessen noch unsere erste Aufstellung vollendet hatten, kam Nachricht von Garibaldi, daß bereits Parlamentäre Caldarelli's bei ihm gewesen seien und daß wir uns um die übrigens schwache Macht — sie war beiläufig etwa dreimal so stark als die unsere — am besten gar nicht kümmerten.

So machten wir denn wenigstens an dem Wege nach Padulla einen Ruhehalt und jeder aß, was er bei sich hatte

oder eben auftreiben konnte. Nach einigen Stunden ging es weiter nach Sala; am 6. nach Auletta, welches noch die deutlichen Spuren des Erdbebens vom December 1858 an sich trug, und am 7. nach Eboli. Wir waren jetzt nur noch einen Tagemarsch von der gewaltigen Position von Salerno entfernt. Durfte die arme Brigade Milano es wagen, gegen diese vorzurücken?

Ja, das Unglaubliche war geschehen! Die kleine Truppenmacht, welche ich nach Sapri gebracht, war von dem Gerücht, welches häufig die Stellen verwechselt, an denen die Nullen Werth haben oder nicht, auf 15000 Mann angegeben. Wir hatten kaum so viel Patronen! Aber Salerno war vor uns geräumt. Der Dictator war schon vorauf auf dem Wege nach Neapel, welches die Königlichen gleichfalls Hals über Kopf verließen. Es war nöthig, dem Dictator wenigstens eine kleine Leibgarde von den Seinen zu geben, und so mußte ich denn Morgens um 1 Uhr am 8. schleunigst von Eboli nach Salerno aufbrechen. Um den Marsch zu beeilen, wollte ich die Truppen auf Wagen setzen. Indessen versicherte mir der Syndicus von Eboli, daß dort nur drei gutbespannte Wagen, zusammen für 40 bis 50 Mann, zu finden seien. Um dennoch alles Mögliche zu thun, ward folgendes neue Marschsystem mit dem Syndicus combinirt. Um Mitternacht bricht ein Detachement der Nationalgarde von Eboli gegen Salerno hin auf, nimmt alle Fuhrwerke in Beschlag, welche es unterwegs trifft und schickt sie der Colonne gegen Eboli entgegen. Auf die dort vorhandenen drei Wagen werden die Fußkranken gesetzt, welche am wenigsten vorwärts können; die uns entgegenkommenden Fuhrwerke sollten nach und nach mit Allem angefüllt werden, was am Wege liegen blieb. So geschah es denn auch. Ich selbst eilte voraus, um dafür zu sorgen, daß jedes bei Salerno ankommende entleerte Fuhrwerk mit einem Mann

Wache sogleich wieder umkehre, um neue Mannschaft zu holen.

Beim Anbruch des Tages erreichte ich die Nähe von Salerno und begann hier, wieder einmal an der Küste des Meeres, das wir seit Sapri nicht gesehen, die Fuhrwerke, welche herankamen, zu entleeren, um die Truppen später völlig geordnet in die Stadt zu führen. In Salerno waren Lebensmittel bereit für die Soldaten und in den Sälen der Intendenza war ein Frühstück für die Offiziere vorbereitet. Alles dies erfuhr ich, als ich mich vor den Truppen in die Stadt begab. Dort fand ich auch eine vollständige Musikbande eines neapolitanischen Regimentes, welches sich verlaufen hatte, und ertheilte ihr Befehl, den müden Milanesen entgegenzugehen, sich an deren Spitze zu setzen und sie mit einem lebhaften Marsch nach Salerno zu führen. Unter allem möglichen Jubel rückten wir denn ein; die Straßenjugend hatte ganze Bäume ausgerissen und machte damit die alten Postgäule scheu, mit denen ich in Casalnuovo die Offiziere des Stabes beritten gemacht. Unsere Soldaten waren weit mehr guter Dinge und ausgelassener, als man es nach den anstrengenden Märschen erwarten konnte. Trotz der zerrissenen Schuhe führten sie auf dem Platze vor der Intendenz ihre Tänze auf und die neapolitanische Musikbande mußte aufspielen, die Schönen von Salerno füllten die bannergeschmückten Balcone und schauten zu.

Um 2 Uhr Nachmittags ward nach der Eisenbahnstation Vietri abmarschirt. Hier sollte sogleich die Einschiffung beginnen; indessen das Eisenbahnmaterial war so wenig geordnet, daß es 6 Uhr wurde, ehe der erste Zug abgehen konnte. Vier Züge waren nothwendig, um die schwache Brigade nach Nocera zu schaffen, wo endlich Alles in einen großen Zug vereinigt wurde, der uns um die große Cyclopenwerkstatt des Vesuvs herum nach Neapel trug. Die ge-

waltige Feuereſſe leuchtete düſter durch die Regennacht; ich lag auf dem Boden eines Waggons ausgeſtreckt und ſchlief zu wiederholten Malen für 10 Minuten ein.

Erſt um 2 Uhr Morgens am 9. erreichten wir Neapel. Offiziere der Nationalgarde empfingen uns an der Station, um uns nach dem Forte Pizzo Falcone zu führen, wo unſere Truppen zunächſt einquartiert werden ſollten. Ohne Sang und Klang zogen die erſten Garibaldiner in die Hauptſtadt ein, die nächtlicher Weile nichts von ihnen bemerkte. Mir war mein Quartier im Albergo delle Crocelle angewieſen; ich zog es indeſſen vor, den größten Theil der Nacht in der Wachtſtube des Forte Pizzo Falcone zuzubringen.

Schon um 8 Uhr Morgens erhielten wir neuen Marſchbefehl. Neapel hatten wir uns alle als einen Ruhepunkt gedacht. Hier wollten wir etwas raſten. Hier ſollte für Bewaffnung, für Kleidung geſorgt, hier die etwas angeroſtete Disciplin und Dienſtordnung wieder ein wenig eingeſchmiert werden.

Doch der Gang der Dinge und Garibaldi verlangten es anders. Und mancher brave Junge, der auf den Feldern von Capua ſein Leben ließ, konnte buchſtäblich ſagen: Vedi Napoli e dopo mori!

Was die Brigade Milano ſo plötzlich wieder von Neapel hinwegrief, war Folgendes:

Im Principato ultra war eine heftige bourboniſche Reaction gegen die freiheitliche Bewegung ausgebrochen. Die Pfaffen hatten das unglaublich dumme Volk zu Unthaten aller Art gegen Alles, was liberal hieß, aufgerufen. Das Felſenneſt Monte Mileto und das an ſeinem Fuße gelegene arme Dorf Torre delle Nocelle waren die Hauptpunkte, auf denen die Reaction zu gewaltthätigen Ausbrüchen gekommen. Der bourboniſche Marſchall Flores wollte die Sache benutzen und führte die Brigade Bonnanos nach Arriano, dem Sitze

des Erzbischofs, der in heiligem Eifer seine „Schafe“ zur Vertilgung der Ketzer aufrief. Der militärische wollte dem geistlichen Marschall getreu zur Seite stehen.

Garibaldi ward nun von allen Seiten her aufgerufen, die liberale Bewegung im Principato ultra zu schützen, dem Unwesen der Reaction zu steuern. Er glaubte, daß es hier mehr auf jenes schnelle Erscheinen ankomme, welches uns schon so viele Siege ohne Schwertstreich eingetragen, als auf eine große Macht, und da die Brigade Milano die einzige unmittelbar verfügbare Macht in diesen Gegenden war, erhielt sie eben sofortigen Marschbefehl. Wie ich glaube, leitete den Mann, der ein wahres Muster der Humanität, in der Liebe noch größer ist als im Zorne, noch ein anderer Gedanke. Er fürchtete, daß die Nationalgarden, welche sich im Principato ultra und im benachbarten päpstlichen Fürstenthum Benevent in liberalem Sinne organisirten, wenn *sie* den Sieg gewönnen, nicht viel besser wirthschaften würden als die Hunde der Reaction. Und darin hatte er sicher recht, wie jeder bezeugen wird, der das Gebahren eines großen Theils dieser Nationalgarden nach unserm Erscheinen beobachtete. Garibaldi wollte in diesen Gegenden eine seiner Truppen haben, die von aufgeklärten Offizieren geführt, im Stande und Willens wäre, dem Unwesen zu steuern, von welcher Seite her es auch kommen mochte. Und wenn es der Zufall war, der ihm hier grade die Brigade Milano in die Hände spielte, so kann doch mit Recht behauptet werden, daß schwerlich Jemand besser zu wählen vermochte, als es der Zufall hier gethan.

Am 9. September bald Nachmittag rückten wir von Pizzo Falcone nach der Eisenbahnstation ab. Vorher waren noch Scenen vorgefallen, welche den Milanesen nicht zur Ehre gereichten, um der Wahrheit getreu zu sein, jedoch hier erwähnt werden müssen und erwähnt werden können, weil

in der Zukunft ſich nichts ereignete, was jenen Geiſt der Unbändigkeit verrieth, der ſich hier zu zeigen ſchien.

In den Kaſernen des Forts Pizzo Falcone befanden ſich noch neapolitaniſche Soldaten und viele Vorräthe von Waffen und Kleidungsſtücken. Als die Milaneſen dieſe Vorräthe entdeckt hatten und nun die bourboniſchen Soldaten in ihren ſtolzen Sonntagsröcken ſahen, während ſie ſelbſt kaum das Nöthige beſaßen, ihre Blöße zu decken, da kam ein Schreier, wie ſie ſich überall finden, auf den Gedanken einer Plünderung und ſein Vorſchlag fand ſofort Anklang. Die Plünderung der Magazine ging vor ſich und was nicht auf den Leib gezogen wurde, ward auf dem Hofe rings verſtreut. Waffen wurden genommen, theils behalten, während es an Munition dazu fehlte, theils in der Stadt um Spottpreiſe verkauft.

Leider erhielt ich, da ich mich eben in der Stadt befand, ziemlich ſpät Kunde von dieſen Ausſchreitungen. Ich eilte alsbald in die Kaſerne und fand vollkommen beſtätigt, was das Gerücht geſagt. Dennoch gelang es mir ſchnell die Ordnung herzuſtellen.

Einige Soldaten, die ich mit neapolitaniſchen Jägermützen bekleidet antraf, fragte ich: in welchem Bataillon Franz II. habt ihr gedient? Sie warfen die ſchönen Kappen augenblicklich von ſich, ſuchten die alten abgeſchabten rothen Mützen wieder hervor, die ſchmutzigen Drillichjacken, und meine Frage ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Brigade und — bis auf wenige Ausnahmen, — überall mit derſelben Wirkung. Die Berſaglieri erhielten bei dieſer Gelegenheit neapolitaniſche gezogene Gewehre mit Haubajonneten.

Der 9. September war ein Sonntag. Ganz Neapel war auf den Beinen und war unſer Einmarſch während der Nacht nicht bemerkt worden, ſo bildete nun die Bevölkerung bei unſerm Ausmarſch, der uns durch einen großen Theil der Hauptſtadt führte, förmlich Spalier.

tüchtigen Offizier, der eine gute Schule gemacht hatte. Das 1. Bataillon Infanterie commandirte der Major Seſſa, das 2. der Major Monteſi, das 3. der Capitän Venuti; vortrefflicher Exerciermeiſter, ſtrenge im Dienſt, nur zuweilen etwas zu grob. Die Berſaglieri trugen dunkelgrüne Blouſen und Hoſen, runde ſchwarze Hüte mit großen Federbüſchen und waren mit gezogenen öſterreichiſchen Gewehren bewaffnet. Die Infanterie hatte Jacken und Hoſen von ungebleichtem Drillich, zum größten Theil rothe Mützen vom Schnitt der franzöſiſchen oder öſterreichiſchen Offiziersmützen, zum andern Theil blaue mit rother Einfaſſung, piemonteſiſche Capots zum Ueberziehen; Lagerdecken waren nur zum Theil vorhanden. Das Schuhwerk war durchaus von ſchlechter Beſchaffenheit, ſchon die wenigen Märſche, welche wir bisher gemacht hatten, ſah man ihm an und ich mußte beſorgen, die Hälfte meiner Mannſchaft nach noch 5 bis 6 Märſchen buchſtäblich und unvermittelt auf neapolitaniſchem Boden marſchiren zu ſehen. Indeſſen waren wir guter Dinge. Auch daß der Mann nur 20 Patronen im Brotbeutel oder der Taſche hatte und daß wegen Mangels an Transportmitteln an einen raſchen Nachſchub kaum zu denken war, kümmerte uns wenig. Die Diſtinctionszeichen der Offiziere beſtanden in ſilbernen oder goldenen Streifen an der Kopfbedeckung, einem für den Unterlieutenant, zwei für den Oberlieutenant, drei für den Hauptmann, vier für den Major; der Oberſt hatte fünf goldne, der Oberſtlieutenant drei goldene und zwei ſilberne. Die Berſaglieri waren ganz nach piemonteſiſchem Muſter gekleidet und geübt und der Laufſchritt war ihre gewöhnliche Gangart, wo es der Boden erlaubte.

So war die kleine Macht beſchaffen, welche jetzt die Avantgarde der italieniſchen Südarmee (Esercito meridionale) bildete, den nächſten Truppen der Diviſion Terranuova

bald um 2 bis 3 Tagemärsche, der Spitze der Garibaldi'schen Hauptmacht um 4 bis 5 Tagemärsche vorauf war und — unerhört, aber wahr, die Königlichen zur Räumung der Position von Salerno bestimmte.

Am 4. September Morgens stiegen wir, von Leuten von Vibonate geführt, zunächst wieder in den Vallone del Molinello hinab, um ihn dann aufwärts zu ziehen und uns weiterhin an die steilen Hänge der Tempa degli Paglioli entlang zu winden, von denen Weiber, schwere Lasten auf den Häuptern, Lasten von Eis (neve) zur Anfertigung von Gelati, hinabstiegen, während aus dem Thal von Torraca hinauf der Jubelruf der Bewohner, Böllerschüsse und die italienischen Farben uns begrüßten. Die Versaglieri, die Avantgarde, hatten wie gewöhnlich im Laufschritt angefangen, aber bald fielen sie an den steinigen schmalen gefährlichen Berghängen in eine sehr bescheidene Gangart.

Garibaldi war vorausgeritten nach Fortino, ich blieb an der Spitze der langgedehnten Colonne zurück, um den Marsch zu überwachen und an geeigneten Punkten die Colonne Halt machen zu lassen. Wir gingen einen Weg, den keine reguläre Armee einschlagen würde, und in der That verloren wir mehrere Leute und Maulthiere durch Sturz in die Abgründe, und für das Schuhwerk der Brigade war der 4. September ein wahrer Mordstag.

Es mochte $10^1/_2$ Uhr Vormittags sein, als ich mit meinen beiden Ordonnanzoffizieren, Antonio Catenocci und Cesare Commendie, jener ein Lombarde, dieser ein Veronese, den schmalen, wilden und wüsten Kamm der Serra lunga unterhalb des Monte Cocuzzo erreichte, von wo man in die Schlucht des Gauro hinabsteigt, die nach der einzelnen Taverne Fortino an der großen consularischen Straße führt. Das Hinabsteigen war noch mit großen Schwierigkeiten ver-

bunden, doch fanden wir frisches Quellwasser, welches uns bisher gänzlich gefehlt hatte und uns nun herzlich erquickte.

Um 11½ Uhr erreichte ich Fortino, wo sich allmälig nun auch die Brigade Milano im Biwak sammelte und die bereit gestellten Lebensmittel, Brot, Wein, Käse in Empfang nahm. Spät am Abend marschirten wir noch nach Casalnuovo; am folgenden Tage nach Sala immer im Thale des Calore, welchem hier die Consularstraße folgt.

Auf allen Märschen in dieser Zeit war ich gewöhnlich mit meinen beiden Ordonnanzoffizieren der Colonne weit voraus, um die besten Biwakplätze zu suchen und die nöthigen Maßregeln für die Verpflegung zu treffen. Ich hatte beinahe den Weg erreicht, der nach Padulla führend von der Consularstraße sich abzweigt, als mir ein Offizier der Nationalgarde von Padulla entgegenkam und mir anzeigte, daß in diesem Orte sich eine bourbonische Brigade unter dem Befehle des General Caldarelli befinde, noch völlig organisirt, mit Waffen, Gepäck und Geschütz. Ich sendete den Mann weiter zurück, um Garibaldi aufzusuchen und diesem die Anzeige zu machen, während ich die Ankunft der Brigade Milano erwartete, die nun sofort zu einem etwa nöthigen Angriff auf Padulla formirt ward; die Hauptmacht an dem dorthin führenden Wege, die Bersaglieri auf dem linken Flügel, um durch das Gebüsch nordwärts unbemerkt den hochgelegenen Ort zu erreichen. Die Wahrscheinlichkeit eines Gefechtes brachte die Brigade in freudige Bewegung. Ehe wir indessen noch unsere erste Aufstellung vollendet hatten, kam Nachricht von Garibaldi, daß bereits Parlamentäre Caldarelli's bei ihm gewesen seien und daß wir uns um die übrigens schwache Macht — sie war beiläufig etwa dreimal so stark als die unsere — am besten gar nicht kümmerten.

So machten wir denn wenigstens an dem Wege nach Padulla einen Ruhehalt und jeder aß, was er bei sich hatte

oder eben auftreiben konnte. Nach einigen Stunden ging es weiter nach Sala; am 6. nach Auletta, welches noch die deutlichen Spuren des Erdbebens vom December 1858 an sich trug, und am 7. nach Eboli. Wir waren jetzt nur noch einen Tagemarsch von der gewaltigen Position von Salerno entfernt. Durfte die arme Brigade Milano es wagen, gegen diese vorzurücken?

Ja, das Unglaubliche war geschehen! Die kleine Truppenmacht, welche ich nach Sapri gebracht, war von dem Gerücht, welches häufig die Stellen verwechselt, an denen die Nullen Werth haben oder nicht, auf 15000 Mann angegeben. Wir hatten kaum so viel Patronen! Aber Salerno war vor uns geräumt. Der Dictator war schon vorauf auf dem Wege nach Neapel, welches die Königlichen gleichfalls Hals über Kopf verließen. Es war nöthig, dem Dictator wenigstens eine kleine Leibgarde von den Seinen zu geben, und so mußte ich denn Morgens um 1 Uhr am 8. schleunigst von Eboli nach Salerno aufbrechen. Um den Marsch zu beeilen, wollte ich die Truppen auf Wagen setzen. Indessen versicherte mir der Syndicus von Eboli, daß dort nur drei gutbespannte Wagen, zusammen für 40 bis 50 Mann, zu finden seien. Um dennoch alles Mögliche zu thun, ward folgendes neue Marschsystem mit dem Syndicus combinirt. Um Mitternacht bricht ein Detachement der Nationalgarde von Eboli gegen Salerno hin auf, nimmt alle Fuhrwerke in Beschlag, welche es unterwegs trifft und schickt sie der Colonne gegen Eboli entgegen. Auf die dort vorhandenen drei Wagen werden die Fußkranken gesetzt, welche am wenigsten vorwärts können; die uns entgegenkommenden Fuhrwerke sollten nach und nach mit Allem angefüllt werden, was am Wege liegen blieb. So geschah es denn auch. Ich selbst eilte voraus, um dafür zu sorgen, daß jedes bei Salerno ankommende entleerte Fuhrwerk mit einem Mann

Wache sogleich wieder umkehre, um neue Mannschaft zu holen.

Beim Anbruch des Tages erreichte ich die Nähe von Salerno und begann hier, wieder einmal an der Küste des Meeres, das wir seit Sapri nicht gesehen, die Fuhrwerke, welche herankamen, zu entleeren, um die Truppen später völlig geordnet in die Stadt zu führen. In Salerno waren Lebensmittel bereit für die Soldaten und in den Sälen der Intendenza war ein Frühstück für die Offiziere vorbereitet. Alles dies erfuhr ich, als ich mich vor den Truppen in die Stadt begab. Dort fand ich auch eine vollständige Musikbande eines neapolitanischen Regimentes, welches sich verlaufen hatte, und ertheilte ihr Befehl, den müden Milanesen entgegenzugehen, sich an deren Spitze zu setzen und sie mit einem lebhaften Marsch nach Salerno zu führen. Unter allem möglichen Jubel rückten wir denn ein; die Straßenjugend hatte ganze Bäume ausgerissen und machte damit die alten Postgäule scheu, mit denen ich in Casalnuovo die Offiziere des Stabes beritten gemacht. Unsere Soldaten waren weit mehr guter Dinge und ausgelassener, als man es nach den anstrengenden Märschen erwarten konnte. Trotz der zerrissenen Schuhe führten sie auf dem Platze vor der Intendenz ihre Tänze auf und die neapolitanische Musikbande mußte aufspielen, die Schönen von Salerno füllten die bannergeschmückten Balcone und schauten zu.

Um 2 Uhr Nachmittags ward nach der Eisenbahnstation Vietri abmarschirt. Hier sollte sogleich die Einschiffung beginnen; indessen das Eisenbahnmaterial war so wenig geordnet, daß es 6 Uhr wurde, ehe der erste Zug abgehen konnte. Vier Züge waren nothwendig, um die schwache Brigade nach Nocera zu schaffen, wo endlich Alles in einen großen Zug vereinigt wurde, der uns um die große Cyclopenwerkstatt des Vesuvs herum nach Neapel trug. Die ge-

waltige Feuereſſe leuchtete düſter durch die Regennacht; ich lag auf dem Boden eines Waggons ausgeſtreckt und ſchlief zu wiederholten Malen für 10 Minuten ein.

Erſt um 2 Uhr Morgens am 9. erreichten wir Neapel. Offiziere der Nationalgarde empfingen uns an der Station, um uns nach dem Forte Pizzo Falcone zu führen, wo unſere Truppen zunächſt einquartiert werden ſollten. Ohne Sang und Klang zogen die erſten Garibaldiner in die Hauptſtadt ein, die nächtlicher Weile nichts von ihnen bemerkte. Mir war mein Quartier im Albergo delle Crocelle angewieſen; ich zog es indeſſen vor, den größten Theil der Nacht in der Wachtſtube des Forte Pizzo Falcone zuzubringen.

Schon um 8 Uhr Morgens erhielten wir neuen Marſchbefehl. Neapel hatten wir uns alle als einen Ruhepunkt gedacht. Hier wollten wir etwas raſten. Hier ſollte für Bewaffnung, für Kleidung geſorgt, hier die etwas angeroſtete Disciplin und Dienſtordnung wieder ein wenig eingeſchmiert werden.

Doch der Gang der Dinge und Garibaldi verlangten es anders. Und mancher brave Junge, der auf den Feldern von Capua ſein Leben ließ, konnte buchſtäblich ſagen: Vedi Napoli e dopo mori!

Was die Brigade Milano ſo plötzlich wieder von Neapel hinwegrief, war Folgendes:

Im Principato ultra war eine heftige bourboniſche Reaction gegen die freiheitliche Bewegung ausgebrochen. Die Pfaffen hatten das unglaublich dumme Volk zu Unthaten aller Art gegen Alles, was liberal hieß, aufgerufen. Das Felſenneſt Monte Mileto und das an ſeinem Fuße gelegene arme Dorf Torre delle Nocelle waren die Hauptpunkte, auf denen die Reaction zu gewaltthätigen Ausbrüchen gekommen. Der bourboniſche Marſchall Flores wollte die Sache benutzen und führte die Brigade Bonnanos nach Arriano, dem Sitze

des Erzbischofs, der in heiligem Eifer seine „Schafe“ zur Vertilgung der Ketzer aufrief. Der militärische wollte dem geistlichen Marschall getreu zur Seite stehen.

Garibaldi ward nun von allen Seiten her aufgerufen, die liberale Bewegung im Principato ultra zu schützen, dem Unwesen der Reaction zu steuern. Er glaubte, daß es hier mehr auf jenes schnelle Erscheinen ankomme, welches uns schon so viele Siege ohne Schwertstreich eingetragen, als auf eine große Macht, und da die Brigade Milano die einzige unmittelbar verfügbare Macht in diesen Gegenden war, erhielt sie eben sofortigen Marschbefehl. Wie ich glaube, leitete den Mann, der ein wahres Muster der Humanität, in der Liebe noch größer ist als im Zorne, noch ein anderer Gedanke. Er fürchtete, daß die Nationalgarden, welche sich im Principato ultra und im benachbarten päpstlichen Fürstenthum Benevent in liberalem Sinne organisirten, wenn *sie* den Sieg gewönnen, nicht viel besser wirthschaften würden als die Hunde der Reaction. Und darin hatte er sicher recht, wie jeder bezeugen wird, der das Gebahren eines großen Theils dieser Nationalgarden nach unserm Erscheinen beobachtete. Garibaldi wollte in diesen Gegenden eine seiner Truppen haben, die von aufgeklärten Offizieren geführt, im Stande und Willens wäre, dem Unwesen zu steuern, von welcher Seite her es auch kommen mochte. Und wenn es der Zufall war, der ihm hier grade die Brigade Milano in die Hände spielte, so kann doch mit Recht behauptet werden, daß schwerlich Jemand besser zu wählen vermochte, als es der Zufall hier gethan.

Am 9. September bald Nachmittag rückten wir von Pizzo Falcone nach der Eisenbahnstation ab. Vorher waren noch Scenen vorgefallen, welche den Milanesen nicht zur Ehre gereichten, um der Wahrheit getreu zu sein, jedoch hier erwähnt werden müssen und erwähnt werden können, weil

in der Zukunft sich nichts ereignete, was jenen Geist der Unbändigkeit verrieth, der sich hier zu zeigen schien.

In den Kasernen des Forts Pizzo Falcone befanden sich noch neapolitanische Soldaten und viele Vorräthe von Waffen und Kleidungsstücken. Als die Milanesen diese Vorräthe entdeckt hatten und nun die bourbonischen Soldaten in ihren stolzen Sonntagsröcken sahen, während sie selbst kaum das Nöthige besaßen, ihre Blöße zu decken, da kam ein Schreier, wie sie sich überall finden, auf den Gedanken einer Plünderung und sein Vorschlag fand sofort Anklang. Die Plünderung der Magazine ging vor sich und was nicht auf den Leib gezogen wurde, ward auf dem Hofe rings verstreut. Waffen wurden genommen, theils behalten, während es an Munition dazu fehlte, theils in der Stadt um Spottpreise verkauft.

Leider erhielt ich, da ich mich eben in der Stadt befand, ziemlich spät Kunde von diesen Ausschreitungen. Ich eilte alsbald in die Kaserne und fand vollkommen bestätigt, was das Gerücht gesagt. Dennoch gelang es mir schnell die Ordnung herzustellen.

Einige Soldaten, die ich mit neapolitanischen Jägermützen bekleidet antraf, fragte ich: in welchem Bataillon Franz II. habt ihr gedient? Sie warfen die schönen Kappen augenblicklich von sich, suchten die alten abgeschabten rothen Mützen wieder hervor, die schmutzigen Drillichjacken, und meine Frage ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Brigade und — bis auf wenige Ausnahmen, — überall mit derselben Wirkung. Die Bersaglieri erhielten bei dieser Gelegenheit neapolitanische gezogene Gewehre mit Haubajonneten.

Der 9. September war ein Sonntag. Ganz Neapel war auf den Beinen und war unser Einmarsch während der Nacht nicht bemerkt worden, so bildete nun die Bevölkerung bei unserm Ausmarsch, der uns durch einen großen Theil der Hauptstadt führte, förmlich Spalier.

Ein Eisenbahnzug trug uns nach Nola. Unsere Postgäule hatte ich in Salerno dem Syndicus übergeben und in Neapel hatten wir einige, ein wenig bessere Pferde zu unserer Verfügung erhalten. In Nola trafen wir an 60 Fuhrwerke aus den Gegenden, welche von uns die Befreiung von der Reaction erwarteten. Sie folgten unserm Marsche nach Cardinale, wo ich an der Kirche die Brigade das Biwak nehmen ließ.

General Türr, dessen Gesundheit sehr geschwächt war, marschirte mit uns. Er machte den Weg zu Wagen und ich begleitete ihn zu Pferde, um noch Nachrichten einzuziehen. Ueberall wurden wir mit Jubel und Feuern empfangen. Die liberale Bevölkerung begrüßte uns als Erretter und die reactionäre heulte mit den Wölfen. Die ehrsame Straßenjugend lief oft halbe Stunden neben uns her und nicht zufrieden mit den ungeheuern Feuern am Wege, in denen das Holz für tausende von Wirthschaften des Nordens für Jahrelang zu meinem innigen Bedauern verbrannt wurde, ließ sie in ihrem Feuereifer auch noch Schwärmer los, welche meinen Gaul dermaßen scheu machten, daß kaum noch mit ihm auszukommen war. Ich war nahe daran, die ganze Freiheit zum Teufel zu wünschen.

Türr nahm sein Quartier in Mugnano beim Syndicus Rega und ich kehrte vorläufig nach Cardinale zurück, um das Biwak zu ordnen. Während ich in einer Locanda die Ankunft der Brigade erwartete, nahm mich die Locandiera beim Kopf, küßte mich, den Flibustier-Obersten ab und bot mir ohne weiteres ihr Bett an — Alles in großer Gesellschaft. Meine Ordonnanzoffiziere mußten sich vor Lachen den Bauch halten. Ich beglückwünschte meine Anna, daß die Locandiera weder ganz jung noch ganz hübsch war, hüllte mich fester in meine Tabarra der Unschuld und flüchtete, als das Biwak bezogen war, vor der neuen Potiphar in eine Locanda

von Rugnano, wo ich, — was für die Ruhe meiner Seele spricht — so schnell einschlief, daß ich selbst nicht einmal mehr essen konnte, und so fest, daß meine Offiziere es nicht für gerathen hielten, mich zum Essen zu wecken.

Am 10. September ging Türr unter Benutzung der uns gefolgten Wagen mit den Versaglieren und dem 1. Bataillon nach Denticane (Venticone) vor; ich mit dem 2. und 3. Bataillon machte nur einen kleinen Marsch bis Pratola. Am 11. Morgens folgte ich mit dem 2. und 3. Bataillon nach Denticane. Türr war noch hier. Unterhandlungen mit Bonannos waren bereits angeknüpft. Flores, da er sah, daß seine Pläne doch wohl nicht den Erfolg haben würden, den er sich von ihnen versprochen, war durchgegangen. Unzufriedenheit und Unsicherheit der Truppe war die natürliche Folge. Die Soldaten begannen davonzulaufen. Bonannos verlangte freien Abmarsch mit Waffen und Gepäck nach Gaëta, und da Türr mit Recht unter den obwaltenden Umständen nicht glaubte darauf eingehen zu dürfen, so ging er alsbald mit den Versaglieren und dem 1. Bataillon wieder auf Wagen über Grottominarda hinaus gegen Arriano vor.

Es war möglich, daß Bonannos sich hierdurch einschüchtern ließ, es konnte aber auch sein, daß der bourbonische General es nicht that und das Glück der Waffen versuchte. In diesem Falle war Türr zu einem Rückzuge wahrscheinlich gezwungen, weniger deshalb weil er nur 400 Mann bei sich hatte, als deshalb, weil sich zwischen dem Calore und Arriano keine einzige Position findet, die uns, sei es für Angriff, sei es für Vertheidigung, einigermaßen günstig gewesen wäre.

Für diesen Fall also ließ mich Türr zurück. Versuchte Bonannos uns anzugreifen, so wollte sich Türr auf mich zurückziehen und ich sollte suchen unter möglichst günstigen

Umständen das Gefecht mit meinen ausgesuchten Truppen zu eröffnen.

Die günstigen Umstände für uns fanden sich nächst dem linken Ufer des Calore auf den Abfällen des Monte S. Martino und Monte Mileto. Ich ließ das 2. Bataillon in Denticane, marschirte mit dem 3. Bataillon nach Campanerella und schob die Vorposten noch weiter gegen den Calore. Den massenweise in Campanerella und Denticane aufgehäuften Nationalgarden ertheilte ich, da sie von keinem besondern Nutzen schienen, Befehl, nach Montefusco, Prata und Pratola abzumarschiren, um dort unsere Reserve zu bilden, was zugleich den Vortheil hatte, daß die vorhandenen Lebensmittel der Brigade Milano allein zu gute kamen. Ein Theil der Nationalgarden transportirte die gefangenen Reactionärs, unter denen sich zwar viele Bestien, aber leider wie gewöhnlich keiner der Anstifter befand, nach Montefusco, von wo sie später nach Avellino gebracht wurden, um von der niedergesetzten außerordentlichen Jury gerichtet zu werden.

Wir hatten in unsern Stellungen den ganzen Tag Ruhe und um Mitternacht brachte mir ein Offizier von Türr die Nachricht, daß Bonannos capitulirt habe und daß ich den Rückmarsch antreten könne, jedoch nicht ohne Vorsichtsmaßregeln, welche sich aus der Natur der Capitulationsbedingungen ergaben.

Am frühen Morgen des 12. September brach ich von Campanerella und Denticane über Pratola, wo bei meinem alten Freund Piscupi ein Frühstückshalt gemacht ward, nach dem lieblichen Avellino auf, in welchem wir uns schon auf dem Marsch von Mugnano nach Pratola einige Stunden verweilt hatten. Am 13. Morgens ließ ich 2 Compagnieen des 2. Bataillons unter Major Montesi in Avellino zurück, befand mich mit den noch übrigen 6 Compagnieen um 2 Uhr

Morgens auf der Straße nach Nola und ließ in Mugnano wiederum die noch übrigen 2 Compagnieen des 2. Bataillons zurück. Das 3. Bataillon führte ich nach Nola.

Die Detachements in Avellino und Mugnano hatten den Zweck, den Marsch von zwei Escadrons neapolitanischer Carabiniers zu überwachen, welche durch die Capitulation von Arriano ausnahmsweise die Erlaubniß erhalten hatten, völlig formirt mit Pferden, Waffen und Gepäck bis Nola zu marschiren, um erst dort entwaffnet zu werden.

In Nola fand ich Freund Teleki mit 50 unberittenen Husaren vor, er sollte die Pferde der zu entwaffnenden Carabiniers in Empfang nehmen. Es war der Anfang zu einer Cavallerie für die 15. Division.

Um Mitternacht vom 13. auf den 14. erhielt ich indessen die telegraphische Meldung von Montesi, daß in den neapolitanischen Carabiniers die Desertion stark eingerissen sei und er im Sinne meiner allgemeinen Instructionen schon zu Avellino die Entwaffnung vorgenommen habe. Ich ließ nun sofort Teleki wecken und setzte ihn mit seinen Husaren auf requirirte Wagen, um nach Avellino zu eilen und dort die Pferde und Waffen der Carabiniers in Empfang zu nehmen.

Mein Beuteantheil war ein schöner Schimmel, den ich zur Erinnerung an die Expedition und an den Autor der Feldzüge Alexander's des Großen Arriano taufte.

Während meine Milanesen stark darauf rechneten, jetzt nach Neapel zurückzukehren, um die ersehnte Ruhepause zu finden, lief am 14. Vormittags der Befehl Türr's ein, sogleich nach Caserta zu marschiren mit allen Truppen, die ich unter der Hand habe. Am Volturno hatte sich der flüchtige Feind gestützt auf Capua gesetzt und die Brigade Milano sollte vereint mit andern Truppen, statt Ruhe in Neapel zu finden, die ernste Thätigkeit des Krieges beginnen.

Ich bestellte sofort einen außerordentlichen Convoi für das 3., einen andern für den 15. Morgens für das 2. Bataillon und ertheilte Montesi und allen andern noch auf dem Rückmarsch befindlichen Truppen der Brigade den Befehl, mir so schnell als möglich nach Caserta zu folgen. Catenocci hatte durch eine alte Hexe Verbindungen mit verschiedenen Signore von Nola angeknüpft, welche die innigste Bekanntschaft mit den Flibustiern zu machen wünschten, er war sehr unzufrieden, daß aus dem verabredeten Rendezvous, der Sicherheit wegen in einem Busche auf freiem Felde, nichts werden konnte. Aber es konnte eben nichts daraus werden. Ich hoffe in meinem Leben nicht wieder so viele telegraphische Depeschen in einem Tage zu empfangen und zu versenden als am 14. September 1860. Es war ein förmliches Depeschenbombardement.

Um 4½ Uhr Nachmittags war ich mit dem 3. Bataillon der Brigade Milano in Caserta, wo ich auch die Brigade Bologna vorfand. Am 15. und 16. kam der Rest der Brigade Milano an. Caserta sollte nun für lange Wochen gegen meine damalige Hoffnung unser Sitz werden. Von da aus lieferten wir unsere Gefechte, gingen wir auf die verschiedenen Expeditionen aus. Oberst Gandini hatte das Commando der Brigade Milano während der Expedition von Arriano niederlegen müssen und der Major di Giorgio, bisheriger Commandant der Bersaglieri, trat an seine Stelle.

Am 16. September ward ich zum Chef des Generalstabs der in der Provinz Caserta am linken Volturnoufer vereinigten, von Türr commandirten Truppen ernannt und legte den Oberbefehl über die Brigaden der Division Terranuova nieder.

Doch als es galt, sie zum ersten Male ernstlich in's Feuer zu führen, am 19. September, mußte ich wie über den

ganzen linken Flügel so auch über diese Brigaden wieder den Oberbefehl übernehmen.

Die Ereigniſſe des 19. September ſind noch ſehr unvollkommen gewürdigt; ich werde an einem andern Orte Gelegenheit haben, ſie vollkommen in's Licht zu ſtellen. Hier beſchränke ich mich auf die Theilnahme der Brigade Milano am Kampfe. Sie bildete den rechten Flügel der Centrumscolonne, welche unter meinem directen Befehl vereinigt an der großen Straße von Sa. Maria nach Capua vorging. Ihre Berſaglieri bildeten die Avantgarde der Centrumscolonne. Sie war es vorzüglich, welche, nachdem die Neapolitaner im freien Felde gänzlich und für ſie ſchmählich geworfen waren, unter meiner directen Führung bis an die Eiſenbahnſtation, 40 Schritt vor den Paliſaden des gedeckten Weges vordrang und ſich heldenmüthig in der dort genommenen Stellung hinter den Stationsgebäuden und den Bäumen an der Straße im heftigſten Flinten- und Kartätſchenfeuer der Feſtung behauptete, bis ich die Geſchütze aus dem Feuer zurückgezogen hatte, ſo daß auch nicht eine Deichſel dem Feinde überlaſſen ward, obgleich für beide Geſchütze nur noch ein brauchbares Beſpannungspferd vorhanden war.

Bei der Operation des Zurückziehens der Geſchütze waren es wieder neben Soldaten und Offizieren der braven Geniecompagnie von Mailand, welche ſpäter auch der Brigade Milano zugetheilt ward und von denen ich vorzugsweiſe den braven Lieutenant Zancarini nenne, neben meinem Leibguiden Farina, Berſaglieri von Milano, welche mir mit allen Kräften beiſtanden.

Den Tapfern der Brigade Milano verdankte ich es beſonders, daß wir faſt die ganze Macht Franz des II. auf uns zogen, ſo daß die Beſetzung Cajazzo's ohne allen Widerſtand vor ſich gehen konnte. Daß Cajazzo zu ſchwach und

nicht mit den geeignetsten Truppen besetzt ward, war nicht unsere Schuld.

Als ich mich überzeugt hatte, daß unter den obwaltenden Umständen ein Eindringen in Capua eine Unmöglichkeit oder daß doch die Behauptung in der Festung eine Unmöglichkeit sei, und den Rückzug anordnete, war es die Brigade Milano, welche ihn deckte, so daß er in einer Ordnung vor sich gehen konnte, welche den von den Höhen von S. Angelo zuschauenden braven Soldaten der Brigade Eber, wenn auch nicht ihrem Chef, Zeichen der Bewunderung abzwang.

Und als der aus dem Felde geschlagene Feind, durch unsern Rückzug ermuthigt, wieder folgte, vielleicht in der Meinung, daß sein Kartätschenfeuer aus dem feigen Hinterhalt der Wälle unsere Herzen gebrochen, wie es unsere Reihen gelichtet, als ich wüthend nach einer frischen Truppe suchte, um ihn eines andern zu belehren; da traf ich das brave 3. Bataillon der Brigade Milano, welches von Casapulla herbeigerufen eben erst angekommen war und dessen Chef, da er noch einzig ein frisches Pferd hatte, sogleich von mir entsendet ward, um dem linken Flügel der Centrumscolonne meine Befehle zu überbringen.

Ich übergab das dritte Bataillon dem Befehl des Hauptmanns de Caroli, Adjutantmajors der Brigade Milano, und dieses einzige Bataillon trieb den erstaunten Feind abermals in den Hinterhalt seiner Wälle zurück.

Erst nachdem dies geschehen, marschirten meine Truppen in völligster Ruhe nach Sa. Maria zurück, um hier die Munition zu ergänzen und sich durch Speise und Trank ein wenig zu stärken. Als ich dann Nachmittags, da erneuter Kanonendonner vom oberen Volturno her sich hören ließ, um zu verhüten, daß eine bedeutende neapolitanische Macht sich auf unsern rechten Flügel werfe, wiederum von Sa. Maria gegen Capua vorging und wiederum die Neapo-

litaner in den Platz zurücktrieb, da zeigte sich die Brigade Milano abermals an der Spitze der Tapfern und es war kaum zu bemerken, daß sie vom frühen Morgen an marschirt und gefochten.

Am 20. September kehrten wir nach Caserta zurück, da der Zweck des Gefechtes vom 19. völlig erreicht schien und soweit unsere Mitwirkung in's Spiel kam, auch wirklich erreicht war. Ruhe fanden wir in Caserta durchaus nicht. Unmittelbar nach dem Gefecht vom 19. ging Türr krank nach Neapel; zunächst übernahm nun Medici das Commando in der Provinz Caserta; bald aber kam das Hauptquartier Garibaldi's selbst dorthin, der General Sirtori, Chef des großen Generalstabes Garibaldi's, übernahm die Leitung der Geschäfte und wir andern wurden völlig in den Hintergrund gedrängt, wie zu glauben ist, nicht ganz zum Vortheil der Sache. Doch davon ein ander Mal. Hier sei nur so viel erwähnt, daß die Neapolitaner beständig aussprengten, sie würden einen großen Ausfall machen und daß der General Sirtori das System befolgte, bei jeder solchen Gelegenheit alle unsere Truppen unter die Waffen zu rufen, so daß sich dieselben buchstäblich fast immer unter den Waffen befanden.

Endlich am 30. September schienen die Nachrichten so bestimmt, daß man sich auf einen Angriff der Neapolitaner ernstlich vorbereiten mußte. In verschiedenen Richtungen wurden Bewegungen der Königlichen bemerkt. Die Vortruppen auf der Linie von S. Tammaro über S. Leucio um Gradillo wurden verstärkt; zu Caserta die Reserve versammelt, Bixio mit seiner Division und einer Brigade von Medici, der frühern Brigade Genua der Division Terranuova, bewachte die Straße von Maddaloni nach Ducenta.

Die Brigade Milano gehörte zu der Reserve, welche zu Caserta unter dem Befehle Türr's versammelt und deren

Generalstabschef ich war. Als ich am 30. September mühsam die Bestandtheile dieser Reserve zusammensuchte, fand sich, daß sie etwa 6000 Mann mit 12 Geschützen zählte, freilich nicht durchweg diensttauglich. Durch fortwährend verlangte und gegebene Verstärkungen war indessen diese Hauptreserve bis zum 1. October Mittags so zusammengeschmolzen, daß sie in den beiden Brigaden Eber und Milano kaum noch 2300 Mann zählte und daß von Geschütz für sie durchaus nicht mehr die Rede war. Bald Nachmittag erhielt diese Reserve Befehl, nach Sa. Maria zu marschiren, um die Entscheidung zu geben.

Am frühen Morgen war der Kampf in der Nähe von Capua wirklich entbrannt; von den Königlichen mit ungeheurer Uebermacht begonnen, im Anfang entschieden günstig für sie. So waren denn Verstärkungen auf Verstärkungen von der Reserve zu Caserta verlangt und gegeben worden und noch hatten sie nicht ausgereicht, das Glück völlig auf unsere Seite zu bringen. Noch stand der Feind mächtig auf beiden Hauptstraßen von Capua und S. Angelo nach Sa. Maria.

Als der letzte Ueberrest der Hauptreserve den Befehl zum Aufbruch erhielt, ging ich mit den Offizieren meines Stabes und 12 Husaren von Caserta nach Sa. Maria auf der Landstraße vor; die Brigade Eber folgte mir auf dem Fuße, soweit Infanterie einer Reiterschaar auf dem Fuße folgen kann, die nur mit Carriere und scharfem Trab abwechselt. Die Brigade Milano ward auf die Eisenbahn gesetzt; mit ihr gingen Türr und die Offiziere meines persönlichen Gefolges.

Nachdem ich ichm ein wenig in Sa. Maria orientirt hatte, namentlich am Capuaner Thore gewesen war, wo eben eine täuschende Ruhepause eingetreten, kehrte ich auf den runden Platz zurück, auf welchem die beiden Colonnen der Brigaden Eber und Milano unter allen Umständen sich ein-

finden mußten, um zu warten. Hier traf ich mit Garibaldi zusammen, der eben über die Berge von S. Angelo her angekommen war.

Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Straße von S. Angelo gerichtet, auf welcher der Feind mit ansehnlicher Macht und in solcher Weise stand, daß er jede Communication zwischen unserm rechten Flügel und dem linken unterbrach. Dieselbe Zuversicht auf den Sieg, welche er hat, weiß der Dictator auch immer seinen Truppen einzuflößen. Er befahl mir, die ankommenden Reserven zunächst ausruhen zu lassen, da er nur noch den letzten entscheidenden Schlag thun wolle, der Sieg übrigens so gut wie gewonnen sei.

Kaum aber war die Brigade Milano mit der Eisenbahn vor der Brigade Eber eingetroffen, als sie auch schon den Befehl erhielt, sofort auf der Straße nach S. Angelo vorzurücken; ich ging mit ihr vor.

Vor dem Thore von Sa. Maria wurden die Bersaglieri von Mailand in Kette entwickelt, die Infanterie folgte in einer dichten Colonne. Kaum waren wir 500 Schritt vorwärts, als uns nicht blos Geschütz-, auch schon nahes Flintenfeuer empfing.

An der großen Straße nach Capua sah man, wie der Feind neue Streitkräfte, Infanterie und Artillerie gegen das Capuanerthor vorführte. Wenn es nicht gleichgültig war, ihm die Straße von S. Angelo abzunehmen, war es noch wichtiger, seinen Angriff auf die schon ermatteten Vertheidiger Sa. Maria's zu stören.

Garibaldi ließ zuerst nur eine Abtheilung Calabresen von der Straße von S. Angelo gegen diejenige von Capua vorrücken. Da ich aber sahe, daß diese nicht entschieden vorwärts gingen und außerdem bemerkte, daß ein Theil der Brigade Eber an der Straße von S. Angelo der Brigade Milano folgte, warf ich die ganze Brigade Milano links von

dieſer Straße in das mit licht ſtehenden Bäumen bedeckte Feld, um ſie gegen die Capuaner-Straße vorzuführen. Die Berſaglieri gingen anfangs lebhaft vor, trotz einzelner Flintenkugeln, welche einſchlugen. Um die Lebhaftigkeit zu ſteigern, eilte ich der Tirailleurkette vorauf; der brave kleine Trompeter Stetta folgte mir und meiner Anweiſung gemäß blies er abwechſelnd immer einmal das Signal vorwärts, das andere mal das Signal rechts zielen, um einerſeits gradaus Terrain zu gewinnen, andererſeits aber auch die drohende Geſchützſtellung an der Capuaner-Straße zu überflügeln.

Der Feind, der unſere gefährliche Bewegung erkannte, ſendete 4 Schwadronen Reiterei gegen die Mailänder Berſaglieri vor, welche plötzlich gegen uns heranraſſelten, als wir eben aus dem gartenartig bebauten Land in ein völlig freies Feld eintreten wollten. Es gelang mir, 15 bis 20 Berſaglieri ſchleunig in einen Klumpen zu verſammeln, hinter dem ich ſelbſt, auf meinem ſchönſten Pferd, einem großen Normänner Falben, hielt; zwei andere ähnliche Klumpen Berſaglieri ſammelten ſich rechts und links. Wer konnte erwarten, daß dieſe geringe Macht, welcher die geſchloſſene Linieninfanterie erſt auf mehrere hundert Schritt folgte, den Angriff jener überlegenen Cavallerie aufhalten, wer konnte vollends erwarten, daß dieſe Cavallerie angeſichts ſo geringen Widerſtandes ſich würde vom Angriffe abſchrecken laſſen? Ich erwartete es nicht; ich war ſo ſicher, daß die Cavallerie diesmal zum Einhauen kommen werde, daß ich den Säbel zog. Am 19. hatte ich es nicht ein einziges Mal gethan. Die neapolitaniſchen Reiter waren auf 40 Schritt heran und noch ſtanden meine Berſaglieri, kühn gemacht dadurch, daß ich ſtill auf meinem Normannen hinter, nicht in dem ſchwachen Haufen hielt, regungslos, ohne einen Schuß gethan zu haben. Da commandirte ich Feuer! Einige Reiter wankten, einige Roſſe fielen und die ganze

Gesellschaft kehrte um, begleitet von dem freudigen Hurrah der Bersaglieri, die sich so plötzlich und ohne allen Schaden aus einer drohenden Gefahr errettet sahen. Dennoch hatte sie das Erscheinen der Reiter etwas eingeschüchtert und namentlich konnte ich sie nicht mehr recht nach rechts vorwärts bringen, weil sie dort besonders ein großes Stück freies Feld durchschreiten mußten.

Gleichzeitig schlugen die Kugeln der neapolitanischen Jäger aus den nächsten Obstfeldern dichter ein. Mein Normann ward verwundet und mußte zurück gebracht werden. Da meine andern Pferde nicht zur Hand waren, gab mir Catenacci das seine, während er selbst zu Fuß folgte.

Unterdessen war die Hälfte der Brigade Eber an der Straße von S. Angelo vorgegangen und die ungarische Legion bog links ab, um die Verbindung mit dem rechten Flügel der Bersaglieri herzustellen. Zufällig kam diese Legion nun gerade in die Richtung, in welcher ich die Bersaglieri hatte haben wollen und in welche ich sie nicht hereinbringen konnte. Ich benutzte dies sogleich; in der Hoffnung, durch das Vordringen der Ungarn weiter rechts auch die Mailänder dort hinzuziehen, rief ich beiden zu: Wer wird jetzt der erste sein, Ungar oder Italiener?

Die Jägerkette der Ungarn stürmte sogleich vorwärts; die Reserve indessen folgte mit bedächtiger Langsamkeit. Das glänzende Vorrücken der ungarischen Jägerkette, dem auch die Brigade Milano folgte, und welches mit einem Angriff des zweiten Theils der Brigade Eber unter Türr's Leitung am Capuanerthor von Sa. Maria zusammenfiel, zwang oder bestimmte die Neapolitaner zur Räumung ihrer Geschützstellung an der Straße von Capua mit Hinterlassung von zwei Stücken. Nicht ahnend, wie schwach die unaufhaltsam vorrückenden Ungarn seien, warfen die Neapolitaner ihnen ihre ganze Reserve entgegen, Cavallerie voraus. Der

Angriff war diesmal so übermächtig, die Ungarn hatten es trotz meiner wiederholten Zurufe sowenig für nöthig gehalten, zusammenzubleiben, daß diesmal die neapolitanische Cavallerie zum Einhauen kam. Indessen bei dem bloßen Erscheinen der noch verhältnißmäßig weit zurückgebliebenen Reserve der Ungarn und der Brigade Milano, kehrte die ganze feindliche Gesellschaft um. Ich hatte bei Gelegenheit dieses letzten Reiterangriffs, nach welchem sich die Königlichen in verwirrter Flucht auf Capua zurückzogen, der vielleicht selbst nur unternommen war, um diese eingerissene Flucht zu decken, jenes seltsame Abenteuer, welches in den Zeitungen, die ich gesehen habe, ziemlich richtig erzählt war*).

*) Meine persönlichen Erlebnisse, so weit sie nicht in nächster Beziehung zu denjenigen der Brigade Milano stehen, muß ich hier übergehen. Doch eine persönliche Bemerkung sei bei dieser Gelegenheit erlaubt. Während ich nach Italien wohl ursprünglich deshalb gerufen war, um von meiner militärischen Einsicht Gebrauch zu machen, wollte es doch ein neckischer Zufall, daß die Stellungen, welche ich nach und nach einnahm, mir weit mehr Gelegenheit gaben, persönlichen Muth zu zeigen, viel mehr diesen von mir forderten, als bedeutende Einsicht. Mein Auftreten bei solchen Gelegenheiten hatte mir in der Armee den Ruf der Verwegenheit zugezogen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen daher lese ich in einem deutschen Blatt, welches mir zugeht, „Herrmann", daß die englischen Zeitungen mich neben mehreren Andern auch als „nahezu feige" hinstellen. Es kann sein, daß die englischen Correspondenten und ihre Colporteurs mich nie im Gefecht gesehen haben, — — weil ich zuweit vorwärts war. In zwei Gefechten habe ich drei Pferde unter dem Leibe verloren, davon zwei durch Kartätschkugeln, eins durch eine Flintenkugel, nicht durch Paixhansische Bomben. Correspondent der Times war, wie mir nachträglich gesagt wird, der Oberst und Brigadecommandant Eber, der am 19. September auf den Höhen von S. Angelo durch Zufall von seiner Colonne 2 Mann verlor, am 1. October, wieder mit einem Theil seiner Brigade an der Straße von S. Angelo, an dieser keinen Widerstand fand, weil sie in Folge meines Vordringens mit den Ungarn und Milano schon geräumt war.

Nach dem Siege vom 1. October bezog die Brigade Milano die Vorposten rechts von der Straße von Sa. Maria nach Capua. Ihre Opfer waren verhältnißmäßig gering gewesen; doch eines ihrer Todten muß ich erwähnen, des jungen Aleſſandro Romualdo, eines Abruzzeſen. Der 19jährige Jüngling, welcher in einer Militärſchule ſeine Erziehung erhalten, hatte ſich in Genua bei mir gemeldet, um in die Spedition von Terranova aufgenommen zu werden. Als ich ihn examinirt und gefunden hatte, daß er ganz paſſend für den Generalſtab ſein würde, für welchen es mir faſt an allen tüchtigen jüngern Elementen fehlte, erwiderte er mir auf meine Frage, ob er in den Generalſtab einzutreten wünſche, Nein, er wolle ſich ſchlagen. Obgleich ich ihm nun dazu auch im Generalſtab hinlängliche Gelegenheit bieten konnte, ließ ich ihn doch in die Infanterie eintheilen. Am 1. October führte er die 1. Compagnie des Bataillons Venuti. Er ſank tödtlich in den Unterleib getroffen und ſtarb die Nacht darauf im Spital zu Sa. Maria in den Armen eines andern Abruzzeſen, des braven Raimondo Maſſei, Caplans der Brigade, welcher weder im Gefecht, noch im Spital je den Soldaten verließ.

Auf den Vorpoſten verſchanzten ſich unſere Soldaten und bauten ſich Hütten, aber Anfangs Mangel an hinreichender Nahrung, dann als ſpäter ſtrömende Regen die Herrſchaft an ſich riſſen, Mangel an hinreichendem Obdach, brachten uns während dieſer Vorpoſtenzeit größere Verluſte bei, als die heftigſten Gefechte gekoſtet. Türr war bald nach dem 1. October krank nach Neapel gegangen und dort zum Commandanten ernannt; ich übernahm das Commando der Diviſion, der 1. des Südheeres, der 15. in der ganzen italieniſchen Armee. Die Diviſion beſtand jetzt aus den drei Brigaden Spangaro, Milano und Eber und der etwas unſichern Brigade la Maſa, welche beſtändig die Tendenz

nährte, sich zu einer Division zu machen und wenigstens ihren Generalstab darauf zuschnitt, wenn auch die Truppenzahl Manches zu wünschen übrig ließ.

Es gelang mir bald, die Division von dieser Brigade vorläufig zu befreien, so daß ich nun desto mehr für Verpflegung und Bekleidung der andern sorgen konnte. Indessen Alles wollte nicht völlig genügen, den einreißenden Krankheiten zu steuern; von unsern jungen Soldaten ward der Vorpostendienst nicht mit demjenigen Geschick betrieben, welches ihn leicht macht; alle Kräfte waren beständig angespannt; jeder Allarm trieb Alles unter die Waffen und allnächtlich gab es Allarm, weil die Leute im Dunkeln Gespenster sahen. Fing ein furchtsamer Schütz an zu feuern, so feuerte bald die ganze Linie und nun begannen die Neapolitaner auch ihr Lied anzustimmen. Bisweilen waren sie auch die ersten, welche das Stück anfingen.

Endlich am 14. October wurden die Brigaden der Division Eber, Spangaro (früher Nicotera) und Milano von den Vorposten abgelöst und nach Caserta zurückgerufen, wo ihnen Ruhe verheißen war. Indessen war wenig davon zu bemerken. Schon am 15. mußten wir die Vorposten in der Richtung von Limatola und Ducenta gegen den obern Volturno hin wieder beziehen. Die Brigaden Spangaro und Milano besetzten abwechselnd den Posten von Pocciano und auf den Höhen von Caserta vecchia.

Seit der Mitte September war viel von den Piemontesen die Rede gewesen. Am 2. Oct. hatten sogar 400 piemontesische Bersaglieri an dem unbedeutenden Gefechte theilgenommen, welches den demoralisirten Trümmern der neapolitanischen Umgehungscolonne bei Caserta geliefert ward. Feile piemontesische Zeitungsschreiber und feile deutsche Zeitungsschreiber, welche den Soldaten der Freiheit die Ehre nicht gönnen, die ihnen und ihnen allein gebührt,

versicherten in Folge dessen, daß die ganze Schlacht vom 1. October von den Piemontesen gewonnen sei, die nun freilich in Wirklichkeit durch gänzliche Abwesenheit glänzten. Die Augsburger Zeitung soll gar so hundsdumm gewesen sein, wochenlang von einer Schlappe zu reden, die wir am 1. October erlitten, ganz so wie sie einst wochenlang von dem Siege der Oesterreicher bei Magenta sprach.

Endlich hat auch der officiöse „Constitutionnel" den Auftrag erhalten, von zwei piemontesischen Regimentern zu reden, ohne deren Dazwischenkunft am ersten October die „Déroute" des garibaldi'schen Heeres eine vollständige geworden wäre. Der „Constitutionnel" macht der Augsburgerin fast die Palme streitig.

Nach Cialdini's Sieg bei Isernia über Scotti ward es für uns nöthig, am rechten Ufer des Volturno festen Fuß zu fassen, und es war uns nicht mehr verboten. Es begannen nun am Volturno Brücken- und Batteriebauten, von denen die letztern äußerst überflüssig waren und welche insgesammt dem Genie, das freilich nur allzuoft ein Hohn auf seinen Titel ist, nicht zur Ehre gereichten. Der Ingenieur meiner Jugend empörte sich in mir beim Anblick dieser fortificatorischen Krähenfüße. Und die Artillerie schien dem Genie in der Genialität noch den Rang ablaufen zu wollen.

Für die Brigade Milano waren die verfehlten Stilübungen dieser sogenannten gelehrten oder technischen Waffen in sofern nicht gleichgültig, als fast die ganze Brigade Spangaro, den Spaten in der Hand, zur Ausführung der genialen und bombastischen Ideen mitwirken und dafür die Brigade Milano den Dienst auf den Posten von Poccianello allein übernehmen mußte.

Nach 10 Tagen trügerischer Ruhe winkte uns noch einmal die Hoffnung einer lustigen kriegerischen Thätigkeit. Garibaldi wollte mit einem Theil der Armee auf der an der

Scafa di Formicola geſchlagenen Brücke den Volturno überſchreiten, um den über Teano gegen den Garigliano hinabrückenden Piemonteſen die Hand zu reichen und ihnen den Rücken gegen die Abruzzen und gegen das noch ſtark beſetzte Capua zu decken. Er nahm zwei Brigaden von Bixio und die Brigaden Eber und Milano, mit welchen ich natürlich ſelbſt marſchirte, von mir.

In der Nacht vom 24. auf den 25. campirten die zum Uebergang beſtimmten Truppen, zuſammen 5000 Mann, am Fuß der Höhen von S. Angelo. Am 25. October früh Morgens ward der Volturno überſchritten und wir marſchirten, Bixio's Brigaden voran, nach Calvi durch ein Labyrinth von lauter Hohlwegen; meine Brigaden nahmen ihr Lager auf dem Felde von Zuni und Milano mußte einen Poſten an die Caſtellbrücke von Calvi geben, Front gegen Capua hin. Der Poſten ward um Mittag von einer Recognoſcirung allarmirt, welche die Beſatzung von Capua entſendet hatte, aber ohne daß es zum Gefecht gekommen wäre. Gefangene, — Verſprengte, Kranke, die aus allen Richtungen kamen und in allen Richtungen umherirrten, — machten wir in Menge.

In der Dunkelheit marſchirten wir noch an der Straße von Venafro bis zu dem Wirthshaus auf der Höhe des Waldes von Cajanello, wo wir unſer Biwak nahmen. Selten habe ich ein Biwak geſehen, welches beim Scheine der Wachtfeuer in Folge der eigenthümlichen Gruppirung der Gegenſtände des Terrains und des Anbaus einen ſo impoſanten Anblick gewährte.

Am 26. ſendete ich eine ſtarke Huſarenpatrouille nach Teano, das Gros marſchirte nach le Fratte unterhalb Vairano, rechts von der großen Straße abbiegend. Hier übergab mir Garibaldi das Commando über die geſammte Truppenmacht, um ſelbſt an die große Straße zurückzukehren und dort die Piemonteſen zu empfangen, welche, wie unſere

Nachrichten besagten, ganz nahe waren. Wirklich sahen wir bald von den Höhen unsers Biwaks aus die piemontesischen Colonnen die Heerstraße entlang ziehen und Garibaldi stieß mit dem Könige zusammen.

Der Zweck unseres Marsches war erreicht und bald Nachmittags erhielt ich den Befehl, mit der gesammten Streitmacht den Rückmarsch anzutreten, um so mehr, da es uns an Lebensmitteln in dem von den zahlreichen neapolitanischen Streitkräften fast gänzlich ausgesogenen Lande in schreckenerregendem Maße gebrach, da auch der Nachschub, weil unsere ausgezeichnete Brücke an der Scafa di Formicola alle Stunde einmal brach und dann jedesmal vier Stunden zu ihrer Herstellung nothwendig waren, seine bedeutenden Schwierigkeiten hatte. Die Nacht vom 26. auf den 27. und den ganzen 27. campirte ich bei Calvi, Sparanisi und Partignano, in ziemlich weit gedehnten Stellungen, um wenigstens die nothwendigsten Lebensmittel in einigermaßen ausreichender Menge zu finden, die Brigade Milano bei Zuni.

Am 28. ward an die Scafa di Formicola zurückmarschirt. Wir mußten hier mehrere Stunden nördlich derselben am rechten Volturnufer warten, weil die geniale Brücke eben wieder einen ihrer häufigen Einfälle gehabt hatte. Ein Spaßvogel hat ausgerechnet, daß die kostbare Brücke, will sagen der Brückenschlag, 70,000 Piaster gekostet hat.

Am Nachmittag konnte ich endlich den Volturno passiren und marschirte nun in einem Zuge über S. Angelo und Sa. Maria nach Caserta zurück.

Am 3. November ward Capua übergeben; am 6. hatten wir die letzte Revue vor unserm General und Dictator; 14,000 Mann, der beste Theil des Südheers, defilirten vor ihm auf der Esplanade des Palastes von Caserta. Der Re Galantuomo, welcher, wie Alles hoffte, die Parade

abnehmen ſollte, kam nicht; und die Parade, welche am 7. vor ihm ſtattfinden ſollte, ward noch ſpät am Abend des 6. abgeſagt. Am 7. fuhr Garibaldi an der Seite des Königs in die Hauptſtadt Neapel ein, — bei ſtrömendem Regen, durch unvollendete Ehrenpforten.

Am 8. November verließ Garibaldi Neapel.

Und was man auch ſagen möge, ich glaube nicht, daß das Südheer ihn überlebt.

Binnen wenigen Wochen werde ich am winterlichen Zürichſee bei meinem lieben Weib und Kinde ſitzen, ſo Gott will; und ihr, Milaneſen, liebe Waffengefährten, denen ich auf fremdem Boden dies kleine Denkmal errichtet, werdet auch bei den Euren ſein.

Hauptquartier, königlicher Palaſt von Caſerta.
9. November 1860.

W. Rüſtow,
Oberſt-Brigadier und inter. Commandant der 15. Diviſion des italieniſchen Heeres.

Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen.

Von

Moritz Hartmann.

Es wird erzählt, daß ein König in Kabul einmal decretirt habe, daß das Jahr anno X, in welchem er von innern und äußern Feinden gedemüthigt worden, nicht existirt habe, also in der Reihe der Jahre nicht zu zählen sei; und in der That sollen die Kabulistaner bis auf den heutigen Tag um ein ganzes Jahr hinter der Zeitrechnung ihrer Nachbarn zurück sein, so ungefähr wie die Russen nur um dreizehn Tage hinter gebildeten Nationen zurück geblieben. Jener Kurfürst von Hessen, der in sein Land zurückkehrte, nachdem Andere für ihn die Franzosen daraus verjagt hatten, decretirte sogar eine ganze weltgeschichtliche Epoche hinweg und ließ wieder die Zöpfe wachsen, ohne jedoch die fünfzehn Jahre aus dem Kalender zu streichen, was jedenfalls als ein Fortschritt gegen Kabul zu betrachten ist. Ein noch größerer Fortschritt signalisirt sich heute in ganz Deutschland und seinen Nebenländern. Heute dürfen wir doch wieder — jusque à nouvel ordre — wenigstens sprechen von jenem unheilvollen Jahre, das seit einem Dezennium nicht einmal in unserer Erinnerung bestehen durfte. Man spricht wieder von „Grundrechten des deutschen Volkes", Schmerling taucht auf wie ein Gespenst, als Befreier, und er soll das Reichsparlament wieder aufrichten, das er mit so viel Fleiß begraben half; derselbe Fürst, der gewisse Principien und Menschen an den Galgen hängen ließ, läßt zwar die Menschen noch immer dort hängen, nimmt aber die Principien

herab und trägt sie dem Volke vor wie heilige Gesetzestafeln, und überall thut man, als gäbe man Amnestien, um sich aufrichtig mit jenem unheilvollen Jahre zu versöhnen. Kaiser proclamiren Constitutionen und Nationalitäten, deren Proclamatoren sie haben hängen und würgen lassen — denn Alles hat seine Zeit und wer darüber spotten wollte, dem können wir antworten, daß das Alles nur billig und vernünftig sei. Vor elf Jahren waren die Völker zu dergleichen noch nicht reif, das haben wir eingesehen, daß noch grade elf Jahre zur vollkommenen Reife nothwendig waren; wir haben gehängt, füselirt, eingekerkert, concordatet, Anleihen gemacht, geknebelt und die Länder den Jesuiten und barmherzigen Schwestern übergeben und Handel und Gewerbe ruinirt, nur um die ersehnte Reife hervorzubringen und jetzt — sind wir aufrichtig.

Benützen wir den günstigen Moment, um uns mit dem von den Todten auferstandenen Jahre 1848, so weit es erlaubt, zu beschäftigen, bevor es wieder eingesargt oder durch einen lärmenden Nachkommen ganz und gar in den Hintergrund gedrängt wird; erinnern wir uns an Kleinigkeiten, die schon unendlich klein aussehen, da sie durch eine Weltgeschichte von Reactionen, Verträgen, Octroyirungen, Concordaten, Kriegen, Anlehen, Concessionen, Versuchen, Veränderungen der Karte, Abdankungen, Regentschaften, historischer Logik und momentanem Wahnsinne in unendliche Ferne gerückt sind. Aber wie uralt auch jene Zeit sei, die Menschen leben noch und Menschen mit ihrem reizbaren Nervensystem dürfen erst viele Jahrzehnte nach ihrer Bestattung gemalt werden, erst um die Zeit, da es der Regel nach erlaubt ist, sie zu Trauerspielhelden zu benutzen. Schmerling beweist, daß er lebt, also, mit seinen Zeitgenossen, noch unbrauchbar ist; so wollen wir uns weniger an Individuen halten, als an allgemeine Momente, Vorgänge und anonyme

Maſſen. Vielleicht daß es uns dann gelingt, was wir gar nicht erſtreben, belehrend zu ſein, belehrender als wenn wir ſelbſt von maaßgebenden Perſönlichkeiten, Palazky, Rieger, Windiſchgrätz u. ſ. w. ſprechen; vielleicht, daß wir dann an gewiſſe Mächte erinnern, die nicht zu verachten ſind und an manche Kräfte, die ſich noch geltend machen werden. Während wir ſo zu unſerm Vergnügen uns erinnern, erwerben wir uns vielleicht ein Verdienſt und geben, für mögliche Fälle, eine Warnung. —

I.

Prager März- und Apriltage.

Die Märztage des Jahres 1848 fanden in ganz Deutſchöſterreich, vielleicht in ganz Deutſchland eine einzige wohlorganiſirte und compacte Partei: die Partei der Slaven in Böhmen. Ob nun die Königinhofer Handſchrift apokryph ſei oder nicht, die ſlaviſche Bewegung war es auf keinen Fall. Mit der Veröffentlichung dieſer Handſchrift, welche beweiſen ſollte, daß die Czechen eine Sprache, eine Nationalität und endlich eine Literatur hatten, beginnt in Böhmen ein neues Leben, das Anfangs nur wie ein dünnes Rinnſal ſtill und beſcheiden, bald aber, wenn auch nicht viel breiter, doch viel lärmender dahinzog. Vor Allem ging man an die Ausbildung der Sprache und theils aus Mangel an Productivität, theils aus Tact begann man mit Ueberſetzungen aus allen Zungen; jedes ſelbſt mittelmäßige Talent wurde mit Liebe gepflegt und anerkannt und ſelbſt wenn es nur der Wiederſchein des aus der Fremde Angeeigneten war, mit patriotiſcher Selbſttäuſchung für original gehalten.

Bald glaubte man eine Literatur zu haben, obwohl man nur einzelne mehr oder weniger ausgezeichnete Individuen hatte, wie z. B. den früh verstorbenen lyrischen Dichter Macha, von dem man wenigstens träumen konnte, daß er ein Byron und die Ehre des Landes geworden wäre, oder den in der That ausgezeichneten Historiker Palazky, der mit seinem heldenmüthigen Fleiße, seiner großen Gelehrsamkeit, seinem weitreichenden Blick und Combinationsgeiste, bei der bisherigen Vernachlässigung, Verfälschung und Verwirrung der vaterländischen Geschichte, allerdings wie von der historischen Vorsehung geschickt war, um seine Landsleute mit dem Stolze und was mehr ist, mit dem Bewußtsein einer historischen Existenz zu durchdringen. Die Vergangenheit Böhmens in den verschiedensten Perioden ist bis in's 17. Jahrhundert hinein allerdings der Art, daß sie nicht nur die Jugend begeistern, sondern auch dem Geschichtsphilosophen als eine unverlorene und unverlierbare Basis einer Zukunft und Weiterentwickelung erscheinen kann. In der That sah man sich nach einem weiteren Schauplatz für die junge, aufstrebende Idee um. Aeußere Mächte mögen da entgegengekommen sein; die Koryphäen der jungen Partei standen mit Rußland in inniger Verbindung; aber es bedarf dieser persönlichen Erklärungen nicht, um den Panslavismus zu motiviren. Der Panslavismus war nirgends natürlicher als in Böhmen. Kaum zwei Millionen Czechen hinter sich, von welchen zwei Millionen nur eine unendlich kleine Minorität an den neuen Bestrebungen Theil nahm, umgeben von Deutschen, war die neue Partei naturgemäß darauf geführt, sich an ausländische Anverwandte anzulehnen und zwar vorzugsweise an „den Vetter, der den großen Brummbaß spielt" (wie Hawliczek sagt), an Rußland; abgesehen davon, daß eine junge und begeisterte Partei sich nothwendig nach einer größeren Idee sehnen mußte, als die war, in Böhmen wieder die czechische

Sprache herzuſtellen, oder in unſerer Zeit der großen Staaten ſelbſt ein Königreich Böhmen aus alter Aſche auferſtehen zu machen. Rußland, das zu Hauſe den Panſlavismus verfolgte, reichte den Czechen die Hand, wohl wiſſend, daß Oeſterreich bald in den Zuſtand der Türkei herabſinken müſſe, beſonders wenn man ein wenig nachhülfe; und von dem echt ruſſiſchen Wunſche beſeelt, auch in dieſem Nachbarlande eine Partei und die Hand im Spiele zu haben. Metternich ließ die neue Partei bis zu einem gewiſſen Grade gewähren; eine kleine Nationalität mehr in Oeſterreich konnte ihm nicht zu viel ſein, da ſeine innere Politik nichts als eine Reihe von Schachzügen einer Nationalität gegen die andere war, und er behufs des Divide et impera die fortgeſetzten Theilungen und Sonderungen nicht ungerne ſah. Erfand er doch noch in den vierziger Jahren in Galizien ſelbſt eine Nationalität, die Ruthenen, um im Schooße dieſer Provinz ein Gegengewicht gegen die Polen zu haben, obwohl er dieſe Ruthenen, indem er ſie von den Polen entfernte, ihrer Sprache und ihren Sitten nach, den Ruſſen nur näher brachte.

So befand ſich die junge czechiſche Partei eigentlich in einer ſehr günſtigen Lage, die um ſo günſtiger war, als ſie ſich über Unterdrückung durch die Deutſchen beklagen konnte, was ſcheinbar ſehr wahr war, obwohl das unterdrückende Beamtenthum, das allein gemeint ſein konnte, nur aus Czechen beſtand und obwohl der Druck in Oeſterreich für alle Nationalitäten gleich war. Hätten die Deutſchen in Oeſterreich es gewagt, ſo viel von ihrer Nationalität zu ſprechen, wie die Czechen, ſie wären nach den Wiener Conferenzen und den Karlsbader Beſchlüſſen, den Lieblingskindern Metternich's, behandelt worden. Ein Theil des landſtändiſchen Adels, der durch das Metternich'ſche Büreaukratenthum als ſolcher allen Einfluß verloren, ſchloß ſich an eine

Partei an, die doch wenigstens dem Lande als Provinz wieder einige Wichtigkeit geben, vielleicht die Landstände wieder beleben konnte. Und der böhmische Adel ist reich. Unter so günstigen Verhältnissen organisirte man sich, bildete Gesellschaften, bearbeitete das offene Land, das eigentlich allen diesen Bestrebungen ferne stand, gründete Zeitungen, die, wenn sie auch stumm sein mußten, doch Vereinigungspunkte abgaben, kurz that Alles, was eine Partei compact und kräftig machen konnte. Die Hauptsache aber war, daß man im gegebenen Momente als Partei dastehen konnte, in einem Staate, wo es keine Parteien gab, und endlich, daß man sich und seine Kräfte kannte.

Dies Alles war bis zu einem hohen Grade der Fall, als die Februarrevolution ausbrach. Schon wenige Tage nach der Flucht Louis Philipp's sah es in Prag aus, als ob es nur und ausschließlich von Czechen bewohnt wäre. Die Deutschen existirten nicht. Man glaubt allgemein, daß in Oesterreich die Hauptstadt Wien die Initiative der Revolution ergriffen. Dies ist nicht der Fall. In Prag ging die Bewegung ganz unabhängig von Wien vor sich. Schon am 11. März wurde eine große Volksversammlung im Wenzelsbade gehalten und zwar war sie von den Czechen veranstaltet.

Von dieser Volksversammlung erfuhr ich erst Tags vorher, zufällig und durch einen Deutschen von der czechischen Partei. Ich äußerte meine Absicht, ebenfalls dahin zu gehen, der Mann aber meinte, ich solle es lieber nicht thun. Ich war damals in einen Hochverraths- und Majestätsbeleidigungsprozeß verwickelt und halb und halb Gefangener; durch meine Anwesenheit, meinte er, könnte die Versammlung einen revolutionären Anstrich bekommen; das sollte sie nicht. Damit war das ganze Programm der czechischen Partei ausgesprochen. Man wollte eine Be-

wegung machen, man wollte fordern und seine Macht entfalten, aber ohne Revolution; im Gegentheil auf die loyalste Weise, als gesuchter Bundesgenosse der Regierung. Deutsche und Ungarn waren die Feinde des Slaventhums, d. h. die Elemente, welche das Vorherrschen des Slaventhums in Oesterreich verhinderten; die Ungarn waren schon furchtbar, die Deutschen konnten es durch Deutschland werden, wenn es sich wirklich einigte; mit Italien war man schon im Kriege. Blieben also nur die Slaven, auf die sich Habsburg stützen konnte und man wollte Habsburg zeigen, daß es sich auf sie mit Zuversicht stützen könne. Man begann die Revolution mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! so weit ordnete man das aufsprudelnde patriotische Gefühl der Politik unter, daß man nicht einmal: Es lebe der König! rief. Natürlich! Es handelte sich jetzt nicht um Böhmen, es handelte sich darum, Oesterreich überhaupt unter slavischen Einfluß zu bringen. In einem allgemeinen Reichstag (ohne Italiener) hätten siebzehn Millionen Slaven, mit einigem Terrorismus gegen die Deutschen in Böhmen und in Verbindung mit der Regierung gegen Ungarn, die Majorität und jedenfalls einen überwiegenden Einfluß gewonnen, da sie mit einem solchen Reichstage Oesterreich gänzlich von Deutschland abgetrennt hätten.

Der vierzehnte März in Wien und die Flucht Metternich's brachten vollkommene Freiheit der Handlung und nun zeigte sich die vollendete Organisation und Gliederung der slavischen Partei im schönsten Licht. Mit einem Male saßen Männer im Rathhause, die von Allen gekannt und wie zu ihren Aemtern prädestinirt waren, und wirkten andere, eben so auserwählte, in den Straßen, die eine öffentliche Meinung machten, welche immer in vollkommenster Harmonie mit den Beschlüssen der Männer des Rathhauses waren. Die bisher unbedeutenden aber doch existirenden czechischen Organe

wurden unter der Preßfreiheit über Nacht gewaltige Zeitungen, und Journalisten, von deren Talent das metternich'sche Regiment keinen Begriff hatte, zeigten sich als kräftige, energische Publizisten voll Feuer, Geist und Beredtsamkeit. Unter diesen ragte Hawliczek, eine merkwürdige Erscheinung, hervor. Ich kannte ihn von Jugend auf; er saß einige Jahre neben mir auf der Schulbank und ich weiß, wie sehr er ursprünglich Schriftsteller und Schriftstellerei mißachtete; aber ein wahrer Fanatismus für seine Sache ließ ihn die Feder ergreifen und machte ihn selbst zu einem Polemiker, der, bei einem längern Leben und in einer bekannteren Sprache, neben den ausgezeichnetsten Kämpfern mit der Feder genannt worden wäre. Bei aller Derbheit war er slavisch-verschmitzt, bei allem Fanatismus behielt er einen praktisch offenen Blick. Er hatte etwas von den alten Hussiten in seiner Seele. Er wurde das Vorbild vieler junger Leute, meist Studenten, denen zwar sein Geist fehlte, die sich aber an seinem Fanatismus entzündeten, in Palazky's Geschichte ihren positiven Anhaltspunkt fanden und so geeignet waren, in solcher Zeit auf die Massen zu wirken. Von Tag zu Tag vergrößerten und vervollständigten sich die Reihen der wirkenden Czechen, da sie ihre Leute kannten und Alles, was dienen konnte, in diesem wichtigen Momente unter die Feder riefen. So wurde in aller Eile Rieger aus Italien zurückberufen, wo er sich der Gesundheit halber aufhielt, und er eilte rasch herbei, um bald und bis auf den heutigen Tag eine wichtige Rolle zu spielen.

Wie anders ging es uns Deutschen! Nur Ein Beispiel anstatt vieler. Auch wir wollten uns ein Organ schaffen und beriefen einen jungen Deutschböhmen, der an einer deutschen Universität verweilte und sich in einer bedeutenden deutschen Zeitschrift als talentvollen Stylisten erwiesen hatte. Er kam so eilig herbei wie Rieger aus Italien, aber

kaum drei Tage nach seiner Ankunft war er zu den Czechen übergegangen. Wir brachten keine Zeitung zu Stande und mußten froh sein, wenn wir in das höchst gemäßigte, mit beiden Parteien transigirende Blatt der Brüder Haase oder gar in die offizielle Prager Zeitung einen Artikel bringen konnten. Bei dem loyalen Auftreten der Czechen und ihrem gleichzeitigen imponirenden Gebahren mit den Massen hinter sich, waren wir die Revolutionären und zugleich die Schwachen; eine doppelte Ursache für das ängstliche Capital, wie überhaupt für die ängstlichen Gemüther, sich von uns zurückzuziehen.

Mit der Prager Deputation kamen aus Wien viele czechische und andere Studenten aus andern slavischen Ländern zurück. Letztere trugen slavische Tracht und wurden mit Enthusiasmus empfangen. Wenige Tage darauf trug die ganze slavische Partei slavische Tracht und was diese Tracht trug, gehörte wie von selbst zu der großen Verbindung der „Swornost“ oder Eintracht. Diese Verbindung war bewaffnet, und obwohl eigentlich nicht zur Nationalgarde gehörend, beherrschte sie durch ihr jugendliches und feuriges Wesen wie durch ihre Zahl bald die Nationalgarde wie die ganze Stadt. Prag gehörte der Swornost und die Swornost gehörte den wenigen Parteiführern. Die Swornost, von Eingeweihten geleitet, zum Theile dem Volke angehörend und überall mit dem Volke in Berührung, konnte die Massen nach Belieben in Bewegung setzen oder zurückhalten. Die Organisation war vollendet und herrschende Nationalgarde, bewaffnete Studentenschaft und die zerfahrene deutsche Partei, die eigentlich als solche nicht existirte, waren diesem Organismus gegenüber beinahe lächerlich.

Es galt nun eine Körperschaft zu schaffen, die gewissermaßen das Land constitutionell repräsentire, eine Wohlthat

ſcheine, indem ſie die Ordnung in die Hand nahm, und im gegebenen Falle dem Wiener Miniſterium Pillersdorf, überhaupt der deutſchen Wiener Revolution gegenüberſtehe. Man ſchuf den National-Ausſchuß (Narodny Wibor). Man berief eine Volksverſammlung in das Wenzelsbad und las ihr eine Namensliſte von Deputirten vor, die beinahe ohne alle Oppoſition durch Acclamation angenommen wurde. Auf dieſer Liſte befanden ſich die Namen der Slaven, die bereits Sommitäten waren oder es werden ſollten, wie Schaffarik, Palazky, Hanka, Rieger, Hawliczek u. A., mehrere Magnaten, die bereits ſeit lange zu den Czechen gehörten oder jetzt aus Politik zu ihnen hielten, wie die beiden Grafen Franz und Mathias Thun, Graf Ernelin Noſtiz, Graf Laczanſky, Graf Wurmbrand, Fürſt Camille Rohan u. A. Um unparteiiſch zu ſein, wählte man auch drei Deutſche: den Dichter, Hofrath Carl Egon Ebert, der conſervativ war und von dem man nicht wußte, ob er zu Deutſchen oder Czechen hielt, den Dichter Alfred Meißner, der damals Sozialiſt und rother Republikaner war, und den Schreiber dieſer Zeilen.

Der ſo gewählte National-Ausſchuß zog mit großer Feierlichkeit und von ungeheuren Volksmaſſen begleitet auf den Hradſchin, in die Domkirche, um ſeine Thätigkeit mit einem pompöſen Gottesdienſt zu beginnen; die Sitzungen wurden im Gubernialgebäude gehalten und Graf Stadion, Gouverneur von Böhmen, hatte den Vorſitz. So wurde im Namen des Kaiſers getagt. Graf Stadion ſagte zu Allem: Ja. Es waren natürlich die Czechen, die Vorſchläge machten und annahmen. Die deutſche unendliche Minorität — wir hatten, Ebert mitgezählt, drei Stimmen — war natürlich in keiner Weiſe maßgebend. Indeſſen handelte es ſich zu Anfang nur um Adminiſtratives und um Verwirklichung der von den Wienern errungenen freiheitlichen Conceſſionen und

wir konnten ohne Opposition und mit gutem Gewissen mitstimmen.

Der National-Ausschuß zeigte sich, trotz des starken aristokratischen Elementes, in Bezug auf diese freiheitlichen Concessionen, viel liberaler als selbst ein großer Theil der s. g. Intelligenz. Diese, aus Gelehrten, Schriftstellern, Advokaten 2c. bestehend, hatte sich eines Tages versammelt, um über die neue Preßfreiheit zu berathen. Vorherrschend bei dieser Berathung war die Angst vor dem Mißbrauche der Presse und es wurde ein Antrag gestellt, der darauf hinauslief, die eben abgeschaffte Censur in etwas anderer Gestalt wieder einzuführen. Man wollte ein Comité niedersetzen, dem Alles, was gedruckt werden sollte, vorgelegt werden und das über Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Veröffentlichung entscheiden sollte. Die Majorität in ihrer Aengstlichkeit schien diesen Antrag sehr praktisch zu finden und war bereit, sich freiwillig die Sklaverei aufzulegen, die man eben erst abgeschüttelt hatte. Ich trat gegen diesen Antrag auf und wurde sofort von Hawliczek aufs kräftigste unterstützt. Da wir beide erklärten, daß eine solche freiwillige Sklaverei eine doppelte Schande sei, daß wir uns ihr nie fügen würden, und da man uns gesetzlich nicht mehr unter die beabsichtigte Censur zwingen konnte, ließ man den Antrag fallen.

Im National-Ausschuß hingegen machte man nicht den geringsten Versuch, die neuen Freiheiten zu beschneiden. Erst als die Nationalitätsfrage an die Tagesordnung kam, wurde er usurpatorisch und gewaltthätig.

Deutschland hatte sich geregt, Berlin war frei und trug die dreifarbige Kokarde, in Frankfurt hatte das Vorparlament getagt, der Fünfziger-Ausschuß gab einen Mittelpunkt ab, ein deutsches Parlament sollte beschickt werden. Damit

kam einige Regung und einiges Bewußtsein in die Deutschen Böhmens. Sie, die das Geld und die Bildung, die Industrie und den Handel besaßen, waren bis jetzt dem thätigen und folgerechten Treiben der Slaven wie in einem lethargischen Zustande gegenüber gestanden; sie, die wenigstens $^2/_5$ der Landesbevölkerung ausmachten und zweiundvierzig Millionen Deutsche hinter sich hatten. Jetzt erinnerte man sich, daß man deutsch war und daß man nicht ausgeschlossen sein wollte, wenn Deutschland einig wurde. Was noch vor wenigen Tagen unmöglich schien, machte sich nun halb und halb von selbst. Bei den Studenten, deren Lieutenant ich war, wurde es mir nun leicht eine kleine Schaar um mich zu versammeln; es schlossen sich bald Andere an: Doctoren, Advokaten, Kaufleute, und als man eine öffentliche Versammlung zu Stande brachte, zeigte es sich, daß wir selbst in einem Theile des Volkes Sympathieen hatten. Auf dieser Versammlung wurde ich in das Comité der Deutschen gewählt, aus welchem ich, da es sich bildete, ausgeschlossen worden. Warum? Ich hatte drei Verbrechen begangen. Gleich nach den Wiener Concessionen schrieb ich einen Aufruf an das Volk, in welchem ich es warnte, jetzt schon die Hände in den Schoß zu legen; es handle sich darum, sich Garantieen der Freiheit zu verschaffen; ohne solche Garantieen sei eine Reaction unausweichlich. Das zweite Verbrechen war, daß ich zu Gunsten der Freiheit der Italiener geschrieben hatte, was mir diese Deutschen, die ein freies Parlament beschicken wollten, nicht verzeihen konnten; das dritte Verbrechen war mein Sitz im Nationalausschuß. Er war slavisch in seiner Majorität, ich war also, trotz meiner Opposition, ein Verräther. Ein Reichenberger Blatt gab mir gradezu diesen Titel. Doch sei diesem Blatte Dank; es war eines der ersten Organe, die für die deutsche Sache auftraten. Die Volksversammlung aber hielt mich nicht für einen Verräther

und obwohl ich uneingeladen auf die Tribüne trat, schickte sie mich in das Comité der Deutschen.

Einzelne Deutsche steckten nun die schwarz-roth-goldne Kokarde auf; sie wurden mißhandelt; die Slaven kamen in große Gährung und nahmen eine feindliche Stellung ein.

Sie waren fest entschlossen, die Frankfurter Parlamentsfrage nicht aufkommen, wo möglich nicht einmal discutiren zu lassen. Sie waren darin nur logisch. Ihnen war Böhmen nicht deutsch; von ihrem nationalen Standpunkte brauchten sie eine achthundertjährige Geschichte nicht anzuerkennen; wir Deutschen waren ihnen Eindringlinge und Usurpatoren; in den Kaffeehäusern discutirte man die Zukunft, die wenigstens das alte großböhmische Reich sammt Schlesien wieder herstellen müsse. Von Rußland wurde nicht gesprochen, aber es verstand sich von selbst, daß wie wir uns an die deutschen Brüder anzuschließen strebten, sie sich im gegebenen Falle mit den slavischen verbinden könnten. Nur Hawliczek war so aufrichtig, mir, auf der Straße, in klaren Worten zu sagen: Ja, ja, wir sind lieber russische Leibeigene, als freie Deutsche. — Darf ich von diesen Worten öffentlichen Gebrauch machen? fragte ich. — Sagen Sie es der ganzen Welt! rief er und kehrte mir den Rücken. Ich hatte bald Gelegenheit, diesen Ausspruch Hawliczek's zu gebrauchen. Im deutschen Comité veranstaltete man eine Deputation an den Nationalausschuß, welche für die Deutschen dieselbe Freiheit verlangen sollte, deren sich die Czechen erfreuten. Diese trugen nicht nur ihr Nationalcostüm, das Prag tant soit peu den Anstrich eines Maskenballes gab, sie trugen auch die weißrothe böhmische Kokarde und steckten überall ihre Fahnen heraus. Die Deputation sollte dasselbe Recht und den Schutz dieses Rechtes vom Nationalausschuß in Anspruch nehmen. Unsere Absicht war, die Frage zum Ausbruch zu bringen und den Nationalausschuß, der sich sonst so radical geberdete, zu entlarven,

indem wir ihn zur Enthüllung seiner gegen das Deutschthum gerichteten Pläne brachten. — Die Deputation erschien, geschmückt mit dem schwarz-roth-goldenen Bande. Man suchte sie mit guten Worten abzufertigen, ohne entschiedene Antwort zu geben. Da ich der einzige Redner unter den Deutschen war, erhob ich mich zur Vertheidigung der deutschen Farben, um dann auf die Frankfurter Parlamentsfrage überzugehen. Ich sprach sehr versöhnlich, indem ich die schöne Rolle hervorhob, die Böhmen, mit Deutschland verbunden, als Vermittler der deutschen Civilisation nach Osten zu spielen könnte. Ich benutzte damals, nebenbei gesagt, jene Ausdrücke des „Civilisation nach Osten Tragens", deren sich später Herr v. Gagern in Beziehung auf Oesterreich bediente, und für die der Unglückliche so viel Spott hatte leiden müssen. Trotz meiner Mäßigung ließ man mich nicht lange fortfahren, man widersprach mir, man erhitzte sich und mich und ich ließ mich zu einer Anspielung auf russische Absichten hinreißen. Widerspruch von allen Seiten und gewaltiges Geschrei. Der alte Hanka, der Finder oder Erfinder der Königinhofer Handschrift, grade derjenige, dessen russische Sympathieen am wenigsten ein Geheimniß waren, erhob sich, sprang mir einige Schritte entgegen und beide Fäuste ballend und drohend, rief er mir: Verräther! Verräther! zu. Ich stand am Fenster und Alfred Meißner, der neben mir saß, raunte mir in's Ohr: Gieb Acht auf's Fenster! anspielend auf die beliebten historischen böhmischen Fenstersstürze. — Da rief ich ihnen das Wort Hawliczek's zu; der Lärm wurde größer und Hawliczek sprang auf und leugnete das Wort.

Da es durch diesen Vorgang selbst den Vertrauensvollsten unter den Deutschen klar wurde, daß vom Nationalausschuß für die deutsche Sache keine Gerechtigkeit zu hoffen war, unsere deutsche Minorität in demselben nur wie ein Spott aussah und ich persönlich vielen Deutschen als ein

halber erschien, so lange ich an den Berathungen Theil nahm, gaben wir, Meißner und ich, unsere Demission.

Mittlerweile hatte sich das deutsche Comité mit den deutschen Städten des offenen Landes in lebhafte Verbindung gesetzt und siehe da, es kamen uns aus den verschiedensten Gegenden mehr Sympathieen entgegen, als wir erwartet hatten. Hie und da hatten sich schon Ausschüsse ganz in unserem Sinne gebildet; an anderen Orten schuf man solche auf unsere Veranlassung mit größter Bereitwilligkeit, ja mit Begeisterung. Die gute Stadt Leitmeritz schickte einige Abgeordnete nach Prag, um sich mit uns in directe Verbindung zu setzen und Mittel und Wege zu unserem Zwecke zu besprechen. Man beschloß eine Deputation nach Wien, welche dort unsere Rechte geltend machen, und die Ausschreibung der Wahlen für Frankfurt bewirken sollte. Ein reicher Prager Bürger, der beweisen sollte, daß der große Besitz mit uns sei, ein Dr. Juris (ich nenne so wenige Namen als möglich, da ich, in der Ferne, die Stellung nicht kenne, die jetzt die betheiligten Personen einnehmen und ich ihnen mit mancher Erinnerung vielleicht schaden könnte) und ich wurden mit diesem Auftrage beehrt. Wir sollten uns mit unseren gerechten Forderungen und Beschwerden geradenwegs an den Kaiser und an den Minister Pillersdorf wenden.

Der Anblick Wiens erfüllte uns mit Freude und Wehmuth zugleich. Dieser Genuß der gewonnenen Freiheit, dieses frische, junge Leben, dieser Frühling in allen Gemüthern, diese festlich frohe Stimmung überall — wie verschieden war das Alles von der düsteren, brütenden argwohnerfüllten Bewegung Böhmens! Eilf Jahre später erlebte ich etwas Aehnliches, als ich aus dem verpfafften nun befreiten Bologna nach dem freudigen Florenz kam.

Der Kaiser Ferdinand war krank und sein Bruder, Erzherzog Franz Carl sollte uns als sein alter ego empfan-

gen. Kaum waren wir in den Vorſaal getreten, als uns ein Kammerherr deſſelben, ein Graf Iſolan, mit ausgebreiteten Armen entgegenſtürzte und uns als Brüder mit brüderlicher Begeiſterung empfing. Graf Iſolan iſt, wie männiglich aus Schiller's Wallenſtein weiß, ein Kroat, alſo ein Slave. Er hatte von einer böhmiſchen Deputation gehört; er erwartete ſlaviſche Brüder. Ich werde das Geſicht nie vergeſſen, mit dem er unſere Bitte, „eine deutſche Deputation" zu melden, anhörte. Dieſe Enttäuſchung! dieſe Verlegenheit! Doch faßte er ſich als guter Hofmann ſehr raſch und eilte mit anerkennenswerther Gefälligkeit, uns anzumelden.

Man führte uns in ein Zimmer, das zum Theil mit Bildern aus den Kriegen von 1809 und 13 geſchmückt war. Der Erzherzog trat aus einer innern Stube und blieb kaum zwei Schritte von der Thüre ſtehen, aus der er getreten war und bat uns herbeizukommen. Er war ſehr aufgeregt und ſchüchtern. Es begann nun eine höchſt ſonderbare Audienz. So lange wir die verwickelten Verhältniſſe Böhmens auseinanderſetzten, ſchwieg der Erzherzog und hörte mit großer Spannung zu, als ob er etwas ganz Neues hörte. Erſt da wir auf Einzelnes kamen, jeder von uns das Seinige hinzufügte und der Erzherzog ſich etwas orientirt hatte, antwortete er hie und da, aber beinahe immer mit den Worten des Vorredners. Der Prager Bürger z. B. verſicherte, daß die Deutſchen in Böhmen ganz gute Unterthanen ſeien. — Ach ja, fiel ihm der Erzherzog, immer gut wieneriſch ſprechend, in's Wort — ach ja — das ſeien ſo gute Unterthanen. Schaun's, ich bin in Reichenberg geweſen und da hab ich's g'ſehn, das ſeien ſo gute Unterthanen, aber ſo gut, ſo treu. — Und wieder als ich eben vom deutſchen Princip geſprochen hatte, rief er: Ja freilich, da um Reichenberg herum, da iſt überall das deutſche Princip, ich hab's ſelber g'ſehn, wie ich bin in

Reichenberg gewesen; da ist überall das deutsche Princip. — Als dann einer von uns versicherte, daß sich die Deutschen in Böhmen nicht werden von den Czechen terrorisiren und slavisiren lassen, daß sie sich im Nothfalle lieber losreißen und, wenigstens die Grenzbezirke, lieber an Sachsen und Baiern anschließen werden, rief der Erzherzog voll Schrecken die Hände in einander schlagend: Daß Gott behüte! das wär' ja schrecklich! — Als ich den Erzherzog in meiner Schlußrede daran erinnerte, daß doch auch die Habsburger Deutsche seien, fiel er mir mit einer Bewegung, als ob er sich plötzlich an etwas längst Vergessenes erinnerte, in's Wort und sagte lächelnd: freilich, wir sein ja Deutsche, freilich, wir sein Deutsche! —

Gegen Ende fragte er uns nach unseren Namen und siehe da, er kannte sie alle drei als höchst ehrenwerthe Namen. Zum Schlusse, ohne uns irgend welche entscheidende Antwort zu geben, oder eine eigene Ansicht auszusprechen, bat er noch auf's Gemüthlichste: Jetzt, seien Sie so gut und gehen Sie zum Pillersdorf und sagen Sie ihm Alles so schön, wie Sie mir's gesagt haben; werden wir schau'n, wie wir Hand in Hand gehn.

Mit dem Minister hatten wir eine weit ausführlichere Conferenz. Er war sehr freundlich und zuvorkommend, aber man konnte es ihm ansehen, daß ihm die Beschickung des Frankfurter Parlaments beinahe eben so unangenehm war, wie den Czechen und daß er keine Lust hatte, es mit diesen zu Gunsten eines deutschen Reichstages zu verderben. Mit ihrer Loyalität hatten sie bereits erreicht, was sie wollten; die Regierung fürchtete sie und freute sich zugleich, an ihnen einen Bundesgenossen zu haben. Als wir den Minister verließen, erfuhren wir im Vorzimmer, daß uns eine czechische Deputation um eine halbe Stunde zuvorgekommen war. Wir erkannten, daß wir von der offiziellen Welt nichts zu hoffen

hatten und beſchloſſen, uns auf die öffentliche Meinung allein zu ſtützen und auf eigene Fauſt zu handeln.

Nachdem wir uns mit dem deutſchen Verein Wiens, der meiſt aus Deutſchböhmen beſtand, in Verbindung geſetzt, reiſten meine beiden Collegen nach Prag zurück, um dem Comité zu berichten und von dieſem Alles zu den Wahlen vorbereiten zu laſſen. Ich blieb in Wien, um in unſerem Sinne zu wirken und die maaßgebenden Mächte für unſere Sache zu gewinnen. In der Aufregung damaliger Zeit, da jede Stadt, und vorzugsweiſe Wien, es mit ſich ſelbſt und den eigenen Angelegenheiten zu thun hatte, waren die Vorgänge in Prag der Hauptſtadt, ſo zu ſagen, ein Geheimniß geblieben. Man ſah, daß ſich Prag regte, und damit war man zufrieden; in jeder Bewegung, die damals immer als eine revolutionäre vorausgeſetzt wurde, ſah man einen Zuzug, eine Hilfe, ohne weiter zu fragen, wohin dieſe Bewegung ſtrebte. Die Prager Bewegung war ſchon dieſelbe, welche ſieben Monate ſpäter den Fall Wiens herbeiführte. Ich hatte noch mehrere Beſprechungen mit dem deutſchen Verein, der in der That ſofort in unſerem Sinne, auf die deutſchen Kreiſe Böhmens zu wirken anfing, und ſprach in der Aula vor den Studenten und dann vor dem eigens zu dieſem Zwecke zuſammenberufenen Schriftſtellerverein. Die Aula war von großer Wichtigkeit; die Studenten waren allmächtig. Aber ich machte daſelbſt eine überraſchende Erfahrung. Kaum hatte ich geſprochen, als ein Student die Tribüne ſtürmte und mich, ganz im czechiſchen Sinne, auf das Gröbſte und Roheſte abkanzelte; dieſem folgte ein anderer, etwas gebildeterer Redner, der aber ganz in demſelben Sinne ſprach und aus den Acclamationen, welche dort und da aus der Studentenſchaft dieſe Redner empfingen, erkannte ich, daß die Wiener Aula vom Czechenthum infizirt, oder, um mich eigentlicher auszudrücken, daß

auch in der Aula das Czechenthum vertreten war und seine Vertheidiger fand. Die Bestrebungen der Czechen wurden als die der Freiheit dargestellt und mit deutscher Großmuth glaubte die Aula diese gewähren lassen zu müssen und weiter nicht viel darnach zu fragen, wie es, bei diesen Freiheitsbestrebungen, mit der Freiheit der Deutschen stehe. Glücklicherweise hatte mir die pöbelhafte Art des ersten Redners schnell eine Partei gemacht und mit zugleich die Punkte angegeben, die aufzuklären waren, und ich hatte die Genugthuung, in der Aula eine zum Deutschthum bekehrte Partei von Deutschen zu hinterlassen.

Es handelte sich aber vorzugsweise darum, daß unsere Bedrängniß bekannt und daß das Augenmerk Deutschlands auf uns gerichtet werde. Dazu sollte mir der Schriftstellerverein verhelfen. Auch dort fand ich Leute, die bereit waren, die Czechen gegen uns Deutsche als gegen Usurpatoren und Unterdrücker in den Schutz zu nehmen. Saphir war der erste, der mir mit Wärme beitrat, und am Ende erhielt ich die beinahe allgemeine Versicherung, daß man die Angelegenheiten Böhmens künftig nicht vernachlässigen wolle. Doch erinnere ich mich nicht, daß sich damals deutsche Zeitungen viel mit uns beschäftigt hätten. Ich erinnere mich nur einiger Artikel, die August v. Rochow, den ich in Wien traf, über die schlimme Lage der Deutschen in Böhmen in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte.

Nach drei Tagen folgte ich verabredetermaßen meinen Collegen. Am Bahnhofe zu Prag standen einige Studenten, die sich mit mir in ein Gespräch einließen, sich als gute Deutsche zu erkennen gaben und mich in mein Gasthaus begleiteten. Auf dem Wege erzählten sie mir, daß die Czechen in großer Aufregung und zu Allem entschlossen seien, um die Wahlen für Frankfurt zu verhindern. Der bloße Gedanke an Frankfurt mache die Swornosta wüthend. Auch wüßten

die Czechen schon Alles, was ich in Wien gethan und gesprochen, und sie seien nicht gut auf mich zu sprechen. — Für den Abend war eine große Versammlung der Deutschen angesagt, in der ich Bericht erstatten sollte. Ich ging auf meine Stube und wechselte die Kleider. Als ich wieder vor die Thüre trat, um mich in die Versammlung zu begeben, standen dieselben Studenten noch da. Sie umringten mich und gingen mit mir in die Versammlung. Ich fing an zu merken, daß ich eine Leibwache hatte.

Die Versammlung im Convict-Saale war sehr zahlreich besucht. Als ich die Estrade bestieg, um meinen Bericht zu erstatten, flüsterte man mir zu, daß draußen, im Hofe bewaffnete Swornoster umherstreiften; in der That hatte ich in der Dämmerung selbst einige bemerkt und Einzelne, von der Oeffentlichkeit unserer Sitzungen Gebrauch machend, saßen sogar mit ihren slavischen Sackmützen mitten unter den Deutschen im Saale. Das machte mich stutzig, ebenso der Umstand, daß ein Redner vor mir, ein Mitglied unseres Comités, mit dem ich mich noch nicht hatte besprechen können, soeben mit zitternder Stimme der Versammlung insinuirt hatte, alle germanischen Tendenzen aufzugeben und ihr Deutschthum nur dadurch zu beweisen, daß man Geld sammle, behufs der Bewaffnung der Tyroler gegen die Italiener. Ich nahm mir darum vor, keine Zeit zu verlieren, mit den kürzesten Worten auf die frankfurter Wahlen zu kommen, zu ermahnen, daß man die Schritte der Regierung und ihre Erlasse nicht abwarte und selbst die Wahlen nach Frankfurt zu proclamiren. Alles das sagte ich in wenigen Sätzen und rief: Wir werden wählen! Auf dieses Wort hin erhob sich mitten im Saale ein furchtbares Getümmel und in demselben Augenblicke drangen von allen Seiten Bewaffnete herein, schreiend, fluchend und alle möglichen Drohungen ausstoßend. Die Deutschen waren unbe-

waffnet. Es entstand eine ungeheure Verwirrung; viele Deutsche drängten zur selben Thüre hinaus, durch die die Czechen, Degen und Feuergewehre schwingend, hereindrangen. Im Momente gehörte der Saal ihnen und ehe man sich dessen versah, stand Hawliczek, ebenfalls bewaffnet und in Swornost-Tracht, auf der Tribüne und schrie deutschfeindliche Worte in das Getümmel hinein. Von Deutschen war nichts übrig, als einige Mitglieder des Comités.

Im Gasthause, in dem wir uns früherer Verabredung gemäß, nach der Versammlung zusammenfanden, saß schon eines der Comité-Mitglieder, derselbe Mann, der gerathen hatte, das Deutschthum durch Sammlungen für die Tyroler gegen die Italiener zu bethätigen. Er war in Thränen aufgelöst, gab Alles verloren und beschwor uns abzulassen, da unsere Bestrebungen nur Mord und Todtschlag zu Wege bringen können. Da wir darauf nicht eingingen, gab er seine Entlassung und schlich weinend davon. Der Rest des Comités blieb zusammen und schrieb an die verschiedenen Wahlkreise Deutschböhmens, sie sämmtlich auffordernd, die kaiserlichen Erlasse nicht abzuwarten, die Wahlen für Frankfurt vorzubereiten und diese unfehlbar am 10. Mai vorzunehmen, selbst wenn die Regierung sie bis dahin noch nicht ausgeschrieben haben sollte. Wenige Tage darauf hatten wir Antworten und alle freudigen Anzeichen, daß das Land auf unser Verfahren mit Energie einging. Um in lauern Gegenden die patriotische Gluth zu schüren, gingen einzelne von uns dahin ab und thaten das Ihre.

Die Czechen waren indessen auch nicht müßig gewesen. Unzählige junge und alte Emissäre durchzogen das Land und wagten sich selbst in deutsche Gegenden, um gegen das deutsche Interesse zu wühlen. Vorzugsweise aber bearbeiteten sie die czechischen Kreise, um, für den Fall, daß die Wiener Regierung doch die Wahlen ausschreiben würde,

diese von vornherein zu verdächtigen und unmöglich zu machen. In gemischten Bezirken kam es zu allerlei handgreiflichen Händeln. Die Parteienwuth ging bereits so weit, daß man, wie mir viel später erzählt wurde, einer armen alten Tante von mir, die von Politik so viel wußte wie von der baskischen Sprache, die verloren und in den allerärmlichsten Verhältnissen lebend in einem kleinen czechischen Städtchen stak, eine arge Katzenmusik brachte.

In Prag selbst wurde es düster. Diese alte Hauptstadt, deren Volk in verschiedenen Epochen so große Eigenschaften gezeigt hat, besitzt heute einen Pöbel, wie ihn nur wenige Städte des Continentes aufzuweisen haben. An Rohheit läßt er sich nur mit dem Londoner Mob vergleichen, doch ist er nicht so muthig wie dieser, obwohl zu allen Ausschweifungen leicht verführbar. Bier, Branntwein, materielles Elend, und die von dem österreichischen Systeme und dem Kirchenregimente gepflegte Unbildung haben ihn zu dem gemacht, was er ist — wenigstens noch im Jahre 1848 war. Dieser Pöbel stand hinter der Swornost, die ihn vermittelst einiger improvisirter und parodirter Kleone, wie z. B. durch den Fuhrmanns-Gastwirth Faster von der „Goldenen Gans" in Bewegung setzte, lenkte und leitete. Im April stand er in voller Gährung. Ich weiß nicht, wie weit die Anklagen gerecht sind, die sich damals überall erhoben und die behaupteten, daß Alles, was nun von diesem Pöbel geschah, im Sinne der czechischen Partei gewesen sei, die ihn für mögliche Fälle habe in Bewegung bringen, üben und zugleich ihre Macht habe zeigen wollen. Gewiß ist, daß diese Masse nur dieser Partei gedient haben würde, gewiß ist auch, daß die Swornost, die den größten Einfluß auf den Mob hatte, sich ihm bei allen Ausschweifungen am wenigsten entgegensetzte, ja ihn mit Ruhe gewähren ließ. Indessen ist es doch gewagt, eine solche Anklage aufkommen zu lassen; in solchen

Zeiten bedarf eine solche Masse nicht erst des Anstoßes, um in Bewegung zu gerathen und wenn die Swornost nichts gegen sie that, so hat sie sich diese Unterlassungssünde vielleicht nur zu schulden kommen lassen, um sich dieselbe, die sie vielleicht brauchen konnte, nicht zum Feind zu machen. Ihre Schuld wäre dann nur eine negative. Allerdings könnte auch Manches angeführt werden, was die Schuld der Swornost als eine positive erscheinen läßt. Ich habe z. E. oben besagten Faster in seiner Bierstube selber seine populären Gäste gegen die Deutschen aufreizen hören und auf einem Rundgange durch die Stadt, da ich in dieser trüben Zeit die öffentliche Stimmung erkunden wollte, traf ich eines Abends einen gewissen Arnold, der von der czechischen Partei immer als einer der Ihren anerkannt wurde, von einem Volkshaufen umgeben, dem er predigte, daß mit diesen Deutschen kurzer Prozeß und ein rasches Ende gemacht werden müsse.

Aber ich will nur weiter erzählen, welche Entwicklung die Prager Bewegung durchgemacht und was die Revolution, die überall so viel Erhebendes, Großes, Edles an's Licht gebracht, was diese selbe Revolution in Prag erbärmlich, gemein, widerwärtig machte.

Der Heldensinn des Prager Pöbels, sein Freiheitsdrang wandte sich erst gegen einige Bäckerläden, und in Folge dieses Triumphes ermuthigt, gegen die Juden. Vielleicht war das nur eine Reminiscenz an die Zeiten König Wenzel's des Faulen, und hätte man sich erst recht hussitisch und böhmisch gefühlt, wenn man in Allem und Jedem wie damals, zu Anfang des 15. Jahrhunderts aufgetreten wäre.

Schon seit mehreren Tagen ging das Gerücht, daß es auf eine Judenhetze abgesehen sei; die Behörden trafen ihre Maßregeln, aber sie und die Nationalgarde waren ohnmächtig. Die Swornost, die etwas hätte thun können, that nichts. Die Juden, bereits mehrere Male im Tandelmarkte

angegriffen, schlossen ihre Kramläden und zogen sich in die Judenstadt zurück. Eines Tages, mit zwei Freunden in der Nähe des Theaters spazierend, hörten wir vom Tandelmarkt her einen gewaltigen Lärm: Geschrei und Gepolter, als ob Bretter und Balken übereinander stürzten. Wir eilten hin und sahen, wie ein wilder Haufe die leeren Kramstellen der Juden niederriß. Dies geschehen, schrieen sie: Auf die Juden! In die Judengasse! — Ich eilte nach Hause und holte meine Waffen, dann in's Carolinum, das Prager Universitätsgebäude. Ich fand eine Anzahl Studenten und unter diesen einige, die bereit waren, den armen Juden zu Hülfe zu kommen. Wir bildeten eine kleine Rotte und der brave Schiller, Lieutenant der Studenten, stellte sich als Führer vor den Zug. Neben mir marschirte Dr. Johannes Spielmann, der zweite Director des Irrenhauses. Auf dem altstädter Ringe angekommen fanden wir den ganzen Theil des großen Platzes, der an die Judenstadt stößt, von einer ungeheuren Volksmasse vollgedrängt. Sie schrie, sie schimpfte, sie erfand Anklagen gegen die Juden, um sich gegenseitig zum Angriff und zu Gewaltthaten aufzumuntern. Unser braver Führer commandirte vorwärts und wir marschirten, eng an einander geschlossen, durch die wüthende Menge. Ihre ganze Wuth richtete sich gegen uns, da sie erkannten, daß wir den Juden zu Hülfe eilten. Aber sie wagten es nicht, uns anzugreifen. Hätte nur einer den Muth gefunden, in unsere kleine Schaar hineinzugreifen, wir waren verloren. Sie begnügten sich, in Worten und mit Geberden zu wüthen. Ich werde nie das wuthblasse Gesicht eines Maurerpoliers vergessen, der einer der Massenführer war, immer neben uns einherlief und schnaubend, beinahe schäumend wiederholte: Ich bin auch ein gebildeter Mensch, aber daß man Juden beschützt, das habe ich nie gehört! — Wir kamen glücklich an dem Marmorbrunnen vor-

bei und in die Nähe der alten Nikolauskirche, in die schmale Gasse, die in die Judengasse, auf den Drei-Brunnenplatz führt. Es war ein schwerer Gang gewesen.

Dort fanden wir schon einige Studenten und unter diesen mehrere, die zur czechischen Partei gehörten. Wir bildeten eine Kette, fällten das Bajonett und schlossen die in die Judenstadt führende Gasse ab. Das Volk, mit Schimpfen und Schreien, drängte so nahe heran, daß wir unsere Bajonette oft zurückziehen mußten, um die vordersten nicht zu spießen. So standen wir stundenlang.

Es ist auffallend, daß wir die Judenstadt nicht schon im Besitze des Pöbels fanden und daß er jetzt noch nicht an den Angriff ging. Aber das hatte seine Ursache. Die Haufen waren schon diesen Morgen zurückgeschlagen worden und zwar auf die wunderbarste, auf eine wahrhaft biblische Weise. Sie drangen mit Wuthgeschrei und in der sichersten Hoffnung auf Beute bis auf den Drei-Brunnenplatz; der größte Theil der Juden flüchtete sich, Weiber und Kinder hatten sich versteckt. Es sah aus, als sollten sie ihre niedrigen Gelüste auf wohlfeile Weise büßen können. Aber ein einziger Mann machte ihre Hoffnungen zu Nichte und rettete die bedrängten Juden. Dieser, ein ehemaliger Kunstreiter, der nach mannigfachen Fahrten in seine heimathliche Judenstadt zurückgekehrt war, stürzte sich allein und waffenlos dem hereinstürmenden Haufen entgegen, dort wo ehemals das Thor der Judenstadt gewesen und wo noch heute nur ein schmaler Zugang offen ist. In dieser engen, hohen und düstern Gasse faßte er einen großen Schrank, der vor dem Laden eines Alt-Möbelhändlers stand, hob ihn in die Höhe, über seinen Kopf und stürzte so, wie Simson mit den Thoren von Gaza, den Philistern entgegen. Entsetzen ergriff die Anstürmer, als sie den gewaltigen Mann mit der noch gewaltigeren Waffe, wie einen stürzenden Berg, mit großen Schritten auf sich zu-

kommen ſahen. Es muß ihnen geweſen ſein, als ſähen ſie ein Wunder; die vorderſten ſtürzten mit dem Schrei: Jeſus, Maria und Joſeph! auf die Knie, die andern ergriffen die Flucht.

Die Erinnerung an dieſes Ereigniß war es wahrſcheinlich, welche die eben ſo feige als abergläubiſche Maſſe von einem entſcheidenden Angriff abhielt und die unſerer kleinen Anzahl zu Gute kam. Nach und nach vergrößerte ſich unſere Schaar durch Studenten und Nationalgarden, die durch andere Zugänge zu uns ſtießen. Unter den Studenten, die tapfer mit uns aushielten, war auch der junge Fürſt Rohan, damals ein Kind vielleicht von 16—17 Jahren. Endlich nach langem Harren kamen einige Compagnieen Grenadiere, vom General Serbeloni geführt, einem ſehr einnehmenden alten Soldatengeſichte, der ſich lächelnd durch die Maſſen tummelte. Mit den Grenadieren vereinigt ſäuberten wir den Platz. Die Menge vertheilte ſich in die an die Judenſtadt ſtoßenden Straßen, in denen ausnahmsweiſe auch Juden wohnen durften, und warf Steine in die Fenſter. Aber die Gefahr war noch nicht beſchworen und wir patrouillirten noch die ganze Nacht durch die Straßen und zwar nicht vergebens, da wir um Mitternacht einen Kahn am Landen verhinderten, welcher im Rücken der Judenſtadt, in der Nähe des „Ufers“ Plünderer an's Land ſetzen ſollte. Da an dieſem und an den folgenden Tagen die Einnahme der Judenſtadt ſo verhindert worden, verſuchte man eine Judenverfolgung auf andere Weiſe einzuleiten. Oſtern war da und plötzlich tauchte die alte Geſchichte von einem verſchwundenen Chriſten-Kinde auf, das gewiß die Juden als Oſterlamm geſchlachtet hatten. Die Juden zitterten. Aber nunmehr war man auf ſeiner Hut und das Gewitter mit Blutregen zog vorüber.

Hat man bei ſolchen Erſcheinungen nicht Recht zu ſagen,

daß die Revolution in Prag einen widerwärtigen Charakter hatte? Aber sie war nicht nur widerwärtig; für die Deutschen hatte sie auch eine unendlich traurige Atmosphäre. Die Deutschen waren nicht beliebter als die Juden und gegen Deutsche sprachen sich czechische Parteigänger so offen aus und mit bewußtem Hasse als der Pöbel gegen die Juden. Ungefähr um dieselbe Zeit, da ich Faster, Arnold und andere stump-orators so, wie oben gesagt, predigen hörte, kam Frau Jenny Lutzer Dingelstedt, eine geborene Pragerin, auf Gastrollen nach Prag. Sie sollte die Hugenotten singen, bei der Gelegenheit, der herrschenden Mode huldigend, einige czechische Nationallieder einlegen. Man erwartete eine czechische Demonstration und ich ging in's Theater, um diese zu sehen, wie wenig es mir auch um's Theater zu thun war. Die Demonstration beschränkte sich auf fanatischen Applaus, mit dem die czechischen Lieder aufgenommen wurden. Mir machte Anderes Eindruck. Im Verlaufe der Vorstellung fiel mir die Aehnlichkeit unserer Lage mit der der Hugenotten auf. Die Deutschen in Böhmen waren von nicht minder fanatischen Feinden umgeben. Eine unsägliche Trauer überfiel mich und ich hätte weinen mögen, als eben ein bekannter czechischer Schriftsteller, der auch deutsch schreibt, an mir vorüberging und mir auf die Schulter klopfend und auf die Bühne deutend halb im Scherze, halb im Ernste sagte, als ob er meine Gedanken errathen hätte: So kann's Euch auch noch gehen. Ich lachte ihm in's Gesicht.

Bald darauf ging ich der Wahlen wegen auf's Land und wurde selbst gewählt. Da die Wahlen für Frankfurt in den deutschen Bezirken eine Thatsache waren, beschränkten die Slaven ihre Thätigkeit darauf, sie in Prag und in den czechischen Kreisen zu hintertreiben, was ihnen auch leicht gelang. Dieses, sowie die Macht der vollendeten Thatsachen hat sie etwas beruhigt. So wenigstens scheint es mir; als

Augenzeuge kann ich von diesem Moment an nichts mehr berichten, da ich bald nach meiner Wahl nach Frankfurt abging. Diese fand Statt, ohne daß der darauf bezügliche Regierungserlaß veröffentlicht worden wäre. In meinem wie in vielen anderen Wahlkreisen hinkte die Regierung dem fait accompli nach.

Als einige Passagiere des Elbschiffes erfuhren, daß sie einen Abgeordneten zur deutschen Reichsversammlung an Bord hatten, verlangten sie vom Kapitän, daß er die schwarz-roth-goldene Flagge ausstecke. Dieser aber weigerte sich. Er wolle das Leben seiner Passagiere nicht in Gefahr bringen; er habe die dreifarbige Fahne einmal aufgehißt, da sei vom Ufer aus auf das Schiff geschossen worden. Es sei ein Polytechniker gewesen. Seit damals wisse er sich beobachtet. Erst als wir Raudnitz hinter uns hatten, wurde die deutsche Einheitsflagge aus einem versteckten Winkel hervorgeholt.

So waren die letzten Eindrücke, die ich aus der Heimath mitnahm, welche ich nicht wieder sehen sollte.

Während ich dieses schreibe, höre ich von neuen Bewegungen in Böhmen; czechische Programme werden wieder veröffentlicht; alte Namen, die auch in diesen Zeilen genannt sind, tauchen von Neuem auf und ich sage mir, daß ich recht gethan mit Aufzeichnung dieser Erinnerungen. Es kann bald eine Zeit kommen, da diese Vergangenheit zur Belehrung dienen dürfte.

II.

Frankfurter Septembertage.

Ueber Motive und Entwicklung der unglückseligen Frankfurter Ereignisse des Septembers ist in den Antworten

auf die reactionären Entstellungen und Verläumdungen seiner Zeit schon die Wahrheit gesagt worden und es fällt mir darum nicht ein, mir und dem Publikum eine bereits erzählte Geschichte noch einmal zu erzählen. Was ich hier liefere, sind Memoiren-Bruchstücke, in denen ich mir aufzeichne, was ich persönlich gesehen und erlebt habe.

Auf der großen Volksversammlung der Bornheimer Heide war ich nur Zuhörer, aber ich sah so viele Tausende zum Handeln bereit, daß ich mit Blum und Vogt und der Majorität der Linken, als sie des Abends im deutschen Hofe dem Volke den Abschied gaben und sich gegen den Aufstand erklärten, unzufrieden war, beinahe eben so unzufrieden, als das Volk selbst, das im Hofe und in den Straßen in ungeheurer Menge versammelt war und eine andere Antwort erwartete. Als ich später, in der Nacht vom 17. zum 18. gegen zwei Uhr über die Promenade um die Stadt ging, begegnete ich überall großen Schaaren, die, enttäuscht, Frankfurt verließen und in ihre Heimath zurückkehrten. Denn die Städte und Dörfer auf viele Meilen in der Runde hatten ihr Contingent zur beabsichtigten Revolution geschickt. Von allen Seiten hallten Büchsenschüsse durch die milde Nacht; die Abziehenden entluden ihre Gewehre der überflüssig gewordenen Ladung. In der Stadt war es stille.

In der Sitzung des 18. waren die Linken von dem plötzlichen Sturm auf die Paulskirche und durch die Gewandtheit, mit der der dicke Gfrörer bei dieser Gelegenheit die Wände hinankletterte, gleich einer Riesenspinne, eben so überrascht und erfreut wie die Rechte; und nach der kurzen Sitzung waren sie es, die über die militärische Machtentfaltung in den Straßen erstaunten. Sie hielten sie für überflüssig; sie wußten ja, daß es keinen Aufstand geben sollte, daß die ungeheuere Mehrheit der Kampflustigen abgezogen war. Auf der Neuen Kräm stand eine preußische Compagnie und sah,

Gewehr bei Fuß zu, wie ungefähr vier Mann, nicht fünfzehn Schritte von ihnen entfernt, eine erbärmliche Barrikade bauten. Eine Dame, die ich am Arme hatte, äußerte den Wunsch, auch einmal eine Barrikade zu sehen, und der Hauptmann, der die Preußen commandirte, hatte das kaum gehört, als er die Reihen öffnete, die Dame höflich einlud vorzutreten und ihr die Honneurs der Barrikade machte. Zwei Mann hätten hingereicht, die Barrikade mit ihren Kolben zu zerstören. Es war an einen Kampf nicht zu denken.

Ich war von dieser Dame zu Tische geladen und begleitete sie nach Hause, vor die Stadt. Wir saßen kaum eine Viertelstunde beim Essen, als sich von der Stadt her ein sonderbarer Lärm hören ließ; ich horchte — zum zweiten Male — ich eilte auf den Balkon — es war kein Zweifel, die Regelmäßigkeit der Entladungen verrieth es — es waren Salven. Es war mir, als wäre man da drin in der Stadt wahnsinnig geworden. Sollte man nutzlos, zwecklos, zum bloßen Vergnügen oder aus Leichtsinn, vielleicht aus Perfidie Menschenblut vergießen? Ich lief in die Stadt — Salve auf Salve während des ganzen Weges. Außer mir kam ich in der Nähe des Hauptmanns an; dort stürzte mir der Abgeordnete Dietsch von Annaberg blaß, wie ein Verzweifelter entgegen: Man schießt auf's Volk! in der Dönniger Gasse! rief er einmal über's andere. Wo sind die Abgeordneten, daß man der Schlächterei ein Ende mache?

Wir liefen nach allen Seiten und fanden bald mehrere Mitglieder der Linken, die eben so aufgeregt herbeieilten. Im deutschen Hof fanden wir einige andere versammelt. Rasch wurde der Entschluß gefaßt, zum Reichsverweser zu gehen, und von ihm einen Befehl zum Einstellen des Feuers zu erlangen. Er war leider nicht im Taxis'schen Hause und

wir waren gezwungen, ihn in seinem Landhause auf der Bockenheimer Chaussée aufzusuchen. Das Eschenheimer Thor war geschlossen und wir verloren eine kostbare Zeit, bis wir die Oeffnung desselben erwirkten, und eine noch kostbarere Zeit verloren wir nach dem langen Wege beim Erzherzog selbst. In einem so wichtigen Momente war er auf dem Lande! Er ließ uns zwar nicht lange warten, aber überflüssig lange sprach er über seine Politik, über die gegenwärtige Lage der Dinge und dergl., bis ihn Raveaux unterbrach und den gewünschten Befehl zum Einstellen des Feuerns, zur Beilegung des nutzlosen Kampfes verlangte. Da erfuhren wir erst, daß wir umsonst gekommen waren. Der Reichsverweser konnte nichts thun; er bedauerte, er habe ja verantwortliche Minister — und dabei gab er halb mit Mienen halb mit Worten zu verstehen, daß das Institut der Verantwortlichkeit nicht immer viel tauge. Er entließ uns mit einem an den Reichs-Kriegsminister von Peuker gerichteten nichtssagenden Zettel. Alle Beredtsamkeit Blum's, Vogt's, L. Simon's, alles Stürmen des alten Grützner und alles Zureden Raveaux', dem so schwer zu widerstehen war und für den der Reichsverweser immer gerne eine große Vorliebe an den Tag legte, hatten nichts genützt. Der Reichsverweser bedauerte sehr, aber er blieb unerschütterlich, ruhig und kalt.

Wir eilten in's Ministerium zu kommen, wo wir Herrn von Peuker und Herrn von Schmerling fanden. Beide betrachteten den Zettel des Reichsverwesers, wußten, was davon zu halten, und legten ihn auf den Tisch. Der Kriegsminister nahm unsere Bitte mit noch mehr abstoßender Kälte auf als der Reichsverweser. Er verschanzte sich hinter das militärische point d'honneur; man könne die Truppen nicht zurückziehen, das sei gegen die Ehre. Sie aber gegen ein elendes Häuflein vorwärts marschiren zu lassen, gegen ein Häuflein,

das sich, unangegriffen, verlaufen hätte, und unnütz Blut zu vergießen, war nicht gegen die Ehre. Wir sahen bald ein, daß es den Ministern vorzugsweise darum zu thun war, eine Revolution, die man im Keime hätte erdrücken können, mit Lärm niederzuschlagen. Doch ließen wir nicht ab, mit Beschwören, mit Bitten und Gründen. Aber die Herren hatten ihre Gründe. Herr von Peuker blieb steif; Herr von Schmerling war blaß und schweigsam. Mitterweile war auch Herr von Gagern eingetreten. Er stand bei Seite und schwieg, in seine gewöhnliche Würde gehüllt. Wir, Grützner und ich, wandten uns an ihn, mit der Bitte, doch auch ein Wort zu sagen. Herr von Gagern antwortete mit jenem ihm eigenen, so berühmt gewordenen Pathos und Ausdruck, im tiefsten Baß: In Dinge, die mich nichts angehn, mische ich mich nicht! Den Präsidenten der Nationalversammlung ging es nichts an, daß man da draußen, einige Gassen weit, große Militärmassen auf ein Häuflein schießen ließ. Die Worte sind mir in's Gedächtniß gegraben blieben. Mit einem Seitenblick auf Ludwig Simon sagte er etwas Aehnliches, mit Beziehung auf dessen Rede von der Bornheimer Heide; aber dieser Ausspruch ist mir entfallen.

Endlich nach langer Arbeit wies uns Herr von Peuker an den österreichischen General von Nobili, der die Truppen commandirte. Dieser Umstand enthält vielleicht eine Entschuldigung seines ganzen Benehmens. Er wußte vielleicht, daß er als Reichsminister nicht die geringste Macht hatte, um auf einen österreichischen General irgendwie bestimmend zu wirken. Wenn etwas geschehen sollte, konnte es nur durch den commandirenden General selbst geschehen. Mit geringer Hoffnung begaben wir uns nach der Hauptwache, aber General Nobili beschämte unsere Hoffnungslosigkeit.

Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit ging er, wenigstens zum Theil, auf unsere Wünsche ein und bewilligte,

ohne Zeit zu verlieren, einen Waffenstillstand von anderthalb Stunden. Während dieser Zeit sollten die Truppen auf eine gewisse Distanz von den Barrikaden zurückgezogen werden, wenn wir es dahin brächten, daß die Insurgenten ihr Feuer einstellten und den Waffenstillstand aufrecht erhielten. Indessen könne man vielleicht zu einer Lösung kommen. Den Abgeordneten, Major von Boddien, der zugegen war, bat er, uns zu begleiten und als Militär den Truppen die Nachricht von dem Waffenstillstand zu bringen.

Im Sturmschritt liefen wir die öde Zeile hinab und riefen: Frieden! und um den Ruf zu erklären, schwenkten wir unsere Taschentücher als weiße Friedensfahnen. Da spielte mir der Zufall einen Streich, der mir übel hätte bekommen können. Ich zog mein Taschentuch hervor und schwenkte es: und siehe da, es war ein rother Foulard. Ich hatte die Kriegsfahne ausgesteckt, eine Farbe, gegen die die Soldaten, in deren Mitte ich eilte, besonders erpicht waren. Ich merkte es erst nach einiger Zeit und rief zu den Fenstern nach einem weißen Taschentuche hinauf; sogleich öffneten sich mehrere und eine Anzahl von Friedensfahnen wehten zu meinen Füßen herab. An der Constabler-Wache, wo die Hauptmasse der Truppen aufgestellt war und das heftigste Feuern stattfand, trat Herr von Boddien, seinem Auftrage gemäß, in die Wachtstube, nachdem er uns ein spöttisches: Jetzt vorwärts, meine Herren! zugerufen hatte. Soldaten halten den Muth für ein Privilegium ihres Standes. Es haben aber an diesem höchstgefährlichen Punkte alle diese bürgerlichen Abgeordneten ihre Pflicht aus Menschlichkeit eben so gut gethan, wie sie irgend ein Soldat aus point d'honneur gethan haben würde. Herr von Boddien glaubte mir am nächsten Tage große Lobeserhebungen machen zu müssen und Major Deetz, Deputirter und Commandant von Frankfurt, eine aufrichtige und grade Soldatennatur, wollte

mir auf diese Lobeserhebungen hin und auf das, was er selbst gesehen hatte, von der Tribüne herab, eine öffentliche Anerkennung verschaffen. — Major von Deetz handelte in der besten und reinsten Absicht, da ich aber schon erfahren hatte, daß man eine hervorragende Persönlichkeit der Linken, die eben so ihre Pflicht gethan hatte, wie die Andern, zu verdächtigen strebte und ich einsah, daß mein Lob gewissen Leuten nur als Folie jener Verdächtigung dienen sollte, dankte ich dem guten Major Deetz für die gute Meinung und bat ihn, die Demonstration sein zu lassen.

Wir standen in einem mehrfachen Kreuzfeuer. Die Insurgenten schossen aus den Fenstern mehrerer Häuser und hinter zwei großen Barrikaden, am Eingange der Allerheiligen-Straße und hinter dem Constablerwachthause; ungefähr aus einem Halbkreise heraus und von der Höhe herab. Viele ihrer Kugeln klatschten vor uns auf's Straßenpflaster, da sie von der Höhe herab kamen. Die Soldaten standen in verschiedenen Gruppen und einzeln vor und hinter uns und schossen außerdem aus der Constablerwache, die ebenfalls hinter uns war. Die Kugeln, die an unsern Ohren vorbei sausten, kamen von den Seiten, von vorn und hinten. Mit dem Wehen unserer Tücher war nichts gethan, obwohl wir zwischen den Combattanten standen; eben so wenig nützten Rufe und Zureden. Die Soldaten schlugen sich mit Verbissenheit und großer Tapferkeit — oder besser gesagt — die Offiziere. Bei den gemeinen Soldaten bemerkte ich beinahe überall das Streben, sich zu schützen, einen Punkt auszuwählen, wo sie vor dem Schusse des Feindes sicher waren. Viele sprangen nach gethanem Schusse hinter die Constabler-Wache, um in Sicherheit neu zu laden. Die Offiziere aber — in meiner Nähe waren nur darmstädtische Truppen — setzten sich überall der Gefahr aus. Ich sah einen Lieutenant, der, wie ein ausgestecktes Ziel, auf einer

Barrikade ſtand und ſich um die Kugeln, die ihn umflogen, nicht im Geringſten kümmerte, und das Alles, um einen kaum handgroßen rothen Lappen, der auf einer kurzen Stange wehte, zu entfernen. Mit einer Ausdauer, die einer beſſeren Sache würdig geweſen wäre, hieb er mit ſeinem Degen auf den Lappen los, als gälte es, einen übermächtigen Feind zu erlegen. Hart neben mir, beinahe auf mich, fiel ein darmſtädtiſcher Hauptmann, der ſeinen Truppen immer voraus geweſen. Ich ſehe noch die ſchwarzen runden, von grauen Kreiſen eingefaßten Löcher im Rücken ſeines Waffenrocks. Er ließ den Arm mit dem Degen ſinken und ſtützte ſich auf einen neben ihm ſtehenden Offizier, zu dem er ſchwach aber ruhig ſagte: Mit mir iſt's zu Ende, laſſe mich zu meiner Schweſter bringen, ſie wohnt nicht weit von hier. Ach, es war ſehr traurig!

Wir waren gezwungen, den Soldaten, und beinahe jedem Einzelnen, es zuzurufen, daß Waffenſtillſtand ſei und ſie an dem Arme zu faſſen, um ſie zurückzuführen. Aber ſie ſträubten ſich. Die drüben ſollten zuerſt zu ſchießen aufhören. Das ſchien die allgemeine Meinung und wir verließen die Soldaten, um die Barrikaden zu erklimmen, auf die ſie zu ſchießen fortfuhren und aus deren Lücken, an denen wir hinaufkletterten, die andern hervorſchoſſen. Als ich oben anlangte, ſah ich den alten Schlöffel ſchon drüben bemüht, das Volk zurückzuhalten. Ludwig Simon kroch mit mir zugleich auf die Barrikade, was mich, bei der ungeheuern Popularität dieſes Abgeordneten, hoffen ließ, daß es jenſeits raſch zur Ruhe kommen werde. Ich ermunterte ihn, ſchnell hinabzuſpringen, während ich rücklings auf der Barrikade ſitzend, mein Tuch ſchwenkte und nach beiden Seiten: Waffenſtillſtand! Friede! rief. Nach und nach verſtummte das Knallen und ich ſprang hinab. In demſelben Augenblicke aber war wieder Gefahr da, daß die Feindſeligkeiten aufgenom-

men würden. Aus einem Hause brachte man einen Todten hervor, der seine Wunde auf der Stirne trug. Die Weiber stürzten sich mit Geschrei auf die Leiche und die Männer kamen wieder in Aufregung und eilten nach vorn, um wieder zu feuern. Wir hatten die größte Mühe, sie aufzuhalten. Der alte Schlöffel mit seinem langen, halbgrauen Barte und dem schönen Gesichte war rührend anzusehen, wie er hin und her ging und bat und beschwor und sich mit ausgebreiteten Armen vor die Barrikade stellte, um die Combattanten davon abzuhalten. Armer Schlöffel! einige Monate später wurde ihm sein Friedensamt mit dem Tode des einzigen Sohnes vergolten.

Hinter der Barrikade sah es eigenthümlich aus. Eine Menge Volkes, aber nur sehr wenige Bewaffnete, so wenige, daß wir erstaunt waren, wie ihr Widerstand gegen so zahlreiche Truppen so lange habe dauern können. Doch waren gerade die Bewaffneten guten Muthes, in einer festlichen Stimmung und Anfangs nicht im Geringsten geneigt, dem Kampf durch Zurückziehen vom Kampfplatze ein Ende zu machen. Das unbewaffnete Volk allein war aufgeregt und empört.

Ein Theil der Abgeordneten kehrte in den Thurn-Taxis'schen Palast zurück, um, wie sie hofften, die Sache zu Ende zu bringen; ein kleinerer Theil blieb hinter den Barrikaden, um über Aufrechthaltung des Waffenstillstandes zu wachen und die Insurgenten zum Verlassen der Barrikaden zu überreden. Ich war unter diesen letzteren. Es gelang uns, Viele vom Kampf abzubringen, indem wir ihnen die Nutz- und Zwecklosigkeit ferneren Blutvergießens vorstellten; sie zerstreuten sich durch die Nebengassen oder stiegen auch über die Barrikaden und gingen bewaffnet mitten durch die Truppen heim. Nur eine sehr kleine Anzahl blieb hartnäckig hinter den Barrikaden und unsere Vorstellungen, die doch an

Gewicht zunahmen, je mehr ihre Anzahl abnahm, waren fruchtlos. Deſto mehr Urſache hatten wir für ſie beſorgt zu ſein, da die kurze Friſt des Waffenſtillſtandes ſchnell ablief, das Gerücht ſich verbreitete, daß zahlreiche heſſiſche und würtembergiſche Artillerie im Anzuge ſei, daß man aus Mainz noch Bundestruppen nachkommen laſſe, und bei all dem aus dem Palaſte von einem definitiven Abſchluſſe der Feindſeligkeiten und überhaupt nichts, zu hören war. Man ſchickte mich dahin ab, um Erkundigungen einzuziehen. Aber in der Nähe des Hôtel de Ruſſie auf der Zeile wurde ich von einem Haufen wüthender Frankfurter Bürger umringt, die mich theils mit Fragen, theils mit Vorwürfen beſtürmten. Sie wußten, daß Artillerie herbeiziehe und ſahen in ihrem Schrecke ſchon ganz Frankfurt bombardirt und alle ihre Häuſer in lichten Flammen. All das Unheil wurde der Linken zugeſchrieben; ſie hatte den ehrloſen Waffenſtillſtand von Malmoe verworfen, welcher die erſte Urſache der Aufregung war, ſie war überhaupt die Quelle alles Unheils und die Urheberin dieſes Blutbades, ſie, die Alles gethan hatte, um es zu verhüten, die das Volk, ihre einzige Stütze, deshalb vor den Kopf geſtoßen und ſich gewiſſermaßen von ihm getrennt hatte. Es war nicht möglich zu antworten. Die guten Leute ſchrieen zu ſehr und ſchloſſen den Kreis immer enger um mich, je öfter ich es verſuchte, mich von ihnen los zu machen, um meinem dringenden Auftrage, von dem ſo viel abhängen konnte, nachzukommen. Ich ſtand da als Gefangener und mußte Alles über mich ergehen laſſen. Nichts Schlimmeres als ein wüthender Philiſter. Aber meine Lage ſollte nicht nur unangenehm, ſie ſollte auch kritiſch werden. Plötzlich drängte ſich ein ungefähr vierzehnjähriger Knabe in Turnertracht durch die Menge und rief mit ſchrecklicher Naivetät: Fürſt Lichnowsky (er brauchte eigentlich einen Spitznamen, den ich hier nicht wiederholen will), Fürſt

Lichnowsky ist ermordet! Hätten ihn die ergrimmten Bürger gehört, es hätte ihr schlimm ergehen können. Der Turner, der sich, wie es schien, auf seine Nachricht etwas zu Gute that, wiederholte mit lauterer Stimme: Fürst Lichnowsky ist ermordet! — und um einen Beweis der Wahrheit zu liefern, hob er ein schwarzes Tuchläppchen in die Höhe und fügte hinzu: das ist von seinem Rocke! Aber, es ist wunderbar, kein Mensch außer mir, hörte auf den Turner, wie sehr er sich auch Mühe gab, die Aufmerksamkeit auf seine Nachricht zu lenken. Ich hatte Zeit, ihm die Hand auf den Mund zu legen, erkennend, in welche Gefahr er mich versetzte, obwohl ich die Nachricht für falsch und für eines der Gerüchte hielt, wie sie an solchen Tagen gerne entstehen. Ich wußte ja nicht, daß der Fürst sich dazu hergegeben hatte, auf Recognoscirung auszureiten und daß er in die Hände des Volkes gefallen war, das er kurz vorher von der Tribüne herab verhöhnte und das ihn aufrichtig haßte. Die Artillerie brauste heran; der Menschenknäuel um mich mußte ausweichen; das schaffte mir Luft und ich eilte in den Thurn-Taxis'schen Palast, wo ich die Abgeordneten auf der Treppe stehend fand. Man zog sie hin, — sie konnten zu keinem Endziele gelangen. Löwe von Calbe sagte mir achselzuckend: Wir sind betrogen; der ganze Waffenstillstand hat nur dazu gedient, um Zeit zu gewinnen und die Kanonen abzuwarten. Jetzt wird man mitrailliren.

Ich eilte zur Barrikade zurück; aber die Zeile war abgeschlossen und von Artillerie besetzt — an ein Durchkommen nicht mehr zu denken. Die Kanonen donnerten und von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Blitz von der Constablerwache her auf unheimliche Weise die ganze Straße. Es war schon spät am Abend. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß auch die wenigen Kämpfer bei der Ankunft der Artillerie, gegen die sie nichts vermochten, ihren Posten verlassen haben würden. Das war

im Allgemeinen auch der Fall; die Kanonen donnerten mit großer Tapferkeit gegen Steinhaufen und umgestürzte Karren. Die folgenden Tage entsetzte man sich beim Anblick der Allerheiligen-Apotheke und der benachbarten Häuser, wie arg diese von den Kugeln zugerichtet waren und schloß daraus, was man der Absicht gemäß schließen sollte, daß der Kampf ein furchtbarer gewesen sein, und daß das Reichsministerium an dieser Stelle einen gewaltigen Feind niedergeworfen haben müsse: aber gerade diese Kugeln haben keinem Menschen weh gethan und die ganze Kanonade war eine Fanfaronade. Herrn von Schmerling gehört der Ruhm, schon zwei Jahre vor Louis Napoleon sich einen großen Feind erfunden und über den erfundenen Feind einen großen Sieg davon getragen zu haben. In Ungarn wird er seine dichterische Erfindungsgabe nicht anzustrengen brauchen. Dort wird ihm die Wirklichkeit verschaffen, was er sich in Frankfurt mit Phantasie und Dichtersinn erschuf: jedenfalls den Feind — ob auch den Sieg? Das lehrt das Ende.

Gegen eilf Uhr war Frankfurt ein friedliches Kriegslager. Ueberall brannten Wachtfeuer und wurde Stroh gestreut zum Lager der Vertheidiger der Ordnung und des Gesetzes, die vielleicht von hundert oder hundertundfünfzig Unbesonnenen angegriffen worden waren. Unter diesen Vertheidigern deutscher Ordnung und des momentanen Vertreters derselben, des deutschen Reichstages entdeckte ich zahllose spezielle Landsleute, Czechen, welche die deutsche Bundesfestung Mainz bewachten und jetzt in Frankfurt waren, um das Parlament zu vertheidigen und Herrn von Schmerling und Herrn von Gagern. Arme Czechen! Sie waren unfähig, sich mit den Bürgern, deren Ruhe sie überwachten, irgendwie zu verständigen.

Am 19. trat die Majorität des Parlamentes mit einer in der Nacht aufgesetzten Proclamation an die deutsche Nation auf, welche Proclamation bestimmt war, die Linke in

der Meinung Deutschlands und Europas zu Grunde zu richten. Die gestrigen Vorgänge schienen eine gute Gelegenheit und man wollte sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Aber Vogt trat auf die Rednerbühne und legte die Absurdität, das Mißwollen, die Ungerechtigkeit, das Lächerliche des Entwurfes so schlagend und mit so vielem Geiste dar, daß die Proclamation, von so vielen Gelehrten und patentirten Staatsmännern in langer Nacht zusammengeschweißt, geradezu eine Unmöglichkeit wurde. Niemand hatte mehr den Muth, für eine Kundgebung zu stimmen, die nach der Kritik Vogt's Jedermann nur noch komisch finden konnte. Man ließ sie fallen und der Feldzug gegen die Linke, die man nun als Mitschuldige am 18. September mit Leichtigkeit glaubte unterdrücken zu können, war in seinem Anfange mißlungen.

Noch heute, wo von den Frankfurter Septembertagen die Rede ist, gilt die Linke des Parlamentes als Anstifterin derselben und werden ihr die Vorgänge alle zur Last gelegt. Ihre Schuld liegt vielleicht gerade auf der entgegengesetzten Seite. Die Gründe, die Blum und Vogt gegen die Bewegung geltend machten und die die Majorität der Linken überzeugten, hatten gewiß ihr Gewicht; aber es ist trotzdem die Frage, ob es damals nicht geboten war, mit dem unverbesserlichen Parlamente zu brechen, anstatt abzuwarten, bis man die Majorität in demselben gewinne, und die gerechte Entrüstung des Volkes und seine noch nicht erdrückte Kraft in den Kampf zu führen. Drei Wochen später stand Wien auf.

Im Laufe des darauf folgenden Winters brachte mir eines Tages ein junger Dichter, Adolph Strodtmann, ein Trauerspiel im Manuscript: „Robert Blum." Das Stück begann und endete in Wien. Ich sagte dem Dichter, daß das Trauerspiel, das Robert Blum zum Helden hatte, in Frankfurt und zwar in den Septembertagen beginnen müsse, wenn es ein Trauerspiel mit echter tragischer Schuld sein

ſolle, denn in dieſen Tagen liege die tragiſche Schuld Robert Blum's. In Wien ging er an der und für die Idee zu Grunde, die er in Frankfurt aus Mangel an Vertrauen in die Kraft ſeines Volkes und in der zu großen Zuverſicht in formales Weſen, in einem Augenblick, aber in einem entſcheidenden Augenblicke, hatte fallen laſſen. Dies iſt die Vernunft, die Tragik in Robert Blum's Schickſal. Das war damals meine Meinung; ſie iſt es noch heute.

III.

Wiener Octobertage.

Die unglückſelige Veranlaſſung zur Wiener Deputation der Frankfurter Linken, war leider ich. Als die Nachricht vom Ausbruch der Wiener Revolution des 6. October in Frankfurt ankam, beſchloß ich nach Wien zu gehen. Offenherzig geſtanden, hoffte ich ſeit der Wahl des Reichsverweſers vom Parlament nicht viel und ſeit der Annahme des Waffenſtillſtandes von Malmoe und dem 18. September gar nichts mehr. Der Drang, etwas für die Sache zu thun, wie der Wunſch, eine thatkräftige und ſchöne Bewegung zu ſehen, war nach den niederdrückenden Prager Erlebniſſen und nach viermonatlichem Tagen in einer vertrauensſeligen Verſammlung nur natürlich. Man ſtrebte die Wahrheit über die Wiener Ereigniſſe ſo wenig als möglich aufkommen zu laſſen; Herr von Schmerling gab ausweichende Antworten, aber ſein Leichenbittergeſicht wie die tiefe Niedergeſchlagenheit des Herrn von Sommaruga verriethen, daß die populäre Sache geſiegt haben müſſe. Ich theilte meinen Clubcollegen des Donnersberges meinen Entſchluß mit; ſie billigten ihn, erſuchten mich aber einen Tag

zu warten; vielleicht daß man mir Aufträge zu geben hätte. Man versammelte sich zu diesem Zwecke und beschloß meiner Reise den Charakter der Abordnung des Donnersberges beizulegen und im Laufe der Discussion dieser Abordnung größere Ausdehnung zu geben, indem man noch einen Deputirten wählte. Die Wahl fiel auf Julius Fröbel, der mehrere Wochen des vergangenen Sommers in Wien zugebracht und daselbst viele Verbindungen mit der Demokratie angeknüpft hatte. Wir theilten unseren Beschluß der älteren Fraction der Linken, dem Club des deutschen Hofes mit; dieser fand ihn gut und wünschte sich bei der Deputation zu betheiligen. Robert Blum wurde einstimmig gewählt. Der Abgeordnete Trampusch, der versicherte, daß er in Wien viele Bekannte und in der Beamtenwelt viele einflußreiche Verbindungen und Verwandtschaften hätte und daß er uns in vieler Beziehung als Führer und Rather dienen könne, wurde Robert Blum beigegeben. Ich will hier gleich bemerken, daß der Abgeordnete Trampusch vom Augenblick unserer Ankunft in Wien für uns gar nicht mehr existirte und daß er uns endlich ganz aus dem Gesicht verschwand. Wir lernten ihn, der in der Linken eine vollkommen unbekannte Größe war, erst während der Reise kennen und waren nicht wenig erstaunt, in ihm einen vollkommenen österreichischen Beamten, ja bis zu einem gewissen Grade einen Ultramontanen, jedenfalls einen Reactionär zu entdecken. Weiß der Himmel, welche Naivität ihn zum Mitgliede der Linken gemacht hatte. Er scheint es während der Reise eben so gut eingesehen zu haben, wie wenig er zu uns gehöre, und kurz nach unserer Ankunft war er — wie gesagt — aus unserem Gesichtskreise entschwunden und lebte er nur mit Beamten und Anverwandten, die sämmtlich antirevolutionär gesinnt waren. Ich mache diese ausführliche Bemerkung über den Abgeordneten Trampusch, um zu

erklären, warum ich ihn wahrſcheinlich nicht mehr nennen werde, und um die andere daran zu knüpfen, wie ungerecht und wie ſchlecht unterrichtet ſich die öſterreichiſche Regierung zeigte, als ſie ihn ſpäter, nur weil er mit uns geweſen und weil ſein Name mit auf unſerer Proclamation ſtand, zu vieljähriger Kerkerſtrafe verurtheilte, in welcher dieſer gute Unterthan vielleicht noch jetzt ſchmachtet.

Wir reiſten guten Muthes ab, wohl wiſſend, daß wir uns, wie Herr von Schmerling ſagte, in Gefahr begaben, in der wir umkommen konnten, aber froh, den Wienern ſagen zu können, daß die deutſche Demokratie ſie nicht vergeſſen und glücklich in der Hoffnung, die Revolution, die ſo großmüthig zu Gunſten der Magyaren begonnen worden, für die deutſche Demokratie benützen und im Kampfe, der bevorſtand, das Unſere thun zu können. In Breslau machten wir einen kurzen Aufenthalt, da es nützlich ſein konnte, mit den Geſinnungsgenoſſen dieſer Hauptſtadt der Provinz, die an der öſterreichiſchen Gränze liegt, ſich beſprochen zu haben. Als wir unſere Reiſe fortſetzten, wurden wir im Bahnhof auf ein verrottetes Schnapsgeſicht, das auf einem ziemlich grobkernigen Körper ſaß, aufmerkſam gemacht und wurde uns dieſes nichts weniger als Sympathie einflößende Geſicht als dem Herrn Witt-Döring gehörig bezeichnet, deſſelben Witt-Döring, der ſchon allen Polizeien diente und der im Jahre des Heiles, in dem ich dieſes ſchreibe, der öſterreichiſchen Polizei dient. Im Jahre Achtundvierzig war er in Schleſien anſäßig, hatte daſelbſt, wie man uns ſagte, eine Branntweinbrennerei und machte den Agenten der Junker-, vielleicht auch der Jeſuitenpartei. Robert Blum ſagte, als er uns gezeigt wurde: Es ſollte mich wundern, wenn es der Edle nicht verſuchte, uns irgend welche Unannehmlichkeit zu bereiten.

Im Coupé trafen wir mit dem Geſandten der Ver-

einigten-Staaten von Nordamerika und mit Herrn Bernays, einem in Frankreich nationalisirten Deutschen und jetzigen Secretär der französischen Gesandtschaft in Wien, zusammen. Er hatte seiner republikanischen Regierung auf den 6. October und die Lage Oesterreichs bezügliche Depeschen als Kourier überbracht und kehrte jetzt auf seinen Posten zurück. Er erzählte uns als Augenzeuge mit Begeisterung von der Art und Weise, wie sich Volk und Studenten am 6. October geschlagen hatten. So etwas, meinte er, sei in keiner der Pariser Revolutionen vorgekommen. Die Aufnahme des Kampfes auf dem Eisenbahndamme, im offenen Felde, auf ungünstigstem Terrain, gegen reguläre Truppen ꝛc. sei eine That höchster Kühnheit gewesen. Im Straßenkampfe verschmähte man die Barrikade; man schlug sich auf den Plätzen beinahe Mann an Mann mit den Truppen. Nur die Nationalgarde des Kärntnerthorviertels, die gegen die Revolution auftrat, habe sich hinter Mauern zu schützen gesucht, indem sie sich der Stephanskirche bemächtigte und aus den Fenstern auf Volk und Studenten schoß. Der Kampf um das Zeughaus, in der Nacht und während banger Stunden, habe mehr Muth von Seiten des Volkes bedurft, als die alten Bastillenstürmer zu beweisen brauchten, da nur ein enger Zugang in's Zeughaus führte und dieser von Artillerie sehr lebhaft vertheidigt wurde. Wir freuten uns ein so tapferes Volk am Werke zu sehen, denn wir wußten, daß Wien schon halb und halb von Windischgrätz cernirt wurde. — Im Laufe des Gespräches auf französische Politik kommend, fragten wir Herrn Bernays, wer, nach seiner Meinung, im Dezember zum Präsidenten der Republik gewählt werde, und wir erhielten die überraschende Antwort: Louis Napoleon. Diese Antwort schien uns paradox. Man erinnere sich, daß Louis Napoleon damals den Augen der ganzen Welt lächerlich war und daß er bei Jedermann für idiot galt. Herr Bernays

sagte uns noch Manches voraus, was uns paradox schien und was sich im Laufe der Tage doch verwirklichte. Ich habe bis auf den heutigen Tag noch keinen so exacten politischen Propheten kennen gelernt. Er prophezeihte auch, daß es nach der Wahl Louis Napoleon's in Frankreich nicht zu leben sei, und daß er, Herr Bernays, sich nach Amerika zurückziehen werde. So viel ich weiß, hat sich auch diese Vorhersagung in beiden Theilen verwirklicht.

In Ratibor angekommen, war uns die Unannehmlichkeit, die Robert Blum vorhergesagt hatte, durch Herrn Witt-Döring schon bereitet. Auf den Mittelstationen war er regelmäßig, so oft der Zug Halt machte, vor unserem Coupé auf und ab gegangen, um uns nicht aus den Augen zu lassen, wie ein Sbirre vor der Zelle des Gefangenen, wie er es bei Ueberwachungsgeschäften wahrscheinlich seit lange zu thun gewohnt war. In Ratibor, dem Wahlort des Fürsten Lichnowsky, wo der Zug sich lange zu verweilen hatte, sahen wir ihn rasch aus dem Waggon springen und in die Säle des Bahnhofgebäudes eilen, die von Besuchern stark besetzt waren. Auch wir stiegen aus, um Etwas einzunehmen, kaum wenige Minuten nach ihm, und schon hörten wir im Publikum hie und da unsere Namen flüstern, und sahen wir mit Fingern auf uns deuten. Als wir wieder einstiegen, hatte sich schon das Gerücht verbreitet, „die Mörder Lichnowsky's" seien da. Der Bahnhof wurde von Herbeiströmenden überfüllt und durch die Menge drängten sich plötzlich von allen Seiten Offiziere hindurch. Wir hörten wohl manches Wort, das uns galt, und bemerkten auch die Aufregung, die in der Masse von Minute zu Minute wuchs. — Nur ruhig bleiben, sagte Blum, ich schlafe. — So sprechend zog er den Mantel über den Mund, legte sich in die Ecke und schlief. Ich beobachtete, was vor unserm Wagenfenster vorging. Ein Offizier nach dem andern kam heran, starrte

herein, betrachtete uns wie wilde Thiere, murmelte oder schimpfte etwas und ging weiter, um einem andern Platz zu machen. Aber hinter diesen Offizieren stand eine bürgerliche Menge, die ruhig und beobachtend aus einiger Entfernung auf unser Fenster und auf die Offiziere sah. Ich glaube, daß dort unsere Freunde standen; vielleicht wußten das auch die Offiziere — es blieb beim Gemurmel, beim Hin- und Hergehn, beim Hereinstarren, bis sich der Zug, nach ungefähr einer halben oder dreiviertel Stunde in Bewegung setzte. Jetzt erst erhob sich ein hörbares Schimpfen, das uns aber beim Lärm der Lokomotive unarticulirt blieb.

Am nächsten Morgen hielten wir auf einer kleinen Station, diesseits der Donau, in der Nähe Wiens. Der Zug konnte in Folge von Befestigungen, welche die Wiener auf einer der Eisenbahnbrücken angelegt hatten, nicht weitergehn. Vor dem Bahnhofe stand ein junger Proletarier mit einem frischen, neuen Gewehr im Arm. Es war der äußerste Vorposten der Revolution. Ein Fiaker brachte uns in die etwas neblichen Straßen und in das Gasthaus zur Stadt London in der Fleischergasse.

Wir machten uns sofort auf, um das Studentencomité, das in dem an die Aula stoßenden Dominikanerkloster saß, zu besuchen. Blum setzte den Zweck unserer Reise auseinander und wir wurden mit Begeisterung aufgenommen. Noch während wir da waren, kamen viele Studenten an, die von verschiedensten Sendungen, vom Lande, von den Linien, von den verschiedensten Posten zurückkehrten und ihre Berichte erstatteten. Wir sahen sogleich, daß die Revolution, die Energie, der gute Wille hier zu Hause waren und wir waren davon nach dem Besuche des Reichstages noch mehr überzeugt. Daselbst erhuben sich sogleich im Ausschusse Zweifel, ob wir nur von diesem Ausschusse oder vom Reichstage selbst sollten empfangen werden und erhoben sich

sogleich Discussionen, welche Reden an uns zu halten, welche Antworten uns zu geben seien. Der Reichstag war offenbar fern von aller Revolution, trotz dem 6. October, er war in Unterhandlung mit dem flüchtigen Hofe, den er gerne nach Wien zurückgebracht hätte; wäre gerne selbst mit Windischgrätz in Unterhandlung getreten und freute sich mit der fortwährenden Gegenwart des Ministers Kraus, weil er sich einbildete, daß zwischen ihm und dem Hofe kein Bruch existire, so lange ein Minister da sei und daß er auch den s. g. Rechtsboden nicht verlassen habe und verlassen werde. Dies Alles, während die Studenten, die man nicht entwaffnen konnte, in ihren revolutionären Bestrebungen fortfuhren und während das ganze Volk auf Seiten der Aula stand, fest entschlossen, sich die Früchte des 6. Octobers, des heldenmüthigen Kampfes, nicht entreißen zu lassen. Indessen hörte uns der Ausschuß des Reichstages an und lud uns ein als Gäste der Sitzung beizuwohnen. Lehner kam eben von seiner Sendung an den Hof von Olmütz zurück und erstattete einen Bericht, der den Reichstag eigentlich zu entschiedenem Handeln hätte bewegen müssen; Lehner war in Olmütz, obwohl er Frieden und Versöhnung anbot, förmlich mißhandelt worden. Aber der Reichstag war zerfahren; er sah aus wie ein Bruchstück. Die Czechen hatten ihn sämmtlich verlassen, um loyal zu bleiben und um in Böhmen gegen die Wiener Revolution zu wirken; auch viele Deutsche waren davon gegangen; die galizischen Bauern ließen sich vom Minister Kraus leiten; so blieben nur einige entschiedene Polen mit dem Präsidenten Smolka an der Spitze und einige Deutsche, von denen die Einen aufrichtig revolutionär sein, die andern vermitteln, die dritten den Rechtsboden wahren wollten. Bei diesem Stand der Dinge ist Messenhauser's, des Wiener Commandanten, Unentschiedenheit, da er vom Reichstage abhing, eben so sehr durch die

Verhältniſſe wie durch ſeinen Charakter zu erklären. Wir fanden ihn, den wir auch beſuchten, kopflos. Viele ſeiner Adjutanten, die ihn fortwährend umgaben, wurden uns von wohlunterrichteten Leuten, die die Perſonen genau kannten, als treueſte, ſchwarz-gelbſte Anhänger des Hauſes Habsburg-Lothringen bezeichnet. Er hatte dieſe Adjutanten aus dem früheren Generalſtabe überkommen und hatte nicht den Muth, auch nicht das formelle Recht, ſie abzuſchaffen. So hatte Windiſchgrätz ſehr intime Freunde in der nächſten Nähe des feindlichen Commandanten.

Allein es iſt um ſo weniger meine Sache, dieſe Dinge und Verhältniſſe auseinander zu ſetzen, als ich in der fernen Fremde ſchreibe, ohne das geringſte Document vor mir, das mir als Beleg oder als Nachhülfe des Gedächtniſſes dienen könnte. Aus dieſem Grunde muß ich es auch aufgeben, die Daten der Tage zu nennen. Die wenigen Aufzeichnungen, die ich in jenen vielbewegten Tagen gemacht, mußte ich der größern Sicherheit wegen, in Wien zurücklaſſen, als ich flüchtete: ich habe heute keine andere Quelle als die Erinnerung. Auch will ich nicht eine Geſchichte der Wiener Belagerung ſchreiben, ſondern nur einen Beitrag liefern, indem ich einzelne, wenn auch nicht alle perſönlichen Erlebniſſe aufzeichne.

Nachdem wir die offizielle Welt, Reichstag und Commandantur, kennen gelernt, hatten wir alles Recht, bedenklich den Kopf zu ſchütteln und uns zu ſagen, daß wir nichts Beſſeres zu thun haben, als uns an den lebendigen Theil Wiens, an die Aula, an die Revolution anzuſchließen. Auf Aufforderung Blum's ſchrieb ich eine Proclamation an die Wiener, die er und Fröbel auch ohne Widerrede annahmen und unterſchrieben, nur daß mir Blum einen Satz „als zu poetiſch" ausſtrich. Ich ließ ihn gerne gewähren, wie ich mich gerne als untergeordneten Secretär der Deputation betrachtet

hätte. Fröbel war ich persönlich sehr geneigt; Blum hatte mir während der Reise sehr imponirt und ich war jung und der Jüngste der Gesellschaft. Ich kannte Blum schon seit mehrern Jahren. Das Schillercomité in Leipzig hatte mich einmal aufgefordert, für das Schillerfest einen Prolog zu schreiben, und Blum, als Mitglied desselben, überreichte mir später ein Geschenk des Comité's, eine schöne Ausgabe der Braut von Messina. Doch war er mir weder damals noch im Parlamente näher bekannt worden; ja er war es vorzugsweise, der mit seiner zuwartenden Politik viele Mitglieder der Linken dazu brachte, aus seinem Club, dem deutschen Hofe, auszuscheiden und einen neuen Club, den Donnersberg, zu gründen, der die republikanische Idee früher und offener bekannte: die s. g. äußerste Linke. Diesem Club angehörig, kam ich mit R. Blum selten in Berührung. Erst während der Reise, da man lange und viel allein war und sich aussprechen konnte, war es mir vergönnt einen Blick in diese dicht und häßlich verpackte Seele zu werfen. Diese Seele aber war eine schöne, scharfe, zweischneidige Waffe in einem groben Futteral. In meinem Innersten beurtheilte ich bisher Robert Blum, wie ihn die Masse seiner Gegner beurtheilte, unwillkürlich dem Eindrucke gehorchend, den seine äußere Erscheinung, seine Formen machten, und diese hatten für mich etwas Abstoßendes, etwas, von dem ich geglaubt hätte, daß es mich für immer von ihm entfernen könnte. Aber er wurde mittheilsamer und jenes Etwas verflüchtigte sich mehr und mehr und es gab Momente, da ich ihn bewunderte. Ich erkannte einen Menschen, der seit Jahren mit unendlicher Energie Einen Gedanken hegte, Einen Zweck verfolgte und sich nur mit den Mitteln und Wegen zur Erreichung dieses Zweckes beschäftigte. Ich glaube, Garibaldi ausgenommen, keinen Menschen kennen gelernt zu haben, der so ganz Einem Gedanken

angehörte, wie Robert Blum. Unwillkürlich erinnerte ich mich, da ich ihn so kennen lernte, an vergangene Zeiten und an den Moment, da ich den Namen Robert Blum zum ersten Male aussprechen hörte. Es wird im Jahre 40 gewesen sein. Ein Bekannter kam aus Leipzig und ich erkundigte mich nach einem daselbst lebenden Freunde. Der, war die Antwort, liegt mit Robert Blum im Kornfeld und läßt sich von ihm von der Freiheit und Einheit Deutschlands vorreden. Nun aber zählten wir das Jahr 1848 und diese Gedanken von der Freiheit und Einheit Deutschlands waren mit diesem Robert Blum Eins geworden. Ich hörte einen Mann sprechen, der nicht mehr träumte und schwärmte und Luftschlösser baute; positive, bestimmte Pläne lagen fertig und ausgebreitet vor seinem Blicke; Alles, was er seit Jahren und Jahren gethan, unternommen und unterlassen, war mit Hinblick auf ein einziges gewisses, bestimmtes Ziel unternommen und unterlassen worden: aber alles Bisherige war nur Vorbereitung gewesen; ein Arsenal von Hülfsmitteln lag noch in diesem Kopfe bereit. Er hatte an Alles gedacht; er besaß überall Verbindungen und er hielt Fäden in der Hand, die nach den verborgensten und entferntesten Winkeln Deutschlands, ja Europa's ausliefen. Windischgrätz wußte schwerlich, was er that, als er Robert Blum erschießen ließ; vielleicht wollte er nur ein banales, brutales s. g. abschreckendes Beispiel geben, oder, was wahrscheinlicher, dem Frankfurter Parlament in's Gesicht schlagen: die Robert Blum kannten, können ihm die Versicherung geben, daß er mehr gethan, daß er seiner Partei, wenigstens für den Moment, einen großen Dienst erwiesen.

Ich sah ein, daß es am Besten sei, Robert Blum in Wien gewähren zu lassen und ihm zu folgen, ihm und Fröbel, der in Wien sehr beliebt war, den so zu sagen theoretischen Theil unserer Sendung gänzlich zu überlassen, was übrigens

meinem ganzen Weſen, das damals noch jünger war als meine Jahre und dem erſten Zwecke meiner Reiſe ganz angemeſſen war. Ich wollte vor Allem an der activen Revolution Theil nehmen. Bei der Lage der Dinge waren auch Blum und Fröbel bald mehr auf die Barrikade als auf Politik und Agitation angewieſen.

Unſre Proclamation klebte an allen Straßenecken neben den Proclamationen und Decreten Windiſchgrätz', Meſſenhauſer's, des Reichstags, des Miniſters Kraus; unſere Beſuche bei den conſtituirten Körperſchaften waren gemacht, wir hatten uns ein wenig in der Wirrniß orientirt — aber nunmehr wußte ich nicht, was mit mir anzufangen. Als Deputation hatten wir nichts mehr zu thun. Die Aula hatte uns Ehrendegen geſchenkt; ich trug den meinigen an der Seite und den Calabreſer auf dem Kopfe, und war ein Müſſiggänger. Es iſt in einer großen, revolutionirten Stadt, beſonders wenn die Revolution ſchon einregimentirt iſt, nicht ſo leicht ſeinen Wirkungskreis zu finden; man ſieht fortwährend Bewaffnete hin und her ziehen, man hört von Kämpfen da und dort, die Kanonen donnern aus den verſchiedenſten Weltgegenden und ſiehe da, das Individuum, das nicht ein Theil eines Ganzen iſt, iſt Nichts. Ich zog auf Abenteuer aus. Ein Freund, der ſeine ärztliche Kunſt der Revolution zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung geſtellt hatte, und den ich zufällig traf, bewog mich, ihn in die Alſter-Vorſtadt, in die Gegend des Hospitals zu begleiten. Am Eingange dieſer Vorſtadt hörten wir plötzlich die Sturmglocke und im Augenblicke eilten die Bewaffneten aus allen Häuſern herbei und der Linie (ſo heißen in Wien die Barrièren) zu. Ich beſchleunigte meinen Schritt und erfuhr, daß die Oeſterreicher, d. i. die kaiſerlichen Truppen vorgerückt ſeien und ſich in der Nähe der letzten Barrikade befänden. An der Barrikade, welche die Linie ſchloß, konnte ich ſelber ſehen,

was geſchehen war. Ein auf einer gewiſſen Höhe gelegenes Haus mit Bier- und Weingarten, ganz nahe der Linie, war plötzlich von den Oeſterreichern beſetzt worden. Von den Fenſtern und der Gartenmauer aus konnten ſie über die Barrikade hinweg die Straße bis tief hinein in die Vorſtadt beſtreichen. Es war vorauszuſehen, daß ſie, wenn man ſie in dem Hauſe ließe, im Garten Artillerie aufſtellen würden. Sie mußten delogirt werden. Hinter der Barrikade ſammelte ſich eine ſo große Menge Volkes, daß ſie die Hinterſten nicht mehr deckte und dieſe den Kugeln der Oeſterreicher, die von den Fenſtern aus ein ſtarkes Feuer unterhielten, ausgeſetzt waren. Man rieth, die Barrikade zu erhöhen. Nichts da! rief der Student, der an der Barrikade commandirte, wir müſſen hinaus und die Oeſterreicher aus dem Hauſe jagen und es ſelbſt beſetzen. Er ging durch die Reihen der Studenten, die Gewehr bei Fuß an der Barrikade ſtanden, und wählte eine Anzahl von ungefähr dreißig aus, dann nahm er eine gleich große Anzahl Nationalgarden und bewaffnete Proletarier. Nachdem er noch einige Befehle gegeben, ſtellte er ſich an die Spitze der ausgewählten Schaar und rief: Vorwärts! Es war ein Pole, ein junger Menſch von ungefähr einundzwanzig Jahren, ſchlank, blaß, braun, ſchwarzhaarig.

Kaum zehn Schritte von der Barrikade, die ſie durch eine Seitenöffnung verließen, empfing ſie ein Regen von Musketenkugeln. Sie ſtutzten einen Augenblick und ſchienen zu überlegen, ob es unter dieſen Umſtänden möglich ſei, bis an das Haus zu gelangen. Aber der Student wandte ſich zu ihnen zurück und immer weiterſchreitend und immer mit ſeiner Degenſpitze nach dem Hauſe deutend, rief er: Vorwärts! Vorwärts! Seine Leute folgten ihm unwillkürlich; es war, als zöge er ſie mit ſeinem Blicke nach ſich. Die Kugeln regneten dicht und immer dichter. Plötzlich lag der Student auf dem Geſichte, aber im Fallen rief er noch einmal und

zwar ſtärker und gewaltiger als vorher: Vorwärts! Und liegend, immer den Arm mit dem Degen nach dem Hauſe ausgeſtreckt, rief er: Vorwärts! und die Leute ſtürzten in der That vorwärts, an ihm vorüber, und nun rief er ihnen ſein: Vorwärts! nach, bis es immer ſchwächer und ſchwächer klang, „Vorwärts! vorwärts!“ und da die Leute am Hauſe waren, fiel ſein Geſicht in den Staub und ſterbend bewegte er noch die Lippen zu einem „Vorwärts!“ In dem Augenblicke war man von der Barrikade aus bei ihm angelangt und hatte man ihn aufgehoben. Er war todt. Studenten und Proletarier ſtürzten jetzt den andern nach in großer Menge; von allen Seiten kletterten ſie in den Garten; nach zehn Minuten war das Haus genommen und beſetzt. Die Oeſterreicher ſprangen zu den hinteren Fenſtern hinaus und zogen ſich von dieſem wichtigen Poſten zurück. — Es war das erſte Gefecht, deſſen Zeuge ich war und dies Gefecht war eine Heldenthat und das Sterben war ein Heldentod. Das Schweigen hinter der Barrikade, wo man zitternd, erwartungsvoll dem ganzen Schauſpiele zuſah, dabei das Laden der Gewehre von Seiten derjenigen, die es vorzogen den Freunden zu Hülfe zu eilen und ſich dafür vorbereiteten, das heftige Feuern der Oeſterreicher, das Läuten der Sturmglocke und bei all dem der herrliche Tod des jungen Mannes, der noch im Sterben nicht an's Sterben dachte und mit dem letzten Hauche Vorwärts! rief: Alles das machte einen Eindruck auf mich, den ich nie vergeſſen werde.

Zehn Minuten darauf war Alles wieder ruhig. Die Studenten, wahrſcheinlich Bekannte und Freunde des Gefallenen, waren ernſt und traurig, ohne es verrathen zu wollen; das Volk, Proletarier und einige Nationalgarde plauderte und ſteckte Cigarren an; ein Theil verlief ſich in die Häuſer, als die Nachricht kam, daß ſich die Oeſterreicher bis nach Nußdorf zurückgezogen.

Ich kehrte in die Stadt zurück, um der Verſammlung

beizuwohnen, die in der Aula gehalten wurde und in der die Frankfurter sprechen sollten. Aber die Aula war so gedrängt voll, daß es mir unmöglich war hinein zu gelangen und daß ich so die Rede Blum's nicht hören konnte, mit der man später zum Theil sein Todesurtheil motivirte.

Mittlerweile ging man daran, ein s. g. Corps d' élite zu errichten. Es sollte aus erprobten Menschen und aus Intelligenzen bestehen und kleine Abtheilungen desselben sollten überall den Posten beigegeben werden, um auf Geist und Stimmung der Combattanten zu wirken. Das Commando wurde einem ehemaligen österreichischen Offizier, Major Haugk übertragen, der seinen Patriotismus und seine Tapferkeit später an einem ungarischen Galgen büßte, zugleich mit den ungarischen Generälen, die in Arad hingerichtet wurden. Die Frankfurter Deputirten wurden in das Corps d' élite aufgenommen; Blum und Fröbel bekamen Offiziersstellen; auch mir, um mich als Abgeordneten zu ehren, trug man eine solche Stelle an, aber ich dankte. Was verstand ich von den Pflichten eines Offiziers? von der Kunst des Commandirens? Auch wollte ich mein in langen Jugendjahren gehegtes Ideal, einmal als gemeiner Soldat der Revol[illegible] zu dienen, verwirklicht sehen: und so blieb ich [illegible]al des Corps d' élite. Doch sollte ich unerwarte[illegible] einer Stunde zum Commando [illegible] das Aufgeben der war es aus. Ich gehörte[illegible] feige erscheinen. Sie hatte weniger zu thun als [illegible] und da er auf ferm Versammlungsorte und [illegible] zwei Uhr Mittags, der Tag war sehr milde, aber herbstlich sanft umhüllt, als Major Haugk mit einer ganzen Schaar junger Leute aufgeregt, höchst erhitzt, zum Theil v[illegible] geschwärzt hereinstürzte. Sie kamen von der [illegible]e am Schüttel. Diese war von Kroaten umgebe[illegible] in Flammen und es hieß, daß sich viele Student[illegible]arin verspätet und

nun von den Kroaten eingeschlossen, eines elenden Todes im Feuer sterben müssen. Haugk mit der eben heimgekehrten Schaar hatte es versucht, die Kroaten zu verdrängen und die Dampfmühle zu nehmen, war aber zurückgeschlagen worden. Er saß traurig und nachdenkend da, während die Studenten wegen des Schicksals ihrer Collegen in große Aufregung kamen. Plötzlich sprang er auf und rief: Freiwillige vor! Sogleich stand eine Schaar Freiwilliger bereit. Ich war auch unter ihnen, aber ich muß sogleich hinzufügen, daß mich weder übersprudelnder Muth, noch die Rücksicht auf das Schicksal der Unglücklichen, noch irgend ein Motiv größerer Allgemeinheit zum Anschlusse an die Freiwilligen bewogen. Es war ein rein persönliches Motiv. Unter der Schaar, die eben vom Sturm auf die Dampfmühle zurückgekehrt war, befand sich auch ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, der mir nahe stand und meinem Herzen sehr theuer war. Sein Auge flammte, wie er mir von dem bestandenen Kampfe erzählte; er sah da aus wie ein Heldenjüngling. Jetzt, da der Major rief: Freiwillige hervor! war er, der noch vom Schweiße trof, der Erste, der hervortrat. Ich konnte ihn nicht allein gehen lassen. Noch diesen Morgen als er mit mir vom Hause weggegangen, hatte die Mutter nachgerufen: Gebet Acht! — Es war nicht nen Augen, Todesahnung Gange abzuhalten, ich ganzen Gestalt, entgegen der ich die Zeit bis zu vor sich zu sehen Schwerer zu tragen wäre als [illegible] mich den Freiwilligen an. Ein Studentenlieutenant, der sich einen guten Namen gemacht hatte, führte uns.

Wir marschirten über die Leopoldstädter Brücke, den Donaukanal entlang bis an die Franzensbrücke, wo eine Barrikade den Weg abschnitt. Unser Führer ließ uns Halt machen und stieg die Barrikade, um das Terrain zu

überblicken. Unser Weg führte, an dem einen Ende der Franzensbrücke vorbei, über eine Straße, die vom Bahnhof her fortwährend mit Mitraille bestrichen wurde; dann mußten wir, um zum Schüttelbade und zur Dampfmühle zu gelangen, einen viele hundert Schritte langen Dammweg passiren, von dem rechts und links kein Ausweichen war, da rechts die Donau fließt, links eine ununterbrochene Reihe von Häusern steht, die alle geschlossen waren. Bei der Dampfmühle, die in lichten Flammen stand, wurde der Damm von einer Barrikade abgeschnitten, die sich die Kroaten aufgeführt hatten und hinter welcher sie ein lebhaftes Feuer unterhielten, das den ganzen Damm bestrich. Unserm Führer schien es unmöglich, uns diesen Weg entlang zu führen, auf dem wir nur auf's Aergste dezimirt, an unserm Ziele anlangen konnten, um dann gegen eine Barrikade und ein gewaltiges, brennendes, vom Feinde besetztes Haus einen vergeblichen Kampf zu versuchen. Viele Nationalgarden, welche die Besatzung der Barrikade bildeten, stimmten ihm bei, und ich glaube heute, daß kein gewissenhafter Offizier einer stehenden Armee seine Leute diesen Weg geführt hätte. Unser Lieutenant erklärte, daß er auf keinen Fall weiter marschiren werde. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich aus unserer Schaar; das Schicksal der Collegen, die dort eingeschlossen sein sollten, ließ ihnen das Aufgeben der Unternehmung als unverzeihlich und feige erscheinen. Sie überhäuften den Lieutenant mit Vorwürfen und da er auf seiner Weigerung beharrte, empörten sie sich und ehe ich mich dessen versah, wurde ich, wie ein Cäsar von römischen Truppen, als Führer proclamirt. Der brave Junge, den zu behüten, ich mitgezogen war, der mir nichts unmöglich glaubte, hat mir den schlechten Dienst erwiesen, indem er meinen Namen nannte und die Wahl auf mein Haupt lenkte. Die Schaar stimmte sofort mit ein. Doch blieb ein

Theil bei unserem bisherigen Lieutenant, dafür aber zogen einige Männer von der Barrikadenbesatzung, ein alter Nationalgardist und mehrere Arbeiter mit uns.

Während wir rasch, aber doch einzeln, einer nach dem andern, je nachdem wir die Barrikade verließen, die Straße kreuzten, fingen die Oesterreicher, aus ihrem Verstecke am Bahnhofe an, sie lebhafter mit Mitraille zu bestreichen. Doch kamen wir unversehrt hinüber, wo wir hinter den Häusern vor ihnen geborgen waren. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn nunmehr befanden wir uns auf dem Damme, den die Kroaten von ihrer Barrikade aus beherrschten und wir hatten auf einem verhältnißmäßig schmalen Wege ihren Kugeln gradezu entgegen zu gehen. Das Beste, was wir thun konnten, war laufen, um diesen bösen Weg so rasch als möglich hinter uns zu haben. Und in der That, wir wählten nicht den Paradeschritt, mit dem die Engländer an der Alma der dreifachen Redoute entgegenmarschirten. Wir liefen bis zur Athemlosigkeit. Es fiel nicht ein einziger Mann, doch begegnete uns etwas Schreckliches, das mir noch immer, so oft ich daran denke, wie ein gräuliches Traumgebilde vorschwebt. Ein alter Mann in Hemdärmeln, mit einem zerlöcherten, schwarzen Hut auf dem Kopfe, kam uns blaß, mit weit aufgerissenen Augen, Todesangst im ganzen Gesichte und in der ganzen Gestalt, entgegengelaufen, ohne, wie es schien, etwas vor sich zu sehen oder auf etwas zu achten. Er rannte fort, als wollte er einem Ungeheuer entrinnen. Sage ich es nur in einem Worte: Er trug seine Gedärme in seinen Händen. Am Rande der Donau, uns gegenüber am andern Ufer lag ein Todter in bürgerlicher Kleidung auf dem Gesichte. Aber wir liefen weiter und fanden uns im Garten des Schüttelbades, oder dessen Hofe zusammen. Die Gartenwand zwischen diesem und dem Garten der Dampfmühle war nie-

dergerissen und brannte, beinahe alle Bäume brannten; aus dem Dache der Dampfmühle und aus den Fenstern der beiden höchsten Geschosse schlug die Lohe in dicken Säulen. Dort waren wir außer dem Schusse der Barrikade, aber nicht sehr fern von ihr. Sie war nicht hoch und wir sahen die Kroaten bis unter die Brust. Um sie zu beschäftigen, ließ ich auf sie schießen; nach jedem Schusse trat der Schütze in den Hof zurück, wo er gedeckt war. Aber bald erschienen die Kroaten in den Fenstern der Dampfmühle und beschossen uns von der Höhe herab. Wir antworteten. Mir geschah bei meinem ersten Schusse etwas Lächerliches. Ich schoß aus einem ganz neuen, leichten Gewehre, das beim Zeughausstürme genommen worden war. Kaum war der Schuß gefallen, als ich mich selbst getroffen glaubte; ich hatte einen gewaltigen Stoß bekommen, taumelte und wäre hingestürzt, wenn mich mein Nebenmann, der alte Nationalgardist, nicht aufgefangen hätte. Als ich wieder zu mir kam, sah ich ihn herzlich lachen. Mein Gewehr war nämlich nicht geputzt und im Laufe verrostet. Daher der Stoß. Der Nationalgardist nahm es mir ab und gab mir das seinige. Indessen zogen sich die Kroaten aus der Dampfmühle zurück. Ein junger Mann mit grün und weißem Federbusche auf dem Calabreser hatte sich hinter einen brennenden Baum gestellt und mit größter Gemüthsruhe geladen, gezielt und geschossen; er scheint ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, vielleicht hatte er einen oder den andern getödtet, und sie richteten ihre Schüsse beinahe ausschließlich auf ihn, der sich darum aus seiner Position hinter dem Baume doch nicht vertreiben ließ. Als sie in den Fenstern erschienen waren, stellte ich meine Leute hinter einen Rest der Gartenwand und sie waren unserm Feuer mehr ausgesetzt, als wir dem ihrigen. Es mochte ihnen auch in dem brennenden Hause zu heiß geworden sein; ge-

nug, sie zogen sich zurück. Ich schickte einen Theil meiner Leute in die Dampfmühle, um nachzusehen, ob wirklich Studenten darin seien, oder ob sie von dorther etwas hinter der Barrikade entdecken könnten, während ich der andern Hälfte befahl, die Barrikade zu beschäftigen. Das thaten diese auf's Gewissenhafteste; einige eilten sogar mehrere Schritte vorwärts, als ob sie die Barrikade stürmen wollten. Mittlerweile aber kamen die andern nicht in's Haus; jener junge Mann mit dem grün und weißen Federbusche hielt sie hinter dem Hause zurück und ging allein durch eine Hinterthür hinein. Nach einiger Zeit kam er zurück und berichtete, daß er darin weder ein Spur von Studenten, noch von Kroaten gefunden habe, daß auch jenseits der Barrikade von Studenten nichts zu entdecken sei. Darauf stürmten mehrere das Haus, untersuchten es in allen Winkeln, in die sie noch gelangen konnten und kamen schweißtriefend, einige den stürzenden Balken kaum entronnen, mit demselben Berichte zurück. Das waren gute Nachrichten und gut war es auch, daß es jetzt hinter den Kroaten zu donnern begann, so daß sie sichtbar unruhig wurden und sich oft umsahen. Es war Robert Blum, der die Rasumovsky-Brücke besetzt hatte, seine Kanonen donnern ließ, einen Scheinübergang machte und uns so Luft verschaffte. Ich benutzte diesen günstigen Moment zu unserem Rückzuge. Wir liefen wieder auf dem bösen Wege, der uns jetzt verderblich werden sollte. Hageldicht flogen uns die Kugeln nach. Die Kroaten schossen jetzt energischer, als da wir gekommen und als da wir ihnen gegenüber gestanden hatten. Vielleicht war ihre Zahl indessen vergrößert worden. Ich lief neben einem Schneider, der in Hemdärmeln war, aber eine Nationalgardenmütze trug; ein guter, kleiner, magerer Kumpan, der an der Dampfmühle viel Muth gezeigt hatte. Plötzlich rief er im Laufen: Jesus Maria, ich bin weg, ich bin weg, ich bin weg! — Es wird nichts sein, sagte ich,

nur eine leichte Verwundung, Sie laufen ja noch so gut! — Aber kaum hatte ich die Worte gesprochen, als er neben mir zusammenbrach. Ich bückte mich zu ihm hinab, um ihm hülfreich zu sein; in demselben Augenblicke streifte eine Kugel meinen Hut. Sie hätte mich, wäre ich aufrecht gewesen, in der Mitte des Leibes erreicht. Die Thüre eines Hauses öffnete sich, um mich und den Schneider, den ich nach mir schleppte, aufzunehmen. Frauen hatten ihn fallen sehen und wollten uns barmherzig aufnehmen. Sie beschäftigten sich auch sogleich mit dem armen, tödtlich Verwundeten. Ich rief meinen Leuten zu und sammelte sie alle — ach, es waren nur noch zwölf — in dem Hause. Schon waren mehrere Verwundete in den Häusern, an denen wir bereits vorbeigelaufen waren. Die Bewohner hatten sich nur vor den Kroaten abgeschlossen, aber sie thaten ihre Thüren auf, um die Verwundeten aufzunehmen und sie pflegten sie überall mit Liebe. Die guten Wiener!

Wir beriethen uns, was weiter zu thun? Der Gardist schlug vor, den Rückzug durch die Gärten fortzusetzen, die sich hinter den Häusern in ununterbrochener Reihe fortzogen, da der Weg am Donauarm zu mörderisch war. Der Vorschlag wurde angenommen und ausgeführt. Aber die Gärten waren nur von geringer Ausdehnung und durch Plankenwände oder Palisaden von einander getrennt. Die Kroaten, die seit unserer Flucht wieder das Schüttelbad einnahmen, bemerkten uns von dort aus und begannen uns nachzuschießen, eine Schaar machte sich sogar auf, um uns durch die Gärten zu verfolgen. Eine Gartenwand nach der andern schnitt uns den Weg ab; wir mußten eine nach der andern überklettern; oben angekommen, waren wir wie ausgesteckte Ziele, wenn wir auch sicher waren, so lange wir uns in der Ebene befanden. Während wir oben waren, flogen die Kugeln in Menge um unsere Köpfe; dabei hörten

wir das Geheul der Verfolger immer näher kommen. Wir hatten höchste Eile. Da erlebten wir wieder einen jener Züge der Aufopferung, die während dieser Wochen so oft vorkamen. Ein Proletarier war immer der letzte, der über die Wände kletterte. Er hielt ruhig Stand, so lange noch ein Einziger von uns diesseits war und half mit Arm und Schultern Einem nach dem Andern über das Hinderniß. Er selbst hatte dann Niemand, der ihm geholfen hätte, und mußte sich oft mit arger Mühe, allein, auf die manchmal hohe Wand hinaufhelfen, immer in Gefahr, von den Verfolgern erreicht zu werden. Dieses Werk der Hülfe und der Aufopferung führte er mit Consequenz bei allen Wänden durch, deren vielleicht zwölf oder vierzehn waren. Endlich kamen wir an der Franzensstraße und hinter der Barrikade an. Es fehlte Mancher und unter den Fehlenden war auch der Junge, für den ich mitgezogen war. Glücklicherweise kam er nach einer halben Stunde zum Vorschein und zwar frisch und wohlbehalten. Er hatte einen Freund, einen Studiosus Juris, der in's Knie geschossen war und sich nicht regen konnte, zuerst in Sicherheit, dann zu einem Arzte gebracht. Wie traurig auch die Expedition ausgefallen war, so hatten wir doch beinahe die Gewißheit erlangt, daß die Studenten nicht in den Flammen der Dampfmühle zu Grunde gegangen seien. Auch erfuhren wir später, daß sie sich in der That, als die Kroaten die Dampfmühle, die sie besetzt gehalten, angesteckt hatten, rückwärts, durch den Prater bis an die Jägerzeile durchgeschlagen hatten, obwohl der Prater in der Gewalt der Oesterreicher gewesen.

Von dieser Expedition weiß ich, daß sie meine erste, thätige Theilnahme am Kampfe gewesen, denn die Gefühle des ersten Kampfes vergessen sich nicht. Was darauf folgte, kann ich nicht mehr in chronologischer Ordnung erzählen; es sind abgerissene, bruchstückweise Erinnerungen.

Eines Abends zogen wir, an hundert Mann, Corps d'élite und Proletarier, unter Anführung des Majors Haugk an die Mariahilfer Linie, die allem Anschein nach diese Nacht angegriffen werden sollte. Das Burgthor wurde uns von einem polnischen Offizier geöffnet, der bei dieser Gelegenheit allerlei Unsinn sprach und viele schlechte Witze machte. Er war arg betrunken und gab uns einen bösen Eindruck mit auf den Weg. Es stand schlecht um eine Stadt, deren Thore so bewacht waren. Von der Mariahilfer Vorstadt kam uns rother Feuerschein entgegen, der den hellen Himmel purpurn färbte; sonst war die Nacht schwarzdunkel. Auf dem Marsche durch die unendlich lange Hauptstraße der Vorstadt flogen uns ununterbrochen, langsam, zischend und raschelnd, in großen Bogen glühende Bomben entgegen, die bald auf einem Dache in unserer Nähe, bald auf unserem Wege platzten. In den Thüren standen die Bewohner und sahen dem Schauspiele zu. Jeden Augenblick rief man uns eine Warnung entgegen: Mein Herrn, ziehen Sie sich links, die Schußlinie ist rechts! — Wir bogen nach links. — Meine Herrn, ziehen Sie sich rechts, die Schußlinie ist links! Wir bogen nach der rechten Seite. Die wiederholten Warnungen und die mehrfache Veränderung des Marsches, dabei der beständige Anblick der Kugeln, die uns langsam entgegenkamen, brachte eine große Unruhe in die Schaar und demoralisirte sie endlich ganz. Einzelne sprangen beim Fall und Platzen der Bomben aus den Reihen, die einen rechts, die andern links — man fluchte, man schrie — Viele wollten umkehren. Es war eine gräuliche Unordnung. Haugk ließ uns halten und sprach den Furchtsamen Muth ein. Bald aber war dieselbe Unordnung und in einem erhöhten Grade wieder da. Da befahl er das Bajonett zu fällen und jedem, seinen Vordermann niederzustoßen, sobald er Miene mache, aus der Reihe zu treten.

So kamen wir in schönster Ordnung, trotz Bomben und Granaten, an der Mariahilfer Linie an.

Wir lösten die Besatzung ab und besetzten selbst die Barrikade, von welcher aus wir bei einem Wachtfeuer die Oesterreicher wie Schatten hin und her gehen sehen konnten; von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Kanonenschuß ganze Gruppen und wir mochten uns überzeugen, daß wir eine ziemlich starke Macht uns gegenüber hatten. Die Bomben aber ließen uns unbehelligt; sie flogen in großen Bogen über unsere Köpfe weg in die Vorstadt. Nur von Zeit zu Zeit schlug eine Voll-Kugel in unserer Nähe ein, ohne uns den geringsten Schaden zu thun. — Ungefähr um Mitternacht regte sich etwas in nächster Nähe außerhalb der Barrikade; wir kamen in Alarm. Aber es war ein Proletarier, der sich sogleich als Freund zu erkennen gab, zu uns herein kam und uns versicherte, daß sich die Oesterreicher regen und daß gewiß etwas bevorstehe. Die Barrikade wurde doppelt besetzt und die Leute, die nebenan in einem kleinen Häuschen beim Weine gesessen hatten, kamen hervor, nahmen ihre Gewehre und standen in der Nähe bereit. In der That kamen nach weniger als einer Viertelstunde plötzlich die Oesterreicher hinter einem Hause der Vor-Vorstadt in Menge hervor und stürmten plötzlich auf unsere Barrikade los. Wir empfingen sie mit einer guten Salve und gleich darauf mit einer zweiten, da uns die Hintermänner augenblicklich unsere Gewehre abnahmen und ihre geladenen reichten. Sogleich zogen sich die Oesterreicher zurück, ohne einen Schuß gethan zu haben, und während dieses Rückzuges hörten wir einen Schrei, der die Luft auf schauerliche, auf jämmerliche Weise zerriß. Offenbar war es auf eine Ueberrumpelung abgesehen, die sie aber aufgaben, da sie uns so wachsam fanden. Bei dieser Gelegenheit wurde ich sehr leicht am Fuße verwundet und zwar von befreundeter Seite,

durch das Bajonett eines Nationalgardisten, als er auf die Barrikade stürmte, um uns zu Hülfe zu kommen.

Hierauf wurde es stille. Nur die Bomben fuhren fort von Zeit zu Zeit die dunkle Nacht mit einem feurigen Bogen zu durchkreisen. Ich saß in dem kleinen Häuschen, links von der Linie, und trank mit den Andern, als eine solche Bombe eine ganze Ecke des Daches abriß. Man ging hinaus, um den Schaden zu besehen, und ging dann wieder zurück, um weiter zu trinken und zu plaudern. Nach wenigen Tagen des Kampfes konnte ich an unzähligen Bürgern, Studenten und Proletariern jene Kaltblütigkeit beobachten, die man selbst an alten, berühmten Kriegern zu bewundern gewohnt ist. Wäre die Kraft und der Muth des Wiener Volkes gehörig gebraucht, wäre ein Commando, irgend ein Plan da gewesen, man hätte Wunder thun können. Aber im Commando war Anarchie, oder vielmehr, es gab gar kein Commando. Auf seinem Posten, auf dem er sich oft zufällig befand, that Jeder seine Schuldigkeit und mehr als das — aber Jeder auf eigene Faust; von einem Zusammenhange war nicht die Rede, Ein Plan, Ein Wille war nirgends sichtbar.

Ein anderes Mal wurde ich mit einem Theil des Corps d'élite zu einer polizeilichen Haussuchung verwendet. Es war eine Anzeige eingelaufen, daß sich in irgend einem der Häuser am Ende der Fuhrmannsgasse in der Leopoldstadt ein Waffendepot der Contrerevolution befinde. Das Haus sollte ausfindig gemacht werden und zwar sogleich, da Gefahr da war, daß dieser Theil der Stadt dem Feinde in die Hände falle. Schon schlug man sich auf's hartnäckigste im Augarten und schon wurde die Gegend der Fuhrmannsgasse beschossen. Ein Student, der bereits in Schleswig-Holstein als Offizier gedient hatte, führte uns. In der genannten Gasse standen die Einwohner, meist Weiber und Kinder, in den Hauseingängen, um sich vor den fallenden Kugeln und

den herabstürzenden Dachtrümmern zu schützen. Wie sehr sie zitterten und bebten, hatten sie für uns doch ein freundliches Lächeln. „Da kommen ja die Studenten!“ hörte man, „ach die braven Studenten!“ — Aber unter diesen braven Studenten war einer, der beim Anblick des Unheils, das die Kanonenkugeln anrichteten, allen Muth verlor. Er fing förmlich zu heulen an, sagte, das sei unmenschlich, ordentliche Menschen solche Wege zu führen, was die ganze Geschichte überhaupt zu bedeuten habe u. s. w., und behauptete am Ende, er sei ein Vater, der fünf Kinder zu ernähren habe und dessen Pflicht es sei, sein Leben zu schonen. Es war ein Mensch von ungefähr sechsundzwanzig Jahren, ein Kaufmann oder Commis, der sich in die Studentenlegion hatte aufnehmen lassen. Der Lieutenant verwies ihm sein Geschwätz und seine Feigheit, da er aber immer lauter zu klagen anfing, wandte sich jener zähneknirschend um, faßte ihn am Kragen und warf ihn einer Gruppe von Weibern zu. „Verhaftet ihn und führt ihn auf den nächsten Posten, die feige Memme!“ rief der Lieutenant. Die Weiber umringten ihn lachend und führten ihn in der That an Arm und Rockschößen, trotz aller herabfallenden Kugeln, auf die Hauptwache in die Jägerzeile, wo man ihm nach drei Tagen auf unangenehme Weise den Abschied gab, nachdem er sich mit dem Gedanken an ein Kriegsgericht auf's Grausamste abgequält hatte.

Von Waffenvorräthen fanden wir in den Häusern, die wir vom Keller bis unter's Dach untersuchten, keine Spur. Die Einwohner, wo solche zugegen waren, lächelten gutmüthig über die Verkennung und daß man bei ihnen nach gegenrevolutionären Waffen suchte. „Ach nein,“ versicherte man uns von allen Seiten, „wir sein nicht gegen die Studenten; die sein ja so gut!“ In einem Hause fanden wir ein junges, schönes Mädchen, das uns mit Thränen in den Augen beschwor, doch abzulassen, „wir setzten es ja doch nicht

durch." Doch von diesem Mädchen habe ich schon an einem andern Orte erzählt*).

Bald nach dieser Haussuchung sollte ich wieder in dieser Vorstadtgegend beschäftigt sein.

Eines Abends marschirte ich mit noch ungefähr fünfzig Mann unter Anführung Fröbel's in die Leopoldstadt und in ein gewaltiges, ausgedehntes, sehr solid gebautes Haus in der Nähe der Jägerzeile. Unsere Bestimmung war, dieses Haus so schnell als möglich und so stark als möglich zu befestigen, da es mehrere Straßen beherrschte und von dieser Seite her bald ein Angriff auf die Leopoldstadt zu befürchten war. Die Kaiserlichen hatten schon den ganzen Prater und den Bahnhof besetzt und waren auch im Besitze des Augartens, den sie nach langem und hartnäckigem Kampfe eingenommen hatten. In dem Hause fanden wir schon eine kleine Besatzung und mit dieser vereinigt gingen wir sogleich an die Arbeit. Ich hatte den besten Willen mich nützlich zu machen, aber wo ich zugriff, war gleich ein Proletarier bei der Hand, der mich lächelnd zurückdrängte. „Das ist nicht für Sie", „das verstehen wir besser." So gutmüthig zeigte sich das Volk überall; nirgends eine Spur von jenem proletarischen Hohn, der sich mit Schadenfreude am Schweiße der an körperliche Arbeit nicht gewöhnten „Aristokraten" oder an der Ungeschicklichkeit der Hände ohne Schwielen erfreut. In der That konnte ich mit Hacke und Spaten nirgends an's Werk gelangen und wo ich einen Stein anfaßte, um ihn an den Ort seiner Bestimmung zu tragen, wurde er mir sofort aus der Hand genommen. Selbst als Handlanger konnte ich nicht dienen. Ich ergab mich in mein Schicksal, legte mich auf einen Strohsack und schlief vortrefflich bis zum Morgen, während man um mich herum wie in einem Bie-

*) Erzählungen eines Unstäten. 1. Thl. S. 72.

nenkorbe arbeitete. Als ich erwachte, war das Haus eine Festung, in der man sich ganz sicher und behaglich fühlte. Aber wir sollten uns nicht lange so fühlen.

Gegen sechs Uhr Morgens erschien General Bem vor dem Hause. Er warf einen raschen Blick auf dasselbe und in den Hof, fand, daß es gut war und befahl, daß wir nun weiter marschiren sollen. Er wartete nur, bis wir uns vor dem Hause versammelt hatten, gab Fröbel seine Befehle und ritt dann weiter. Bei dieser Gelegenheit sah ich den merkwürdigen Mann zum ersten Male, jenen Mann, der, wenn er mit dem Oberbefehl betraut gewesen wäre, der Belagerung Wiens und der ganzen Bewegung wohl einen andern Ausgang gegeben haben würde. Er trug weiße Reithosen, die in hohen Stiefeln staken, einen dunkelblauen, bis unter's Kinn zugeknöpften Rock und einen Calabreser mit weißer Feder: eine schmächtige, magere Gestalt, der man es nicht angesehen hätte, daß sie allen erdenklichen Mühsalen und Kriegsarbeiten gewachsen war. Auch das magere, gelbe, oder vielmehr graue Gesicht hätte wenig Kraft verrathen, wenn es nicht von einem energischen, geist- und kraftvollen Auge beleuchtet worden wäre. Nicht eines der Bilder, die von General Bem bekannt sind, finde ich ähnlich; sie geben ihm meist ein rundes und ziemlich freundliches Gesicht; das seine aber war länglich und erschien um so länger, als die Wangen so eingefallen waren, daß sie bereits Gruben bildeten und als es von einer hohen und schmalen Stirne überwölbt war. Freundlich war er nur, wenn er sprach und sich wohlmeinend über die jungen Soldaten und über den gefährlichen Posten, auf den er sie schickte, lustig machte; sonst war sein Gesicht gedankenvoll und nichts weniger als anziehend. Der Posten, auf den er einen Theil der Besatzung des Hauses und mit ihr eine Abtheilung Steierer, vom steierischen Zuzuge, sämmtlich unter Fröbel's Führung,

schickte, lag in der Nähe der Fuhrmannsgasse und war in der That nichts weniger als angenehm. Wir hatten eine lange Gartenmauer, eine Barrikade, und ein kleines, einstöckiges Haus, die zusammen eine Linie bildeten, zu bewachen und nöthigenfalls zu vertheidigen. Vom Feinde waren wir eigentlich nur durch die Chaussee getrennt, die zum Nordbahnhof führt. Jenseits dieser Chaussee beginnt der Präter mit einem grünen Platze geringer Ausdehnung und jenseits dieses grünen Platzes beginnt der Praterwald, in welchem, ebenso wie im nahen Bahnhofe die Kaiserlichen standen. Sie waren durch das weitläufige Gebäude wie durch die Bäume unsern Blicken entzogen, konnten sich, ungesehen von uns, sammeln und uns binnen einer halben Minute überfallen. Da galt es wachsam sein. Auf Fröbel's Anordnung brach man Schießscharten in die Gartenmauer und stellte man das Haus so gut als möglich wieder her. Die Kaiserlichen hatten es nämlich Tags vorher in Brand gesteckt, die Wiener hatten den Brand wieder gelöscht; so war es zur Hälfte von Feuer und Wasser zu Grunde gerichtet und in einem jämmerlichen Zustande. Die Möbel waren gerettet worden, nur die Strohsäcke, vom Wasser getränkt, lagen in und außer dem Hause. An der Barrikade, an den Fenstern und an den Schießscharten mußte fortwährend ungefähr die Hälfte der Besatzung stehen, um den Prater und den Bahnhof zu beobachten. Das war ein sehr ermüdender Dienst. Von Zeit zu Zeit näherten sich die kaiserlichen Vorposten; man trieb sie mit Flintenschüssen zurück. Ein alter Soldat, ein Jäger, der noch seine Uniform trug, besuchte uns und leistete uns treffliche Dienste. An einem Fenster stehend entdeckte er, wo sich ein Oesterreicher zeigte, seine Beute im dichtesten Gebüsche; er schoß und traf beinahe immer. Nachdem er diese Jagd eine Zeitlang getrieben hatte, zogen sich die Vorposten weit zurück. Ein Steierer schlich nun in den

Prater, wie ein Gemsenjäger. Er sprang von Baum zu Baum; hinter den Stämmen lud er, schlich dann hervor, suchte sich ein Ziel und schoß. Kaum geschossen, war er zwanzig Schritte weiter und die Kugel, die ihm antwortete, flog fern von ihm in's Leere. Oft verschwand er uns auf halbe Stunden aus den Augen, aber mit dem Horn, das er an der Seite trug, schickte er uns nach jedem dritten Schusse Grüße zu, die uns über sein Wohlergehen beruhigten. Ein Schneider, der mit uns war, ließ sich durch dieses Beispiel zu gleichen Thaten anfeuern und so zogen die Zwei wie Jäger durch den Wald. Den Muth der Schneider habe ich während der Wiener Belagerung überhaupt anders kennen gelernt, als ihn die populäre Tradition darzustellen liebt. Ich fand, daß es den Schneidern eigen ist, überall dabei sein zu wollen, besonders wo es gilt, etwas Keckes oder Kühnes auszuführen.

In der Nacht mußte es natürlich auf einem solchen Posten unheimlich sein und war doppelte Wachsamkeit geboten. Ich sehe immer noch einen gewissen jungen Poeten, der heute in Oesterreich lebt und den ich darum nicht nenne, wie er gleich einer Tigerkatze die ganze Nacht auf der Barrikade lag und unbeweglich in die Dunkelheit hineinstarrte, für Viele wachend, die indessen auf den durchnäßten Strohsäcken, unter freiem Himmel und in der Octoberfeuchtigkeit und Kälte ein Auge voll Schlaf zu erhaschen suchten. Gegen Morgen erschien eine gute, arme Frau aus der sonst verödeten Nachbarschaft und brachte uns, was sie vermochte, Suppe und Kaffee. Die gütige Samaritanerin sorgte auf's mütterlichste für uns, so lange wir auf diesem Posten verblieben. Als der zweite Abend kam, brachte sie Kleider und Decken, um uns gegen die Kälte zu schützen, und lud die Unbeschäftigten ein, wenigstens unter ihrem Dache zu schlafen. Am zweiten Tage war sie wieder mit Brod, Suppe und Kaffee da,

und unmöglich war es, sie, die arme, bedürftige Frau, zur Annahme einer Vergütung zu bewegen. Ich bin überzeugt, daß keiner meiner damaligen Kameraden das gute, von Wohlwollen durchstrahlte Gesicht der armen Frau vergessen hat, oder je vergessen werde. Wie oft haben wir, ich und Sigmund Kolisch, der mit auf dem Posten war, in ferner Fremde von der guten Frau gesprochen und erzählt. Möge es ihr wohl ergehen bis an ihr seliges Ende. Amen!

Am dritten Tage (wenn ich nicht irre), Vormittags wurden wir Müden abgelöst und in die Aula zurückgeschickt. Auf dem Wege begegneten wir großen Schaaren, die sämmtlich in die Leopoldstadt und meist nach der Jägerzeile zogen. In dieser waren zwei große Barrikaden aufgeführt; hinter einer derselben, vor einem kleinen Tischchen saß General Bem. Es sah aus, als sollte es bald zu etwas Ernstem kommen. In der That griffen die Oesterreicher an und noch selbigen Abend war die Leopoldstadt nach hartem Kampfe in ihrer Gewalt.

Aber die Tage wurden trüber; der Feind zog seine Kreise immer enger um die Stadt; Nichts geschah, um die Hülfe zu benutzen, die überall im Lande bereit war, oder nur sie heranzuziehen. Man wußte, daß noch starker Zuzug aus Oberösterreich und Steiermark gekommen war und daß er, nachdem er Tage lang in den Gebirgen gewartet hatte, wieder zurückging, da man sich mit ihm nicht in Verbindung setzte, um ihn im Rücken des Feindes agiren zu lassen, und nichts that, um ihm einen Weg in die Stadt zu öffnen. Bei der Annäherung des Feindes einerseits, bei der Anarchie im Oberbefehl andererseits sank die Hoffnung immer tiefer. Die erhebenden Momente wurden von niederdrückenden überwuchert. Einen solchen erhebenden und einen solchen niederdrückenden Moment erlebte ich eines Tages rasch nach einander. Ich kam aus der Singerstraße. Am Fuße des

Stephansthurmes stand eine Schaar steierischer Schützen unter Anführung des trefflichen Dr. Effenberger, der später sein Leben in Kufstein vertrauerte. Sie sangen begeistert: Was ist des Deutschen Vaterland! und machten sich froh und glücklich zu einem Kampfe bereit. — Was ist? fragte ich. — Die Ungarn sind im Anzug. Ich eilte in die Aula. In der That ließ man uns und viele bewaffnete Proletarier auf dem Platze in Reihe und Glied treten und man flüsterte sich zu, daß wir einen Ausfall machen werden. Major Haugk ging, die Hände über den Rücken gelegt, vor uns auf und ab. Aber wir standen und standen; es kam kein Befehl; der Major schickte einen Boten nach dem andern ab; es veränderte sich nichts. Messenhauser stand auf dem Stephansthurm, beobachtete das Gefecht zwischen Oesterreichern und Ungarn und hatte nicht den Muth, einen gewaltigen Ausfall zu machen, der die Oesterreicher zwischen zwei Feuer genommen hätte. Er stand noch immer auf dem Rechtsboden. Doch war dies der entscheidende Moment. In unserer Mitte wie im Volke, das uns umgab, fühlte man das; die Bewaffneten wurden ungeduldig, im Volke gerieth man beinahe in Wuth. Damals sah ich, wie ein Volk wird, wenn es die Hoffnung verliert und Alles an Alles setzen möchte. Da die Stunden vergingen und immer nichts geschah und dabei noch die Ungewißheit obwaltete, ob wirklich die Ungarn gekommen seien, ob, wenn sie gekommen, sie Sieger oder besiegt seien, kam das Volk in eine Art von Verzückung. Ich sah Weiber, die ihre Kleider abrissen, das Haar loslösten und zu predigen und zu prophezeihen anfingen, als befänden wir uns in einer biblischen Stadt, vor deren Thoren Babylonier oder die Schaaren Assurs lägen. Ich begriff die Prediger und Propheten der Camisarden. Die Weiber waren ekstatisch. Wären wir es doch auch gewesen! aber wir waren Theile eines Ganzen, wir waren schon disciplinirt — und warteten. So wurde

es drei Uhr Nachmittags und wahrscheinlich nur um uns zu beschäftigen, führte man uns auf die Bastei. Von da aus sahen wir denn, daß die Vorstadt Landstraße schon genommen war. Von dort und vom Glacis aus beschoß man uns. Wir setzten uns mit dem Rücken an das Parapet und sahen, wie die Kugeln in die Häuser vor uns flogen; eine Bombe platzte im Dache des Dominikanerklosters; das Haus, das die Fürstin Schwarzenberg, die Frau des Marschalls von Leipzig, bewohnte, wurde von den Kugeln der Kroaten arg mitgenommen. Man antwortete von der Bastei aus, aber welche Wirkung konnte das haben?

So wurde es von Tag zu Tage schlimmer. Jede Nacht sah Wien aus, als wäre es unter eine rothe Glasglocke gestellt; der Himmel glühte von Feuersbrünsten. Im Volke nahmen Entmuthigung und Verzweiflung zu und die schöne Stimmung der ersten Tage war dahin. Da sah ich Manches, was in den ersten Tagen unmöglich gewesen wäre. Vor der Aula erhob sich ein Streit zwischen zwei Leuten; in dem Streit zog der Eine eine Pistole und legte auf seinen Gegner an. In dem Augenblicke fiel das Wort: Ein Schwarzgelber! Auf dieses Wort hin zog einer aus dem Volke einen Strick aus der Tasche und näherte sich dem als Schwarzgelben Bezeichneten, mit der größten Gemüthsruhe, um ihn aufzuknüpfen. Wir retteten ihn nur, indem wir ihn verhafteten. Es zeigte sich später, daß der Gerettete den Strick wohl verdient hätte; es war ein Spion.

An der Aula hörte ich auch zwei übergegangene Grenadiere sich besprechen, wie sie sich, wenn Wien falle, erschießen wollten.

In dieser letzten Zeit begegnete ich zu wiederholten Malen dem durch seinen Tod bekannt gewordenen Jellineck, der, im Gegensatz zu seiner ganzen Umgebung, immer voll Hoffnung war; er gehörte nicht zu jenen Köpfen, die überall

gleich das Ende sehen, wo sie keinen Ausgang finden. Er konnte im Gegentheil kein Ende sehen, wo er keinen Abschluß sah; hätte man ihm noch zwölf Lebensjahre gegönnt, er hätte Recht behalten. Wir sehen heute, daß der Fall Wiens kein Ende war und diese selbst, die ihn herbeiführten, sind gezwungen, daran wieder anzuknüpfen. Was heute in Ungarn, in Wien, in ganz Oesterreich vor sich geht, ist nur eine directe Fortsetzung jener Zeit. Es zeigt sich, daß Alles, was dazwischen liegt und was man für so klug gehalten, nichts zu bedeuten hatte: handle es sich um Männer, oder Dinge, oder Institutionen. Wie hoffnungsvoll er war, so furchtlos war er auch, der arme Jellineck, der philosophische Kopf. Was in ihm zum Begriffe geworden war, war ewig; was hatte er zu fürchten? Als man ihn nach dem Falle Wiens warnte und ihm rieth, doch auch, wie viele Andere, die Flucht zu ergreifen, sagte er lachend: „Was kann er mir thun, der Windischgrätz? dieser ungebildete Mensch!" Der ungebildete Mensch hat ihn für einen Zeitungsartikel erschießen lassen.

Noch ein anderes Opfer Windischgrätz's sah ich oft: den Musikus Becher, damals mit Kolisch Redakteur des „Radikalen." Ich kannte ihn aus alter Zeit und hatte ihn oft in Neurer's Kaffeehaus, dem Stelldichein der höhern Wiener Literatur, und bei Lenau gesehen. Ich war erstaunt, ihn nach Jahren so jung zu finden; die Revolution hatte ihn verjüngt und alle seine Kräfte neu aufgefrischt. Er war der letzte Wiener Kämpfer, und daß und wie er es war, habe ich mit meinen Augen gesehen.

Messenhauser hatte schon seit mehreren Tagen capitulirt und das Commando niedergelegt. Das will so viel sagen, daß es nunmehr selbst dem Namen nach keinen Oberbefehl mehr gab; auch Blum und Fröbel hatten als Offiziere in Folge der Capitulation die Waffen niedergelegt. Aber das Volk hatte nicht capitulirt und es wollte den Kampf noch

fortsetzen, als es schon auf den engen Raum der kleinen, innern Stadt Wien beschränkt war. Am letzten Kampftage ging ich in Gesellschaft Kolisch's auf die Kärntner-Thor-Bastei; uns gegenüber, auf der Wiedner Brücke war eine Batterie aufgeführt, die uns beschoß. Die Schaar der Vertheidiger war nur noch eine geringe; sie schleppte eine elende, alte Kanone herbei, um auch mit Artillerie zu antworten. Es sah ganz aus wie ein Ende. Als wir der Bastei zugingen, begegneten wir am Eingange der Spiegelgasse zweien Gesichtern, wie man sie in den letzten drei Wochen nicht gesehen hatte: alte, lächelnde, geschniegelte Hof- und Beamtengesichter. Wie sie uns mit unsern Gewehren hingehn sahen, begrüßten sie uns, redeten uns an und meinten, es sei ein schöner Tag. — Merken Sie was? sagte K. zu mir — diese Vögel kommen hervor; das sind unsere Todtenvögel ... Auf der Bastei sahen wir, was diese Vögel augurirten. Nachdem wir einige Schüsse auf die Batterie gethan, die übrigens außer Schußweite stand, verließen wir die Bastei wieder und kehrten in die Stadt zurück, deren Straßen schon vielfach von den Bomben aufgerissen und von dem Schutte, der von den Dächern fiel, bedeckt waren. Die Kugeln fielen überall. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß wir im Museum die Kugel einschlagen sahen, welche dort einen Brand entzündete. Ich halte diese Bemerkung für nothwendig, da man unter andern Verleumdungen auch die vorbrachte, daß die Revolutionäre Museum und Bibliothek haben in Brand stecken wollen. Sprach man doch auch von Plünderungen, zu einer Zeit, da die ganze Stadt dem Volke angehörte und ein einziger Mann, wie in tiefsten Friedenszeiten, vor der Bank Wache hielt, und vor dem Palaste Windischgrätz' auch nicht ein einziger Mann. So wenig hielt man es für nothwendig, das Eigenthum des feindlichen Feldherrn vor diesem Volke zu schützen, und

in der That wurde an dieſem Hauſe nicht ein Nagel geſchädigt. Nur einmal ſah ich für einen Augenblick eine tendenziöſe Zerſtörungsluſt im Volke erwachen. Es wollte eines Abends die Statue des Kaiſer Franz niederreißen; wenige Worte reichten hin, es von dem Vorhaben abzubringen, ein Vorhaben, das übrigens Wien von einer ſcheußlich-häßlichen Bildſäule befreit haben würde. Die ſie ſtehen laſſen, ſind die Vandalen.

Nachdem wir auf dem Graben noch eine Zeit lang dem Bombardement zugeſehen, gingen wir um eine befreundete Familie zu beſuchen und ihr im Nothfalle beizuſtehen. Auf dem Bauernmarkt hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich ſehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt ſahen wir, woher der Ton kam. Dieſer Platz war leer und öde, wie um dieſe Zeit alle Gaſſen und Plätze; die Einwohner hatten ſich in die Keller geflüchtet oder hielten ſich in den innerſten Räumen der Häuſer, wo ſie ſich vor den Kugeln ſicherer wähnten. Ueber den großen menſchenleeren Platz ſchritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Proletarierjunge. Der Junge trug eine große ſchwarz-roth-goldene Fahne; der Alte ſchlug die Trommel. Er ſah nicht rechts, er ſah nicht links; die Bomben flogen über ſeinen Kopf, ſie platzten vor ihm, hinter ihm: er ſchritt vorwärts, gemeſſenen Ganges und ſchlug den Generalmarſch — und er ſchlug, als wollte er eine geſtorbene Welt aus dem Todesſchlafe wecken. Und der Junge mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Und der Alte ſchritt und ſchlug. — Wir blieben ſtarr bei dieſem Schauſpiel und die Thränen traten uns in die Augen. — Lieber Freund, ſagten wir ihm endlich, laſſen Sie das; es iſt Alles aus. — Nein, antwortete der Alte, ſie

müssen heraus, sie müssen noch einmal heraus. Die Sache darf nicht verloren sein. So sprechend ging er immer weiter und schlug die Trommel, daß sie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig seine Fahne und sah nach allen Seiten, ob sie nicht kommen? Sie kamen nicht.

Die Abenddämmerung senkte sich schon leise herab, als wir wieder auf dem Graben ankamen. Da schwiegen plötzlich die Kanonen; es wurde ganz stille. Nach ungefähr zehn Minuten kamen vom Kohlmarkt her und liefen über den Graben dem Stephansplatze zu an dreißig Studenten und Proletarier. Laufend sahen sie rückwärts, als ob sie besorgten, verfolgt zu werden. Wieder nach einigen Minuten kam Becher, mit dem Degen in der Hand, desselben Weges, gefolgt von einer noch kleinern Schaar. Auch sie sahen sich um, während sie raschen Schrittes über den Graben gingen. Sie konnten nur vor den Oesterreichern fliehen. In der That hatten einige Nationalgardisten den Kaiserlichen das Burgthor geöffnet; die Schaar Becher's stand auf der Bastei; hätte sie sich nicht rasch zurückgezogen, wäre sie leicht abgeschnitten und umringt worden. Nicht zwei Minuten nach Becher erschienen denn auch die Oesterreicher auf dem Platze des Grabens. Zuerst kam eine kleine Abtheilung von vielleicht zwölf Mann mit gefälltem Bajonett; aber in der That war es schwer zu erkennen, in welcher Position sie das Gewehr zu halten beabsichtigten. Sie zitterten so sehr am ganzen Leibe und an den Armen, daß das Bajonett fortwährend auf und nieder ging. Dabei blickten sie ängstlich rechts und links nach den Fenstern und riefen fortwährend: Gut Freund! Gut Freund! Dasselbe that die ganze Compagnie, die ihnen auf dem Fuße folgte, die Gemeinen wie die Offiziere. Diese Letzteren schwenkten ihre Degen grüßend den Fenstern zu und riefen ebenfalls: Gut Freund! Gut Freund! Man konnte mit den armen Soldaten, die jetzt

noch einen Angriff fürchteten, nur Mitleid haben. Das Volk, das sie plötzlich überall umgab, verhielt sich stille. Da aber geschah etwas Ueberraschendes. Wie auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich hundert Fenster, die seit drei Wochen verschlossen und verhüllt gewesen, als gehörten sie ausgestorbenen Wohnungen an, sie füllten sich — hunderte von Taschentüchern wehten den Soldaten entgegen und „Vivat der Kaiser!“ erscholl es von allen Seiten. Das war wie ein Signal für das Volk: ein ungeheures Pfeifen erstickte die loyalen Rufe in Gegenwart, selbst in der Mitte der bewaffneten Sieger, die eben, freilich sehr schüchtern, ihren Siegereinzug hielten. Und das pfeifende Volk begleitete die Sieger bis auf den Stock-Am-Eisenplatz. Von dort her kamen noch einige Schüsse. Sie kamen von Becher. Noch einmal hatte er sich aufgestellt und empfing die Sieger mitten in der besiegten Stadt mit einer Salve. Dann war es stille. Die Nacht sank herab. Der Vorhang fiel nach einem großen Drama und die Orgie der Monarchie begann.

Was folgt: meiner Collegen wirkliche Verhaftung und Aburtheilung, die Vereitlung der meinigen, meine Flucht und mein Dank denen, welchen ich Freiheit und Leben schulde — Alles das gehört in ein anderes Kapitel und in eine andere Zeit — in eine Zeit, da ich nicht mehr zu fürchten haben werde, daß ich Freunde und daß ich Männer in hohen Würden bloßstellen könnte und in den Augen ihrer Collegen compromittiren als zu menschlich, als zu sparsam mit Menschenblut.

Die Franzöſelei am Rhein,

wie ſie kam, und wie ſie ging

(1790 bis heute).

Von

Ludwig Bamberger.

Die Erscheinungen in ihrer allgemeinen Bedeutung zu erfassen, das ist, worauf die Sehnsucht des Gedankens geht. Allein das Problem, um das er wirbt, gleicht der Prinzessin im Märchen. Es sendet ihn erst weit hinweg nach mühsamen Arbeiten, ehe daß ihm bei der Rückkehr sein Lohn werde. Ins Einzelne sich zu vertiefen, um das Zusammenwirkende zu begreifen, das ist der Weg des Erkennens.

Um ein volks-psychologisches Räthsel zu entziffern, welches sich ein halbes Jahrhundert hindurch den ganzen Rhein entlang abspielt, vom Elsaß bis nach Holland hinunter, hab' ich einen einzigen Punkt — allerdings den interessantesten — des Stromgebietes fixirt, und hoffe, was ich an Umfassung aufgegeben, vielfach an Sicherheit gewonnen zu haben. Beiläufige Schattirungen abgerechnet, entwickelt sich der nämliche Prozeß auf der ganzen Strecke, und der Theil ist der Spiegel des Ganzen.

Mein Vorsatz ist, zu zeigen: wie der deutsche Sinn am Rhein, indem er zu Falle kam, ein Opfer des Feudalismus war. Feudalistisch nenne ich schlechthin diejenige Staatsverfassung, welche Herrschafts- oder Regierungsgewalten auf etwas Anderes zurückführt, als auf die vernunftgemäß erkannten Bedingungen des Gemeinwohls; welche vielmehr Machtverhältnisse aus Privatrechten ableitet und ein politisches Eigenthum bevorzugter Familien anerkennt. Auch heute noch ist Deutschland ein Feudalstaat, und Der-

jenige, welcher, zu Häupten ihrer Geschicke stehend, die Einigung der Nation nicht anders zu begreifen vermag als unter Schonung jener sogenannten Rechte Dritter, der macht uns jede Täuschung über die Nichtigkeit seines Strebens unmöglich. Nur auf den Trümmern der Feudalherrschaft kann Deutschland die Geistesgröße finden, in der seine, wie jede Kraft ruht. Wer das Recht der Nation auf Selbsterhaltung und Wiedergeburt in eine Linie stellt mit dem Rechte Dritter, wer Deutschlands Sicherheit und Zukunft nicht heiliger hält als das longobardische Lehnrecht und das Instrumentum des osnabrückischen Friedens, der mag sich des Beifalls seiner hochgeborenen Standesgenossen freuen. An Deutschlands Zukunft hat er keinen Theil.

Das blutige Spiel des Kriegs besitzt eine tiefe Gewalt über die Gemüthsart des Franzosen. Diesem Zug von Barbarei vermochte sogar die große Revolution nicht beizukommen. Im Gegentheil sie hat ihm — einzig in seiner Art — vielleicht neue Kraft und Nahrung eingegeben. Jede Kampfbegierde braucht aber ein Länderziel, wie jeder Roman eine Heirath braucht, zum guten Ende. Das Liebchen der französischen Schlachtenphantasieen alle ist und bleibt der Rhein. Die Kanonen, welche in den Zeughäusern schlafen, von Bayonne bis Metz, träumen Jahr aus Jahr ein vom Wiedersehen mit unseren grünen Rebenhügeln. Und wie sie träumen, so denken von hundert Menschen neunzig in diesem Lande. Unter den zehn übrigen aber sind fünfe, welche nur mit Hülfe angestrengter Reflexion die gleiche Sinnesart überwinden. Sonderbar, daß man diesem Volke Beweglichkeit zum Vorwurf macht. Von allen Kultur tragenden ist keines so in Charaktereinförmigkeit ge-

bannt. Bei keinem gilt mehr Erblichkeit, mehr Allgewalt landläufiger Anſchauungen. Zu letztern gehört der Glaube an die Berechtigung des Wunſches nach dem Beſitz der Rheinlande. Darin eben unterſcheidet ſich dies Kriegsgelüſte von ähnlichen. Der Gedanke an eine Fehde mit England bringt das franzöſiſche Blut in viel heftigere Wallung, aber es ſitzt auf deſſen Grund viel mehr blinde Leidenſchaftlichkeit als politiſche Anſicht. Die Antipathie gegen England iſt ſo zu ſagen beſtialiſcher Natur. Es iſt nicht mehr Rechtsbewußtſein in ihr, als in einem mit der Muttermilch eingeſogenen Haſſe ſein kann. Noch weniger knüpft ſich an ſie die Vorſtellung des dauernden Beſitzes irgend eines Theils der britiſchen Inſeln. Selbſt an die Einbürgerung im katholiſchen Irland denkt Niemand ernſtlich. Ganz umgekehrt verhält es ſich mit dem Appetit nach einem Stück Deutſchland, für welchen in den verſchiedenen Abſtufungen der Geſellſchaft verſchiedene Legitimitätsrechnungen den Ausgangspunkt bilden. Jede derſelben hat ſich in ihrem betreffenden Kreiſe die Geltung einer notoriſchen Wahrheit verſchafft. Die Maſſen, und dazu gehört auch der Soldat aller Grade (dies zu beider Ehre), knüpfen an den Beſitzſtand des Kaiſerthums und der Revolution an und leben in der naiven Entrüſtung fort, daß die Verträge von 1815 einen ſchändlichen Raub an Frankreich begangen hätten. Die Leute von der Preſſe und der Politik bearbeiten die Theorie der natürlichen Grenzen und der Abrundung in allen möglichen Tonarten; der profundeſte Gelehrtenſtand endlich, der ſich mit dem Cultus des alten Gallierthums ein Steckenpferd nach Art unſerer Jahne und Arndte aufgezäumt hat, beweiſt Euch, daß die ganze Bevölkerung des linken Rheinufers (geſchweige denn die von Belgien bis an's Meer hinauf) ächt galliſchen Blutes und nur durch oberflächliche Verfälſchung etwas deutſch übertüncht worden

sei! Die Mehrzahl der Anhänger dieser drei verschiedenen Anschauungen stimmen dahin überein, daß die Franzosen am Rhein willkommene Gäste sein würden*).

Früher wurde der Deutsche kaum über die Richtigkeit dieser Voraussetzung befragt, heute thut man ihm wenigstens die Ehre an, ihn um Bestätigung derselben einigermaßen zweifelnd anzugehen. Immerhin bleibt es eine der demüthigendsten Mahnungen an die Schimpflichkeit unserer heimischen Vergangenheit und Gegenwart, solchen Interpellationen Rede stehen zu müssen, und rührten sie auch von dem Oberflächlichsten und Uebermüthigsten aller Franzosen her. Aber wenigstens haben wir doch jetzt den Trost, diesen Fragen mit gutem Gewissen einen feierlichen Protest entgegensetzen zu können, wenigstens vermögen wir ohne die Hülfe eines frommen Betrugs zu versichern, daß der Gedanke an einen Abfall von Deutschland in den Rheinlanden heute gänzlich verpönt und unmöglich geworden ist. — Ist es immer so gewesen? Sind die französischen Vorstellungen von der Zuneigung ihrer Gränznachbarn jedes historischen Vorwands ledig? Dies ist eine Frage, die heute vorzunehmen erlaubt ist, heute, da die Spukgestalten der undeutschen Gesinnung am Rhein todt und begraben sind, eingesargt in die Gruft der unverantwortlichen Geschichte, so gut wie der Verrath des falschen Ganelon von Mainz. Aber es ist noch nicht so lange her, daß es möglich gewesen

*) Die drei obigen Theorieen in einer Person vereinigt, sehe man in dem kürzlich von H. Théophile Lavallée in der Revue nationale veröffentlichten Aufsatze „Les frontières naturelles.“ Die Arbeit schließt mit folgenden Worten: „La Revolution de 1789 fit de l'idée des frontières naturelles une idée toute gauloise, qui devint comme on sait la passion de la foule et la pensée nationale.“ Herr Lavallée ist bezeichnender Weise Professor der Geschichte an der Militärschule von St. Cyr. Alle jungen Offiziere empfangen ihre historischen Ansichten aus seiner Hand.

wäre, dieſen Verhältniſſen zu Leibe zu gehen, ohne ſich der Gefahr beſchämender Geſtändniſſe preis zu geben. Die Wetterſcheide beider Zuſtände bildet einzig und ſcharf das Jahr 1848. So heilſam, ſo befruchtend iſt Alles, was den Namen Freiheit trägt, daß ſelbſt ein vergänglichſter Hauch, ein traumhaftes Vorüberziehen dankenswerthe Keime des Guten ausſtreut. Vom Anbeginn der neunziger Jahre bis zum erſten Erſcheinen einer deutſchen Volksvertretung treibt ſich das Gebilde der Verſchwiſterung mit Frankreich in mannigfachen Schattirungen am Rhein herum, und die geſchichtliche Unterſuchung dieſes Phänomens iſt nach unſerem Erachten mehr als jemals heutigen Tages ein anziehendes und lohnendes Studium. Wie geſagt, iſt es aber auch erſt in unſeren Tagen möglich geworden, dieſen Gegenſtand in verlautbarer Weiſe aufzugreifen, weil er, von nun an erſt aller Anfechtung entrückt, uns nicht mehr der Schmach ausſetzt, in deutſchen oder gar in fremden Augen den Anſchein zu haben, als hielten wir es für nothwendig, noch lebendige Abtrünnigkeitsgelüſte zu bekämpfen.

Die Vergangenheit iſt der Spiegel der Gegenwart. Schauen wir hinein, und wir werden gar zu oft mit Schrecken an dem, was wir waren, erkennen, was wir ſind. Der erſte Theil unſres Rückblickes wird uns ein Zerrbild deutſcher Wehrverfaſſung vorführen, welches in ſeinen gröberen Zügen uns lebhaft die Schäden entgegenhalten muß, an denen wir noch heute ſo hülflos herumflicken. Nicht blos werden Zerfahrenheit der Kräfte und Verwahrloſung der Mittel uns an die Sorgen der Gegenwart erinnern. Es werden auch die abenteuerlichſten Bilder eines unglaublich hohlen Selbſtvertrauens und eines erbärmlichen Adels-Uebermuthes uns lehren, der Siegeszuverſicht jenes dünkelhaften Junkerthums zu mißtrauen, welchem deutſche Regenten ohne Ausnahme die Führung ihrer Heere in allen Graden und damit

die Kraft des Landes überantworten. Noch weit mehr aber wird es unserer Aufmerksamkeit werth sein, zu beobachten, unter welchen Umständen der Abfall eines Theils der Nation von ihrem eignen Ich vor sich gehen konnte, und welcher Weise sie später wieder zu sich selbst zurückgekehrt ist. Nicht die äußersten Gegensätze werden dabei das Merkwürdigste sein, sondern die zwischenliegenden Uebergänge; und diesen mit dem Auge folgend, werden wir aus dem Prozeß des Erkrankens, mehr noch aus dem Prozeß des Gesundens, die wahren Ursachen nationalen Zerfalls und die Bedingungen nationaler Wiedergeburt mit Händen greifbar vor uns sehen. Nur Freiheit gewährt uns Schutz und Macht. Auf Schritt und Tritt wird dieser Gedanke sich aufdrängen.

Wir werden sehen, wie im Anbeginn keinerlei volksthümliche Ueberlieferung der Hinneigung zu einer fremden Nation vorgearbeitet hat, und wie die unteren Massen theils kalt theils heftig sich der zugemutheten Umgestaltung entgegenstemmen; wie aber die Contraste von Freiheit, Aufschwung und Macht einerseits, von Botmäßigkeit, Zerfall und Fäulniß andrerseits zuerst die besten Köpfe und die edelsten Gemüther der Bevölkerung zum ausländischen Elemente hinziehen; wie von diesen sodann abwärts der herrschende Gedanke sich ausbreitet und Wurzel faßt; wie später, da unter dem Kaiserthum das Anziehungsmittel der Freiheit verschwunden ist, der Vorzug einer geläuterten und gesicherten Rechtsverfassung und die politische Gleichheit noch hinreichen, die Hineinbildung in das französische Wesen zu befördern, und wie — abgesehen von jeglichem Inhalte — die äußere Thatsache des Zusammenstehens mit einem großen und gefürchteten Reichskörper noch verführerisch auf den Sinn ehemaliger Unterthanen eines Zwergstaates wirken muß. Wir werden ferner wahrnehmen, nicht nur, wie nach der Wiedervereinigung mit Deutschland dieselben Ursachen

noch eine geraume Zeit lang in Erhaltung von Ab- und Zuneigungen weiterarbeiten, sondern auch vornehmlich wie die undeutsche Gesinnung zuerst unter dem Einfluß der deutschen Kleinstaaterei und aller Folgen des Wiener Congresses ihre traurigste und abgeschmackteste Gestalt annimmt, indem sich die Mißgeburt des rechtsrheinischen Beamtenservilismus mit der Mißgeburt der linksrheinischen Französelei zum Urbild der Charakterlosigkeit zusammenthut. Schließlich werden wir erleben, wie der Sturm von 1848 die Luft von diesen Unreinlichkeiten säubert; wie ein einziges Jahr halbwegs freier Regung das Nationalgefühl in einer Bevölkerung auferweckt, die unter dem Ekel an dem erbärmlichen Wesen engerer und weiterer Vaterländer dreißig Jahre und darüber für deutsches Bewußtsein unempfänglich geblieben war; wir werden den Trost erübrigen, daß die unerbittliche und gehässige Reaction der fünfziger Jahre nicht alle im kurzen Freiheitslenz empfangenen Keime zu ersticken vermocht hat, indem ein guter Ansatz deutschen Nationalsinns zurückgeblieben ist: so zwar daß — mit vereinzelten Ausnahmen — die lächerlichen Figuren verschwunden sind, die alle Träume von Glück und Triumph in ein französisches Departement verlegt hatten. Der Staatsstreich und das daraus entstandene absolute Kaiserthum tragen schließlich das Ihrige dazu bei, die alten Verirrungen auszubrennen, denn es war durchschnittlich die Sympathie für französisches Wesen von liberalen Instinkten ausgegangen, die sich nunmehr mit Entrüstung vom Nachbarlande abwenden und damit das Bedürfniß politischer Existenz an den natürlichen Quell deutscher Wiedergeburt zurückweisen. So wahr ist es, daß Nationalität und Freiheit nur zweierlei Formen einer und derselben Wesenheit sind.

Um die ersten Berührungen der französischen — oder wie man damals sagte — der fränkischen Republik mit dem Kurfürstenthum Mainz erschöpfend aufzufassen, müßte man sich lebhaft versinnlichen können, wie das politische und bürgerliche Leben in einem deutschen Kleinstaate und dazu noch in einem geistlichen des achtzehnten Jahrhunderts beschaffen war. Der Rahmen gegenwärtiger Studie erlaubt nicht, sich dieser Schilderung hinzugeben, und dennoch kommt dem raschen Vorübergehen an solcher Aufgabe nicht — wie man zu glauben versucht sein könnte — die Beruhigung zu Hülfe, daß jene Zustände ihrem vorwiegenden Charakter nach als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden dürften. Nirgends mehr als bei der Untersuchung staatlicher Mißbildungen gilt der Satz, daß nur aus der Beobachtung des Einzelnen die Erkenntniß des Allgemeinen hervorzugehen vermag. Stünde der Politik Etwas zu Gebote wie die Retorte und das Mikroskop des Physiologen, so wäre kein Streit mehr darüber, ob Freiheit die unerläßliche Bedingung der Wohlfahrt sei. Aber mit der Erwerbung dieser Erkenntniß geht es dem Unterdrückten, wie dem Kurzsichtigen, der seine Brille vermißt. Um sie zu finden, müßte er vorerst eine Brille auf der Nase haben. Genug, wer nicht in kurzen Zwischenräumen sich die ausführliche Schilderung irgend einer Episode des mittelalterlichen Europas (und dies Mittelalter dauert bis zur französischen Revolution) vor die Seele führt, der vergißt, wie rechtlos und elend in jenen Zuständen der gemeine Mann war, wie übermüthig beschränkt und pfuscherhaft die herrschenden Klassen zu Werke gingen, welche ihn bis in seine Nahrung und Kleidung hinein ausbeuteten und bevormundeten. Hat doch noch heut zu Tage Niemand den deutlichen Einblick in die Masse ökonomischer Verkehrtheiten und Verwüstungen, welche von den deutschen Kleinstaaten an sich selbst und ihren Nächsten begangen werden!

An der Spitze unseres Kurfürstenthums stand ein von den zwanzig Domcapitularen auf Lebenszeit erwählter absoluter Herrscher. Bei solcher Verfassung konnte die Nichterblichkeit der Allgewalt nur ihre schädliche Seite herauskehren. Die privilegirten Mitglieder des Wahlkörpers sicherten sich bei jeder neuen Ernennung neue Zugeständnisse, und jeder Neuernannte benützte seine Herrschaft, um seine Verwandten und Günstlinge mit fetten Aemtern auszusteuern. Es war dabei um so mehr Eile nöthig, als der Erkorene meistens schon alt an's Ruder kam. Wenn keine Stellen ledig waren, so schuf man das Amt für den Mann. Alles wie in Rom unter den Päpsten. Die ganze sogenannte Verwaltung natürlich in den Händen des Adels und der zumeist aus ihm rekrutirten hohen Geistlichkeit. Beide Stände im Genusse von zahlreichen Privilegien, von Gerechtsamen an Land und Leuten, von Zehnten, und überdies vollständiger Steuerfreiheit. Zwischen dem Fürsten und den hohen Ständen eine Mittelstufe von ganz oder beinahe souveränen Herrschaftlichkeiten, welche das patrimoniale Zaunkönigthum in's Unendliche hinein fortsetzen und jede das Ihrige zur Plackerei und Tributpflichtigkeit des Volkes mitwirken. Bei Gelegenheit der am 18. März 1793 abgegebenen Unabhängigkeitserklärung der ephemeren Rheinischen Republik erfahren wir, daß auf dem Landstreifen von Landau bis Bingen allein benebst dem Kurfürsten von Mainz noch 24 selbständige Regierungen walteten. Beim Klang jener endlosen Namen entsteigt dem vielgeknechteten Boden vor unsern Augen das ganze Jammerbild der Feudalwirthschaft. Da galten noch außer dem Mainzischen, die Rechte des Fürsten von Worms, des Fürsten von Speier, der Fürsten von Nassau-Weilburg und Usingen, des Markgrafen von Baden, des Fürsten von Salm, des Wild- und Rheingrafen vom Stein und zu Grumbach, des Fürsten von Leiningen-

Dürkheim, der Grafen von Falkenstein, der Grafen von Leiningen-Westerburg, Dachsburg und Guntersblum, der Grafen von Löwenhaupt und Manderscheid, der Grafen von Wartenberg, Degenfeld, Sickingen, Hallberg, der Freiherren von Dahlberg u. s. w. Wie es uns bei dieser Aufzählung zu Muthe ist, so mag es dereinst kommenden Geschlechtern sein, wenn sie die Contingentenliste der heutigen deutschen Bundesmatrikel überlesen; und sie werden ihre Großeltern bedauern wie wir die unserigen.

Zu allen von älterer Zeit überlieferten Mißständen hatte das achtzehnte Jahrhundert seine curiosen Eigenthümlichkeiten hinzugefügt, Jegliches noch bunter und verderblicher gemengt. Die Genußsucht der Mächtigen hatte die Formen des Uebermuths und der Verfeinerung von den bekannten Vorbildern angenommen, Maitressen waren bei den geistlichen Herren — den Kurfürsten nicht ausgeschlossen — eine gewöhnliche Erscheinung; Freigeisterei, Illuminaten-, Rosenkreuzer- und Freimaurerwesen durchflochten sich — manchmal in derselben Person und jedenfalls in derselben Regierung — mit Jesuitenherrschaft, Obscurantismus und Verfolgungssucht. Der vorletzte Kurfürst Emmerich Joseph (von Breitenbach) 1763—1774, ein Mann von guten Absichten und reinen Sitten, unterstützt von seinem wirklich strebsamen und thätigen Kanzler von Benzel hatte unter dem Einfluß der Basedow'schen Neuerungen den Grund zur Umbildung des Schulwesens gelegt, welches bis dahin in den Händen der unwissenden Mönche und Nonnen verrottet war. Aber die Nachwirkungen eines verwahrlosten Volksunterrichts sind so schnell nicht zu beseitigen. Die Massen waren bigott und roh geblieben. Die Insassen von nicht weniger als zwanzig Klöstern hatten die Einwohnerschaft gegen die Aufklärungstendenzen fanatisirt, und beim Tode Emmerich Joseph's wurde unter erbärmlichen Pöbeldemon-

strationen die Strenggläubigkeit wieder eingesetzt. Um diese Epoche und von ihr an fortwirkend machte sich nämlich eine durch den Klerus von unten aufgewühlte Reaction gegen die Aufklärungsversuche Luft, denen das Emporkommen unserer ersten classischen Literatur, die Regsamkeit zahlreicher Gelehrten und Publizisten, die Gönnerschaft einzelner bildungsfreundlicher Fürsten und schließlich die modernisirenden Anwandlungen des Papstthums unter Ganganelli beträchtlichen Nachdruck verliehen hatten. Mit des Letzteren famosem Breve Dominus ac Redemptor noster und der darin decretirten Unterdrückung der Jesuiten (1773) waren endlich auch in Deutschland die Pfaffenfeinde zu einem praktischen Erfolg, aber gleichzeitig auch zu einem Wendepunkt in ihrem Einfluß gediehen. Der Kurfürst von Mainz war einer der Ersten, welche das Breve in Vollzug setzten; aber als die frommen Väter unter einer Cavalerie-Escorte abzogen, folgte ihnen das Wehegeheul der Weiber, und zu den Fenstern des Schlosses stiegen die Verwünschungen der Dummgläubigen hinauf. Bald darauf starb Emmerich Joseph, und der Nachfolger machte Miene (er mußte es schon, um seine Wahl zu sichern), als Werkzeug jener Reaction aufzutreten, welche von damals ab, wie im Vorgefühl der kommenden Dinge, jeden neuen Regenten ergriff, dem ein Aufklärer vorausgegangen war.

Karl Friedrich begann in Mainz als Frömmler und Verdammer seines Vorgängers, wie später in Baiern Karl Theodor — innerlich gleich dem Mainzer Karl ein frivoler Weltling — die unter Maximilian Joseph beseitigte geistliche Oberherrschaft wieder einsetzte; wie Leopold von Toscana — sogar ein ehemaliger Lichtfreund — die Erbschaft Joseph's II. dem Klerus und der Aristokratie wieder in die Hände lieferte; wie endlich Friedrich Wilhelm II. mit seinen Wöllner und Bischofswerder auf dem Grabe

Friedrich's des Großen seinen Sabbath aufführte. Ueberall Dunkelmänner mit der unzertrennlichen Maitressen- und Luxuswirthschaft als die instinctive Rückwirkung des Monarchismus gegen sich selbst, insofern er in den freigeisterischen Fürsten seiner Natur untreu geworden war.

Unser Karl Friedrich (von Erthal) jedoch hatte zum Despoten und Obscuranten kein rechtes Talent. Ob er auch damit begonnen, sich in süßliche Andächtelei zu hüllen, und eine kurze Periode von Redwitzischem Amaranthismus einzuweihen, während welcher die Hofsitte den Ton zu gottverzückter Brünstelei zwischen Pfäfflein und Betschwestern angab, so dauerte es doch nicht lange und es schlug der Wind von oben um. Die Triebfedern des jetzigen Fürsten waren andere als die seines Vorgängers. Lebsucht und Politik zogen ihn aus den Armen der finstern Orthodoxie. Er liebte Prunk, Jagd, Weiber und, zur Vervollständigung des Zeitbildes, freie Lectüre aller Art. Heinse, der Verfasser des Ardhingello, war sein Vorleser. Die Favoritin, Frau von Coudenhoven recitirte ihm die Pucelle d'Orléans und die Lettres Persanes. Dies verhinderte nicht, daß in den Reihen der Geistlichkeit die gleichgültigsten Ketzereien blutig verfolgt wurden, während derselben Zeit, daß der Kurfürst den Plan in Ausführung setzte, Mainz zu einer imposanten Universität umzuschaffen. Der früher wegen seiner Freisinnigkeit verabschiedete Benzel ward zurückberufen und zum Curator der Hochschule ernannt, Berühmtheiten wurden aus ganz Deutschland herbeigezogen, darunter zahlreiche Protestanten. Erinnern wir nur an die Namen, welche in der deutschen Wissenschaft sich ein bleibendes Andenken erworben haben, als da sind: Sömmering, Johannes von Müller, Georg Forster. Die Professoren Blau (Theologie), Vogt (Mathematik — mit seinem noch lebenden berühmten Namensvetter nicht verwandt), Wedekind (Arznei) und Hofmann (Philosophie), wenn auch

keine Größen ersten Ranges, doch ausgezeichnete Gelehrte, werden uns später mehr beschäftigen.

Diese bizarre Mischung widerstreitender Elemente deutet in augenfälliger Weise an, daß der Umbildungs-Prozeß, welchem der Ausbruch in Frankreich entsteigen sollte, auch in das deutsche Nachbarland (und in so manches andre) transspirirt hatte, etwa wie eine Feuchtigkeit, die über den Rand ihres eigentlichen Bodens tritt. Auch machte sich, sobald nur die ersten Geburtswehen der herannahenden Revolution fühlbar wurden, das Gesetz geltend, welches in solchen Fällen niemals zu beseitigen ist. Die politischen und sozialen Gegensätze, welche in einer Art von Unschuldsstand nebeneinander gelebt hatten, wurden sich sofort ihrer wechselseitigen Feindseligkeit bewußt. Was die Wurzel seines Daseins im alten Moder fühlte, entbrannte in blindem Eifer gegen die französischen Neuerer und ihre Nachahmer. Vergessen war die bisher dilettantisch betriebene Lichtfreundschaft, vergessen die beliebten Voltaire und Rousseau, vergessen Justinus Febronius und der Emser Congreß, vergessen der kleindeutsche Fürstenbund (dessen Hauptförderer unser Kurfürst gewesen) und von nun an waren Jesuiten, Kaiser, Papst, König und Kurfürst, Alles wieder ein Herz und eine Seele, im instinctiven Haß gegen die Revolution.

Sehr bezeichnend hat der General Eikemayer (dessen Memoiren durch den um die Schilderung jener Epoche so verdienten Heinrich König veröffentlicht worden sind) seiner Beschreibung der Uebergabe von Mainz die Erzählung einer „rettenden That“ vorausgeschickt, deren Einzelheiten das classische Urbild des eigenthümlichen Reactionsgenies deutscher Fürsten und Ritter zusammensetzen. Die Geschichte

des Lüttich er Feldzugs ist ein historisches Museum der Armseligkeit, Feigheit, Barbarei und Ruhmredigkeit, mit welchen eine Reichstruppe zu Gunsten eines beim ersten Schreck ausgerissenen Landesfürsten intervenirt. Es ist zum Verwundern, wie der Erzähler — überhaupt ein ganz moderner Mensch — die interessante Seite jener Episode herausgegriffen hat, gleich als ob er mit einer Art zweiten Gesichts die künftigen Wiederholungen ähnlicher Kreuzzüge vorhergeschaut und seiner Nachwelt das Bleibende im Wechsel deutscher Junkerwirthschaft hätte vor's Gewissen halten wollen. Im Jahre 1789 war nämlich — immer mit den Pariser Ereignissen im Zusammenhang — der Fürstbischof von Lüttich aus seiner Residenz entwichen, versteht sich nachdem er Tags vorher den aufrührerischen Bürgern „Alles bewilligt" und sich im Triumph von ihnen hatte umher tragen lassen, — ob mit oder ohne schwarz-roth-goldne Fahne, verschweigt unser Berichterstatter. Darauf Reichs-Execution, um den gesetzlichen Landesherrn zurückzuführen. Der Kurfürst von Mainz hatte die Ehre, sein Contingent dieser glorreichen Expedition beizugesellen. Der Feldzug dauerte ein ganzes Jahr vom Frühling 1790 bis 91. Welch' ein Charakterbild vom ersten Anfang bis zum letzten Ende! Wie die Armee von 7000 Mann sich schwerfällig auf ängstlichen Umwegen zum Angriff begibt; wie sie vor einem einzigen Kanonenschuß Reißaus nimmt; wie aber wehrlose Kirchenbesucher von ihr niedergesäbelt werden; wie sie dann, zur Erholung, in den Cantonirungen auf ächt strafbairisch sich mästet; wie unter kläglichen Vorwänden, auf dem Rückzug einzelne Häuser niedergebrannt, Weiber und Kinder todtgeschossen, Wagen voll unschuldiger mit Ketten beladener Bauern von heroischen Bewaffneten umringt eingebracht werden; wie der Kaiser durch Märzverheißungen die Häupter der Liberalen gewinnt und diese — schwach und geblendet —

wiederum ihre Mitbürger zur Niederlegung der Waffen beschwatzen; wie darauf die „siegreichen“ Truppen in der reactionären Stadt Verviers sich von den vornehmen Damen mit Lorbeerkränzen und wehenden Taschentüchern empfangen lassen, und wie dann schließlich der nach Mainz zurückkehrende adelige Lieutenant seine Heldenthaten im Wirthshaus erzählt und bedauert, daß nicht wüthiger gegen die Rebellen gehaust worden sei, — das Alles lebt Einem beim Nachlesen so unter den Händen, daß man sich beständig fragt, ob denn nicht doch von 1849 statt von 1791 die Rede sei?

Im starken Bewußtsein dieser Kriegsthat, trunken von jenem hohlen Uebermuth, welchen die Aristokratie auf allen Wegen, niemals aber so thöricht wie im Angesicht der großen Revolution, entfaltet hat, beschloß der erhabene Potentat von Mainz, Kriegsherr ganzer dreitausend Mann Soldaten, die französische Nation, welche ihm durch einen außerordentlichen Gesandten Frieden und Neutralität hatte anbieten lassen, aus freien Stücken anzugreifen, indem er seine Armee den bereits im Felde stehenden österreichischen Truppen zu Hülfe schickte. Der Grund zu diesem herausfordernden Benehmen muß aber nicht in etwaiger Lehenstreue gegen den Kaiser gesucht werden (denn man kam ja eben erst von der preußischen Fürstencoalition gegen das Reichsoberhaupt), sondern in der Beeinträchtigung, welche Karl Friedrich vermöge seiner Eigenschaft als Lehensherr einer Hanau-Lichtenbergischen Landschaft im Elsaß durch die berühmten Decrete der Nationalversammlung vom 4. August erfahren zu haben glaubte. Leider vergönnt der Umfang dieser Arbeit nicht, alle die charakteristischen Details wiederzugeben, von welchen jene Demonstrationen begleitet waren, aber ich kann mir nicht versagen, einzuflechten, daß, während der französische Gesandte oben vom Kurfürsten stolz abgewiesen wurde, unten am Schloß die Emigranten einen Scheerenschleifer postirt hatten, der

ihre Säbel abzog. Sollte man sagen, daß der Gardelieutenant so wenig ein Urgewächs der Mark Brandenburg sei? Bei den ausgelassensten Festgelagen versammelte der Kurfürst die Häupter des französischen Adels, den Kaiser Franz II., den König von Preußen, viele deutsche Fürsten nebst dero Gemahlinnen und Kronprinzen zu einem Congreß gegen die französische Nation; und Mainz, welches im neunten Jahrhundert die falschen Decretalen in die Welt gesetzt, im fünfzehnten das Concordat des Baseler Concils durch seine Kanzlei zu Gunsten der Päpste gefälscht, im achtzehnten den berüchtigten Bellarmin wieder aufgelegt und im neunzehnten die schwarze Commission beherbergt hat, kann sich auch rühmen, die Wiege des braunschweigischen Manifestes zu sein. Allda schrieb der wackere Herzog in die Welt hinaus*), daß er Paris der Erde gleich machen werde. Allda aber — das vergaß er dabei, das macht Alles gut — hatten auch einige Jahrhunderte früher die ersten Druckerpressen gestanden.

Wir können nicht lange verweilen bei den militärischen Vorgängen, welche den kurzen Zeitraum zwischen jenen Saturnalien einer aufgeblasenen Aristokratie und ihrer kläglichen Demüthigung ausfüllen. Da aber einmal die historischen Aufzeichnungen durch Vorurtheil und Bequemlichkeit veranlaßt uns über alles Soldatische viel ausführlichere Berichte erstatten, so müssen wir einige der letzteren hier aufführen. Auch verfallen wir damit nicht in die Einseitigkeit, deren wir Andere bezüchtigen, denn niemals konnte man so sehr überzeugt sein, aus dem Einen alles Andere kennen zu lernen. Bedenkt man, daß die vornehmen Herren ihren ganzen Verstand und alle Landeseinkünfte auf das edle Soldatenspiel verlegten, erfährt man anderseits, in welcher Verfassung sich

*) Das Manifest ist bekanntlich nicht sein eigenes Werk. Es wurde ihm aufgezwungen vom adeligen Gelichter.

ihr Kriegswesen befand, nachdem sie aus eignem Antrieb sich in Feindseligkeiten eingelassen, so kann man — gewiß aber nicht ausreichend — sich vorstellen wie es mit der bürgerlichen Verwaltung beschaffen gewesen sein mag. Was nur jemals die Komik hat erfinden können, um ein Heer von Krähwinkel zu beschreiben, das begegnet uns hier auf Schritt und Tritt. Obenerwähnter Armeebestand von 3000 Köpfen erfreute sich des Befehls ganzer zwölf Generale aus den ersten adligen Häusern. Die Thätigkeit des Geniecorps bewährt sich hauptsächlich im Gemüsebau auf dem Glacis und in den Gräben der Festung. Daß beim Ausbruch der Feindseligkeiten meistens die Geschütze und die Kugeln durch unverträgliches Kaliber in Mißverständniß mit einander gerathen, ist in den Annalen der Bundesgarnisonen bis auf unsere Tage etwas so Herkömmliches, daß es uns für damalige Zeit nicht befremden darf. Die Kopfzahlen, welche bei der thatsächlichen Kriegführung zur Sprache kommen, bleiben hinter denen zurück, welche heuer eine jede Hofoper beim Wallenstein oder dem Nordstern zur Disposition hat. Da hören wir von 17 Husaren (ein starkes Drittheil der gesammten kurfürstlichen Cavalerie), welche dem anrückenden Feind entgegengeschickt werden; ein andermal von 6 Jägern, welche am Rhein postirt bleiben, um den Rückzug auf's rechte Ufer zu sichern (man kann sich denken, mit welchem Erfolg). Nach dem Gefecht bei Speier (30. September 1792), wo die Mainzer zum ersten Male an der Seite der Kaiserlichen im Felde gestanden hatten, verflog das kurfürstliche Heldenthum in einem Athemzug. Es waren seine schönsten Leute mit den schönsten-Aufschlägen — das gelbe Regiment geheißen, wie in reichen Bauernhäusern das vornehme gelbe Zimmer — welche der erhabene Kriegsherr ausgeschickt hatte, um die lumpigen Republikaner zu Paaren zu treiben, und der sie befehligende Oberst von Winkelmann hatte — mit Braunschweigs Mani-

fest nicht zufrieden — einen eigenen Plan ausgedacht, wie man Paris verbrennen möchte, ohne auch nur einen Bewohner entrinnen zu lassen*). Jetzt kam die Schreckensbotschaft, und jetzt erst dachte man an ernstliche Vertheidigungsanstalten für die wichtigste Reichsfestung. Natürlich abermals nur eine zweite und verstärkte Auflage von Tölpelei, Fastnachtsspiel und hohler Bärbeißigkeit, die alles Frühere übertraf. Vor allen Dingen machten sich die hohen Herrschaften, den Kurfürsten an der Spitze, auf die Sohlen. Zu Wagen, zu Roß, selbst mit Ochsengespann, wälzte sich ein Zug von schwerbepackten mainzer Adligen und französischen Emigranten über die Rheinbrücke nach Frankfurt, Homburg, Darmstadt, Heidelberg, Aschaffenburg, Würzburg, immer weiter und immer weiter, getrieben theils vom eignen Schreck, theils gestoßen von der Angst der hohen Bundesgenossen, die jetzt ein Asyl geben sollten, die aber — vor einer Stunde noch in gemeinsamer Angriffswuth schnaubend — sich jetzt die compromittirenden Gäste verbaten und an ihren Frieden mit dem Reichsfeind dachten. Alle Schätze und Kleinodien des Staats und der Stadt, alle öffentlichen Kassen wurden in landesväterlicher Umsicht mit weggeführt, damit der zurückbleibende Bürger nachher allein die Ernährung des Feindes zu tragen habe. So weit ging die Bedachtsamkeit, daß auch die städtische Waisenkasse „gerettet“ wurde. Doch muß den Hofbeamten nachgerühmt werden, daß sie ihre Anstrengung mehr auf Sicherung der eigenen Habe als auf diejenigen Schloßgeräthschaften verwendeten, welche der Souverain nicht selbst hatte mitnehmen können und die um deswillen auch zurückblieben. Nach richtig abgesandter Bagage und im Begriffe selbst in den Wagen zu steigen, erließ sodann jedweder hohe Beamte einen verzweifelten Aufruf an die

*) Ganz wie kürzlich der Ex-Herzog von Modena.

braven Bürger in dem noch heute üblichen Guts- und Bluts-styl. Und nun wurde aus allerhand Volks, einigen hundert Mann invaliden Oesterreichern, einigen kurmainzischen Soldaten, nassauischen und ysenburgischen Contingenten, Bürgern, Handwerksburschen, Lehrlingen, preußischen Werbefeldwebeln u. s. w. u. s. w. ein Festungsdienst organisirt, der natürlich in Wahrheit nur ein Possenspiel war. Wenn die Jungen aus der Schule kamen, liefen sie nach den Wällen und die sehr ermüdlichen Artilleristen riefen ihnen zu: Kommt her, Ihr Buben, helft einmal die Kanon' richten!

Das hab' ich mehr als einmal von Augenzeugen erzählen hören, und nicht minder jene bekannte Geschichte, wie der Festungscommandant General Freiherr von Gymnich des Vormittags zu Pferde am Neuthor hielt, auf dem Kopf eine baumwollene Nachtmütze und darüber gestülpt den Generals-hut, und zu dem versammelten Volke sagte: Seid ruhig, Ihr Burger, forcht Euch nit, ich übergeb die Festung nicht, bis mir das Sacktuch hier im Sack brennt; und wie am folgen-den Morgen durch dasselbe Neuthor kraft der vom General unterzeichneten Capitulation die Franzosen einzogen. Gleicher-maßen hatte nach der Affaire von Speier der Staatskanzler Albini die Bürgerschaft versammelt und zum Sterben oder Siegen angefeuert: als die Nachricht laut wurde, des Herrn Kanzlers Packwagen habe soeben glücklich die Brücke passirt. Beim ersten Alarmschuß, dem verabredeten Signal, daß Jedermann sich auf seinen Posten begeben solle, hatte das Contingent des Fürsten von Nassau-Weilburg für gut befun-den, sich aus dem Staube zu machen und in sein engeres Vaterland zurückzukehren. Unter solchen und ähnlichen Carnevalsscenen vergingen etwa 14 Tage. Einmal kam ein besoffener Husar (drei Mann war der ganze Vorposten stark) mit verhängtem Zügel angesprengt und brachte Alles in Alarm, ein andermal wurde das Angebot eines preußischen Feld-

webels acceptirt, der sich (ächt preußisch) anheischig machte, ganz allein die Franzosen durch eine Kriegslist wegzutreiben. Bis daß der General Cüstine sich vor die Stadt legte und, von den Reichszuständen sattsam durch seine bisherige Erfahrung unterrichtet, mittelst einiger drohenden Anstalten und Zuschriften an den Commandanten die Capitulation durchsetzte, welche der Garnison freien Abzug bewilligte. (21. October 1792). So war das linke Rheinufer mit dem Bollwerk des Reichs von einer zusammengerafften, an Allem nothleidenden Armee von nicht 20,000 Mann ohne Belagerungsgeschütz und vor Allem ohne tüchtige Führung genommen worden. Denn Cüstine hatte weder Feldherrngabe, noch Muth, noch jene revolutionäre Ueberzeugungskraft, welche in andern Menschen seiner Zeit alle übrigen Fähigkeiten ersetzte. Er blieb den Republikanern stets als Ci-devant verdächtig, blamirte sich gleich nach der Einnahme von Mainz bei dem Zusammenstoß in Frankfurt, und noch viel gründlicher bei dem ganzen spätern Feldzug, den er, nebst Beauharnais, in Paris mit seinem Kopfe bezahlen mußte. Was aber mehr als Alles unser Augenmerk auf sich ziehen muß, und was wir deshalb so oft hervorgehoben haben, das ist der bodenlose Uebermuth, mit welchem die Fürsten- und Adelsclique durch Hegung der Emigranten, durch jedwede Anfeindung und schließlich durch directen Angriff selbst den Sturm herauf beschwor, dem sie auf so unbeschreiblich jammervolle Art erliegen sollte; nicht ohne vorher durch ihr Maulheldenthum, durch Guts- und Blutsgeschrei und Säbelschleifen dem leichtgläubigen Bürger ein albernes Selbstvertrauen eingeredet zu haben. Von Dresden bis München geht eben so Manches vor, zu dessen Beurtheilung uns jene historischen Exempel dienen sollten, und nicht minder die sehr denkwürdige Thatsache, welche wir hier noch beifügen wollen. Während der kurzen Verhandlungen nämlich, welche der Capitulation vor-

angingen, ließ der Kurfürst dem feindlichen General Einigungsvorschläge auf dem Fuß eines Separatfriedens, respective eines Neutralitätsversprechens machen. Der General aber war damals nicht in der Lage, einen monarchischen Rheinbund verwenden zu können.

Die hastige Schilderung, welche uns bis hierher von den Zeitverhältnissen und Ereignissen unmittelbar vor dem Uebergang von Mainz zu geben vergönnt war, könnte — obwohl der Aufgabe im strengsten Sinne fremd — schon aus dem Gesichtspunkt der Analogie älterer und neuerer Zustände als berechtigt erscheinen. Sie war aber hier um so unvermeidlicher, als nur mittelst der ihr zu entnehmenden Einsicht die Phänomene zu verstehen und zu beurtheilen sind, denen wir jetzt, als dem Mittelpunkt gegenwärtiger Darstellung, uns zuwenden wollen. Während nämlich der offizielle Kurstaat die Emigration beherbergt und seine Theaterblitze gegen die Pariser Rebellen geschmiedet hatte, war in den gebildeten Geistern und besonders im Gelehrtenstande eine Strömung von grade entgegengesetzter Richtung mächtig geworden.

Wir stehen an dem Momente, der uns den urplötzlichen Durchbruch einer unglaublich heftigen, entschiedenen, mächtig neuen Sinnesart enthüllt. Nichts Eigenthümlicheres, als die von Kopf bis zu den Füßen gerüstete Schlagfertigkeit, mit welcher die edelsten Bestandtheile der kurmainzischen Unterthanen — und darunter eine auffallend große Anzahl kurmainzischer Beamten — sich in Jakobiner und ihren kleinen Staat in eine Colonie der französischen Republik verwandeln. Vieles begreift sich dabei allerdings aus der Zauberkraft, welche in ihrer Heroenzeit die Pariser Revolution auf begeisterungsfähige Menschen ausüben mußte; Vieles begreift sich aus dem kosmopolitischen und darum so nachahmungslustigen Naturell des Deutschen. Aber nichtsdestoweniger war die ganze Erscheinung an Inhalt

und Gewaltigkeit ein vulkanischer Ausbruch und erklärt sich daher zureichend nur Demjenigen, welcher beschaut, was vorher unter der Oberfläche sich begeben; wie so lange schon die mannigfaltigsten Schichtungen sich unterirdisch durcheinandergelagert und in gährendem Zusammenstoß einer Eruption zugearbeitet hatten. Es waren damals, wie sie es heute noch sind, Deutschlands Ehre und Deutschlands Schmach dieselben: sein staatliches Rüstzeug unbrauchbar und rostzerfressen, sein Ideengehalt reif und großartig. Neben dem offiziellen Deutschland, welches, wie der Général Gymnich, eine baumwollene Nachtmütze und darüber einen Dreimaster trug, den ellenlangen Zopf nicht zu vergessen, gab es ein gebildetes, angeregtes, modernes Deutschland, dessen classische Literatur seit zwanzig Jahren in mächtigster Entfaltung begriffen und schier auf ihrer Höhe angekommen war. Lessing und Kant waren mit ihrer Vollkraft durchgedrungen und neben ihnen die zahlreiche Schaar der so bedeutenden Zeitgenossen, deren Namen bei Nennung jener beiden von selbst in unserem Andenken heraufkommen. Schiller und Göthe hatten ihre Weltherrschaft mit leuchtender Herrlichkeit angetreten. Dichterbünde, Gelehrtenvereine, Zeitschriften hatten die Geister in lebhafte Wechselwirkung gebracht und selbst das politische Bedürfniß hatte in einzelnen Organen, wie vor allen in Schlözer's Staatsanzeigen sich lebendiger Befriedigung zu erfreuen gehabt. Während auf diese Weise das geistige Leben von den ernstesten Grundlagen aufwärts sich jugendlich emporgerungen, hatte der einmal aufgeregte Bildungs- und Neuerungstrieb in vielfältigen mehr oder weniger dilettantischen Formen die größeren Massen in das Problem des Jahrhunderts hineingezogen. Wir haben bereits oben auf die Rolle hingedeutet, welche die humanistische Aufklärungs- und Geheim-Bündelei bei der Vorbereitung des uns beschäftigenden Umschwungs ge-

spielt haben. Sie hatten den Klubgeist eingeübt; sie hatten so zu sagen zu der revolutionären Gymnastik erzogen, während von der Philosophie und Literatur die stoffgebende Nahrung aufgespeichert worden war. So fanden sich Form und Inhalt vorbereitet. Daß aber die Sachen, einmal so weit fertig, das französische Gewand annahmen, das würde sich schon hinreichend aus der verführerischen Leichtigkeit erklären, mit welcher die Umstände dasselbe herbeitrugen. In der That, so gewiß der Versuch dieser deutschen Wiedergeburt in französischer Gestalt ein Irrthum war, so gewiß war der Irrthum damals verzeihlich. Vergessen wir nicht, daß die ganze Nationalitätsfrage erst in unserm Jahrhundert Gegenstand des allgemeinen Nachdenkens geworden; und wie ungeweckt der nationale Instinkt auf dem Herzensgrunde jener Deutschen schlafen mußte, welche seit Jahrhunderten halb dem Bischof von Mainz, halb etwa dem Grafen von Salm und Stein und so gut wie nicht dem Schattenkaiser angehörten. Uebersehen wir nicht, wie die, welche hernach gern in der Noth des Augenblicks ein Deutschthum heraufbeschworen hätten, die Fürsten und Adeligen nämlich, selbst am meisten der französischen Propaganda vorgearbeitet hatten. Denn was und wer hatte sich der französischen Art in den vornehmen Zirkeln entzogen? Der größte deutsche Regent dachte in der Sprache Voltaire's, wie die kleinste gräfliche Maitresse im Style der Dubarry lebte. Die gesammte Aufklärungsliteratur war von jenseits des Rheins herübergedrungen, und schließlich hatte der so vorwiegend humanistische Beruf des Jahrhunderts mit Recht die allgemeine Erlösungsaufgabe so sehr in den Vordergrund geschoben, daß über der Arbeit an den Menschenrechten die Arbeit an den Bürgerrechten zurückgestellt werden mußte. Was heute wie Abstraction aussieht, war damals eine sehr concrete Kraft. Hüten wir uns vor undankbarem Achselzucken über einen Zeitgeist,

der sich rühmen kann, ein Geschlecht von Riesen beherrscht zu haben, und unter denselben unsern edlen Schiller. Viel ausgesprochener aber noch als in der Gemeinschaft der universellen Aufklärung hatten sich deutsches und französisches Wesen in jenen der Epoche eigenthümlichen Verbrüderungen gemengt, deren mächtigste die Freimaurerei war. Die herrschenden deutschen Logen standen unter französischem Einfluß und zeitweise unter directer französischer Leitung.

Was Wunder also, wenn das revolutionäre Frankreich nur die Arme ausbreiten durfte, damit sich die der mittelalterlichen Hudelei entwachsenen Deutschen hineinstürzten? Denke man sich Menschen, entzündet vom Feuer der Wissenschaft und Freiheit, die noch von den Jesuiten als Neuerer verfolgt wurden, weil sie etwa Bürger statt Burger oder „an Gott" statt „in Gott glauben" zu schreiben wagten, oder auch weil sie das + in der Mathematik profanirten; versinnliche man sich, welchen Ekel und welche Ungeduld die falstaffische Vertheidigungswirthschaft in ihnen zu allem bereits Vorhandenen aufgehäuft haben mußte: und man wird sich deutlich vorstellen können, wie es im gebildetsten Theile der Einwohner aussah, während die kurfürstlichen Truppen bei der ersten Annäherung des Feindes die Außenwerke ohne Widerstandsversuch räumten und mit ihren harmlosen Kanonen auf den inneren Schanzen rumorten, alles Herrschaftliche aber in wilder Flucht davon rannte. Eben war der preußische Feldzug in der Champagne, so übermüthig begonnen, auf's Kläglichste zu Ende gegangen. Am 12. October hatte Verdun, am 18. Longwy den Franzosen übergeben werden müssen. Am selbigen Tag begann Cüstine die engere Einschließung von Mainz. Worms war 8 Tage früher ohne Schwertstreich in seine Hände gefallen Drei Tage darauf war Alles fertig und die Franzosen rückten in die Stadt ein.

Wie immer nach einer Niederlage durch eigne Unfähigkeit, schrie die kurfürstliche Partei hinterher über Verrath. Der Major Eikemayer sollte dem Commandanten erst übertriebene Angst eingeflößt und dann den Kriegsrath zur Uebergabe beschwatzt haben. Eikemayer hat sich von dieser schon in sich thörichten Anklage vollständig gereinigt und für wen, der mit uns einen Blick auf die Zustände geworfen, bedarf es erst noch des Beweises, daß für die etwaigen Franzosenfreunde in der Stadt jede Verrathsanstrengung der purste Luxus gewesen wäre, und daß Niemand, sollte er auch Lust verspürt haben, die Zeit gefunden hätte, zum Verräther zu werden? Ob Cüstine durch gleichgesinnte Mainzer von der Widerstandsunfähigkeit der Festung unterrichtet worden oder nicht, ist, praktisch wie psychologisch betrachtet, ganz gleichgültig. Hauptsache bleibt, daß weder kalte noch glühende Kugeln, weder Bajonett noch Hunger an den General Gymnich herandrangen, sondern daß zwei bärbeißige Briefe Cüstine's, in welchen dieser den Jakobinischen Wauwau machte, hinreichten, dem gemüthlichen Commandanten alle Vertheidigungslust zu benehmen.

Am 21. October 1792 waren die Franzosen eingerückt, am 23. bereits ward ein Klub unter dem Namen „Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit" im Akademiesaale des kurfürstlichen Schlosses eingeweiht. Kein Fremder hatte die Hand dabei im Spiele, die Sommitäten der Mainzer Bevölkerung hatten auf ganz eigne Faust die Sache in's Werk gesetzt. Sie waren längst geschult in Allem, was nach Pariser Muster dazu erheischt wurde. Es bedurfte nur des Decorationswechsels, damit die schon seit mehreren Jahren bestehende Lesegesellschaft sich in einen demokratischen Klub verwandelte. Vergebens hatte in der letzten Zeit die Censur die französischen Zeitungen und Flugschriften fern zu halten, vergebens hatten die emigrirten Adligen sich

einzuschwärzen gesucht. Die Augen hingen an Paris, die Herzen an der Revolution. Eines Morgens schon ein Jahr zuvor hatte man in den Straßen der Stadt die Emigranten einander triumphirend in die Arme stürzen sehen. Es war die Nachricht eingetroffen, Ludwig XVI. sei aus Paris entronnen. Des Abends füllte die festlich gestimmte Adelsschaar die Logen des kurfürstlichen Theaters. Plötzlich bricht das Parterre in brausenden Jubel aus. Was ist geschehen? Die Kunde ist eingetroffen, daß Ludwig in Varennes gefangen und in die Hauptstadt zurückgebracht worden: entsetzt verschwindet die vornehme Welt aus den Logen. Das geschah schon unter kurfürstlichem Scepter. Was Wunder also, daß unter dem Bürger-General der neu-fränkischen Republik im Nu ein kleines Paris erstand? Freilich mischte sich unreife Selbstgefälligkeit in den Eifer, mit welchem der revolutionäre Apparat aufgerichtet wurde. Man hatte sein Paris studirt und wollte zeigen, daß man dessen Grundsätze, Formen und Sprache vollständig los hatte. Aber sei man deshalb nicht ungerecht, und glaube, es sei nur äffische Nachahmungseitelkeit im Spiele gewesen. Zeit und Menschen waren jugendlich, Alles war so neu, so unverbraucht, so unerprobt; denke man, welchen Zauber die pathetischen Formen noch heute auf unser erfahrungssattes, nüchternes Geschlecht im gegebenen Augenblick zu üben vermögen, und berechne man, wie sie damals packen mußten im Moment des grellsten Uebergangs und der in Wahrheit inhaltreichen Begeisterung! Wie theoretisch rein und rein theoretisch die Triebfedern der ganzen Bewegung waren, erhellt am unzweifelhaftesten aus dem Umstande, daß die Gelehrten aller Gattung und unter ihnen die ausgezeichnetsten an der Spitze standen. Wir haben Forster genannt; Gervinus und Schlosser, gewiß zwei unverdächtige Zeugen, entheben uns der Mühe, seine Rettung zu unternehmen. Neben ihm stehen Andreas Hofmann, Professor

der Philoſophie, erſt vor wenigen Jahren geſtorben und bis zum letzten Augenblick ſeines hochbetagten Lebens ungebändigt in ſeinem ſtarken ewigtreuen Freiheitsſinn; Blau, Vorſteher des Seminars und erſter Profeſſor der Theologie, der liebenswürdigſte, humanſte Charakter aus jener Gruppe, den ſelbſt die pöbelhafteſten Gegner nicht zu verdächtigen wagen; Wedekind, Leibarzt des Kurfürſten und Profeſſor der Medizin, ſpäter Oberarzt der franzöſiſchen Armee, der regſamſte und feurigſte der Klubiſten, der Haupt-Redner und Journaliſt, überall gegenwärtig und zu Allem geſchickt; ihm ähnlich Metternich, Profeſſor der Mathematik; Enthuſiaſten von leichterer Art der Gymnaſiallehrer Böhmer aus Worms und der ehemalige Mainzer Canonicus Dorſch; ſodann noch der Profeſſor Vogt, der Hofgerichtsrath Hartmann und der edle Enthuſiaſt Adam Lux*), den ein Jahr darauf der Anblick der Pariſer Blutwirthſchaft zur Verzweiflung an ſeinem Freiheitsideale, zum Selbſtmordsverſuch und ſchließlich auf die Guillotine brachte, nachdem er abſichtlich unter den Augen ihrer Richter die That der enthaupteten Charlotte Corday verherrlicht hatte. Die wenigſten der genannten Männer waren geborene Mainzer. Lux gehörte zu dieſen wenigen. Sein Vater trieb Landwirthſchaft auf dem rechtsrheiniſchen Dorfe Koſtheim bei Mainz. Er ſelbſt hatte allda ſtudirt. Die große Mehrzahl unſerer deutſchen Jakobiner gehörte zu den vom Kurfürſten aus andern deutſchen Landen herbeigezogenen Univerſitätslehrern, zu ihren Schülern, den Studenten und zu den Beamten. Die profunde, man möchte ſagen: wiſſenſchaftliche Begeiſterung, welche bei der ganzen Entpuppung obwaltete, liegt nicht in dem Charakter des Rheinländers. Er konnte ſich mit ſeiner Beweglichkeit und Anſtelligkeit

*) Obwohl der Name in dieſer Abfaſſung hiſtoriſch geworden, ſo ſchrieb er ſich doch eigentlich: Luchs.

rasch in das neue Wesen hineinfinden, auch dafür Feuer fangen, aber es Jahre lang aus der Ferne studiren, verfolgen, theoretisch anbeten, das war seine Sache nicht. Daher dominiren in der ganzen Bewegung die deutschen Ausländer, dabei sehr viele Norddeutsche und Protestanten. Der Kern der Bürgerschaft, die Kaufleute, die Gewerke sträubten sich bis zum Ende der ersten Occupation gegen die Französirung, vertraten den Stabilismus; um so begreiflicher, als Innungen und Zunftbann sie zu Bevorrechteten gemacht hatten, welchen die neue Ordnung zu nahe kam. Die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit ward nun der Mittelpunkt des politischen Lebens, welches in jugendlicher Ueppigkeit nach allen Seiten hin Blätter, Blüthen und auch viel Unkraut trieb. Beinah täglich Versammlungen im großen Akademiesaale des kurfürstlichen Schlosses. Reden ohne Zahl und ohne Ende, meistens im Brutus- und Cassius-Styl der französischen Vorbilder. Selbst Forster, der oft präsidirte, obwohl in seinen Reisen und Briefen so wahr und liebenswürdig, widersteht nicht der schlechten Mode pausbackiger Declamation und universeller Ueberschwänglichkeit, nicht blos im Fluß der Rede, sondern auch in seinen zahlreichen schriftlichen Veröffentlichungen, denn neben dem Klubwesen hatte sich alsbald auch eine lebhafte publizistische Thätigkeit entfaltet. Es regnete Journale, Wochenschriften, Brochüren. Wedekind, das wahre revolutionäre Factotum, gab unter Forster's lebhafter Mitwirkung in unregelmäßigen Heften den „Patrioten" heraus. Wenn uns heute schon die ihrer Zeit effectvollsten Reden der berühmten Convents-Mitglieder bombastisch und unverdaulich im Magen liegen bleiben, so darf man sich nicht wundern, auch an den Ergehungen des Patrioten, mögen sie nun von Forster oder von Andern herrühren, keinen Gefallen finden zu können. Doch begegnet uns hie und da auch ächter philosophischer Ernst

und philosophischer Gehalt; freilich mehr Rousseau als Kant, wie es eben natürlich und nützlich war. Von Gedichten ein undurchdringlicher Urwald. Drei verschiedene Uebertragungen des Marseiller Marsches; auch das deutsche ça ira fehlt nicht. Um nicht hinter dem Père Duchêne zurückzubleiben, erschien ein Almanach des Titels: „Vater Gerhard," eine Art von demokratischem Katechismus, in welchem die Hauptartikel der Freiheit und Gleichheit im Campe'schen Dialogstyl behandelt sind. Sehr bezeichnend für den naivradicalen Geist der Epoche ist eine ausführliche Anfrage der deutschen und holländischen Herrnhuter an den Bürger Anacharsis Klootz, des Endzwecks, sich von ihm in authentischer Weise über einige revolutionäre Dogmen beruhigen zu lassen, welche mit dem Bekenntniß ihrer Sekte in Widerspruch zu stehen schienen. Ein Auszug der französischen Verfassung erschien in fünftausend Exemplaren auf Betreiben und im Verlag eines der reactionären Chronik besonders anstößigen Demagogen mit Namen Friedrich Cotta, „Sohn eines in Deutschland allgemein bekannten Nachdruckers," setzt unser boshafter Historiker hinzu. Auch das Theater blieb nicht müßig. Es sind uns Muster aufbewahrt geblieben. Halb im pathetischen Ton der Zeit, halb im platten Lokalstyl, lassen Stücke, wie: „Der Aristokrat in der Klemme, — die Despoten auf dem Lande, — die Aristokraten in Deutschland" schon aus ihrem Titel errathen, daß sie hauptsächlich zum Gegenstand haben, die naive Entrüstung der höhern Stände über die neu proclamirten Menschenrechte zu schildern, welche ihnen im Katheder ton von großherzigen Volksfiguren beigebracht werden*). Endlich damit Nichts fehle, hatte sich

*) Der Verfasser dieser zahlreichen Komödien ist beinah ausschließlich der Maler Niklas Müller, erst vor einigen Jahren gestorben und bis dahin eine dem Mainzer bekannte Figur, in altdeutscher Derbheit und encyklopädistischer Vorurtheilslosigkeit treu bis in sein hohes Alter aushaltend. Er

neben der Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit auch ein ächter, sich so nennender Jakobinerklub gebildet und nach Abwicklung einer heißblütigen Correspondenz mit dem Vorstande des Pariser Mutterklubs sich von dem letzteren als integrirenden Bestandtheil affiliiren lassen. Neben ihm aber und zur letzten Vervollständigung des Zeitbildes gab es auch eine sich so bezeichnende Partei der Feuillants unter den Mainzer „Patrioten." Wie in der Mannigfaltigkeit der Formulirung, so in der Unerschrockenheit des Denkens wurde mit dem französischen Urbild gewetteifert. Während die kurfürstlich Gesinnten mit Sicherheit darauf rechneten, daß die französische Garnison bei der Nachricht von der Enthauptung Ludwig's XVI. in Meuterei ausbrechen würde, feierte der Klub dies Todtenopfer mit allen erdenklichen Beifallsdemonstrationen, und ein gewisser Teuer hielt eine Rede zur Widerlegung derjenigen, welche de Sèze, Ludwig's Vertheidiger, vor dem Convent gehalten hatte. Daß es bei dieser Verfassung der Köpfe nicht an symbolischen Auftritten mangelte, läßt sich bei der Richtung der Zeit und bei dem Charakter der zu dergleichen Veranstaltungen besonders geschickten und eifrigen Bevölkerung erwarten. Insonderheit das Pflanzen der Freiheitsbäume gab den willkommensten Anlaß zu Feierlichkeiten. Heben wir einige der bezeichnendsten Figuren aus dem Zug hervor, welcher am 13. Januar 1793 den größten dieser Bäume nach dem Marktplatz führte. Burlesk, wie sie uns erscheinen, versinnlichen sie uns doch lebendiger als jede andre Erzählung, den Geist der Zeit und des Orts. Also hinter zahlreichen Trommlern und Tambourmajors schritt einher der Studiosus der Medizin Staudinger in französischer Nationalgardenuniform, die rothe Mütze auf

war zuletzt Zeichnenlehrer am Gymnasium und ich bewahre ihm, wie wohl jeder seiner Schüler, nebst mancher andern guten Erinnerung, auch die an seine höchst massiven und radicalen Handgreiflichkeiten.

dem Kopf, und auf der Bruſt das für den Freiheitsbaum beſtimmte Schild, mit der Aufſchrift: „Vorübergehende, dieſes Land iſt frei, Tod demjenigen, der es anzugreifen wagt.“ Nach der Muſik, welche die Marſeillaiſe ſpielte, nach dem General Cüſtine, flankirt von zwei Bürgern mit Piken, folgten fünf Sklaven mit blechernen Ketten beladen; ſie trugen aus Pappe und Goldpapier angefertigt Krone, Scepter, Reichsapfel, Kurhut und ein Adelsdiplom als Inſignien des Despotismus. Unter den Klubbiſten, welche die Bänder-Ende des Freiheitsbaumes hielten, befand ſich auch der Pfarrer Rumpel von der Kirche zum heiligen Geiſt. Es fehlte da ſo wenig, wie in Frankreich, an geiſtlichen Jakobinern. (Hat doch der rheiniſche Klerus einen der merkwürdigſten Terroriſten geliefert in der Perſon des Eulogius Schneider, Domdechanten zu Köln, Verehrers der griechiſchen Claſſicität, Ueberſetzers des heitern Anakreon und ſchließlich elſäſſiſchen Carrier's.) Auf einem in Mitten des Marktes errichteten Altare brannte ein Opferfeuer, in welches Cüſtine den Adelsbrief und die andren Embleme warf. Mit dieſem unblutigen Autodafe ſchloß das Schauſpiel. Aber der Ernſt und die Conflicte der Wirklichkeit ſollten nicht ausbleiben. Was ſo leicht gewonnen worden, war doch ſchwieriger zu behaupten. Wie alle Eroberer, war auch Cüſtine mit der Erklärung einmarſchirt, daß er nicht erobern wolle. Die Bewohner des Rheinufers ſollten nur ſich ſelbſt angehören, einer Freiheit auf eigne Fauſt genießen. Eben ſo falſch gemeint, als unmöglich auszuführen. Die deutſchen Heere ſtanden an den Thoren von Mainz. Cüſtine hatte Frankfurt nicht länger behaupten können, als um eine halbe Million zu erpreſſen. In dem kleinen Freiſtaat, trotz ſeiner ſteifen Reichsperücke, war doch mehr ſelbſtändiger und nationaler Sinn möglich geblieben als bei den geplagten Unterthanen der geiſtlichen Monarchie. Als die Preußen wieder bis dicht

an das rechte Rheinufer vorgedrungen waren, fühlte sich die antifranzösische Partei in Mainz ermuthigt. Die Deutschgesinnten sorgten dafür, den Glauben an die baldige Wiedereroberung der Stadt zu verbreiten und besonders die Furcht vor der schrecklichen Rache, welche jeglichem franzosenfreundlichen Menschen im Voraus Seitens des Königs von Preußen angedroht war. Dieser durfte man sich in solcher Voraussetzung allerdings versehen. Frühere Erfahrungen hatten es gelehrt, spätere bestätigten es. Zu allen Zeiten war die Rohheit und Feigheit der Racheübung an den eignen Landsleuten ein Kennzeichen zwar aller, aber ganz besonders der deutschen Aristokraten.

Der Widerstand, welchem die Umgestaltung aller Dinge im Innern der Stadt begegnete, ward bald stärker, als man sich anfangs hätte erwarten können. Cüstine erließ eine Proclamation über die andre gegen die Möglichkeit seiner Vertreibung aus der Stadt, ja er befahl, auf den öffentlichen Plätzen Galgen zu errichten, an welchen man die preußischen Alarmisten aufknüpfen möchte. Doch kam es im ganzen Verlauf der Dinge im Mainzer Lande zu keiner politischen Hinrichtung, etwa den einzigen Fall ausgenommen, daß während der Belagerung ein französischer Emigrant ertappt und erschossen wurde. Der Convent selbst schickte von seinen fähigsten und thatkräftigsten Leuten in das neue Besitzthum, dessen strategische Wichtigkeit, vom Mehrer des Reichs so leichtsinnig preisgegeben, dieselben alsbald vortrefflich begriffen. Es hatte ohne Zweifel eine wohlberechnete Absicht bei der Wahl dieser Commissarien obgewaltet, die alle deutscher Herkunft waren. Reubell und Hausmann waren Elsässer, Merlin von Thionville (Diedenhofen) war in dem sogenannten französischen Luxemburg geboren, das nach der Schlacht bei Rocroy vom Reiche losgelöst worden. Zu ihnen gesellte sich bald noch ein Elsässer,

der General Kleber. Allen war im Laufe der Ereignisse noch eine ansehnliche Rolle vorbehalten. Die Ultra-Gallier unter den rheinlüsternen Franzosen berufen sich bis heute auf den patriotischen Eifer, welchen die Einwohner des Elsasses bei jeder Gelegenheit bewiesen haben. Sie wollen damit den Beleg liefern, daß die Racen-Gemeinschaft trotz der Sprachverschiedenheit bis an die Ufer des Stroms reiche. Aber wir könnten, wenn es nicht ein schimpfliches Argument wäre, ihnen entgegenhalten, daß nichts mehr den deutschen Ursprung verrathe als diese Begeisterungsfähigkeit für die Fremde; wir können weiter aus der unläugbaren Thatsache jener elsässischen Anhänglichkeit an Frankreich absehen, welcher energischen und intelligenten Vaterlandsliebe die südwestdeutschen Naturen fähig wären, wenn ihnen einmal ein besseres Geschick ein politisches und respectables deutsches Vaterland angedeihen ließe.

Die ersten Versuche gegen die alten Einrichtungen hielten sich ziemlich schüchtern. Der Lehrstand hatte die Revolution gewollt, der Nährstand fühlte weniger Neigung zu ihr und hatte schnell das wenige, wie immer bei den ersten materiellen Prüfungen, eingebüßt. Der König von Preußen hatte den Mainzern den Besuch der Frankfurter Messe verboten, aus welcher der ganze Kleinhandel sich alimentirte. Die meisten Fahrzeuge der Schiffercorporation waren in St. Goar festgehalten worden. Die Zünfte und Gewerke, ihrem Geist und ihrem Instinkt nach, hielten zum Alten, erklärten, nicht vom Reich und seiner Verfassung lassen zu wollen. „Giebt es etwas Wahnsinnigeres", sagt einer unsrer Geschichtschreiber, „als daß man einem Jeden erlauben will, ein Handwerk auszuüben, welches er sich auswählt?" Die Metzger besonders blieben gut kurfürstlich, was auf bedeutenden Verfall der Fasten-Observanz unter den geistlichen Herren hindeutet. In jenen ersten Zeiten sahen sich daher

die Neuerer bemüßigt, den Zünften ihren Fortbestand zuzusichern, um ihre Gegnerschaft zu besänftigen. Später, als es während der Belagerung zu gewaltsamen Conflicten kam, wurden die Zünfte dann förmlich aufgehoben. Während die französischen Behörden so provisorisch mit den verschiedenen Klassen und Beamten-Collegien zu vereinbaren suchten, arbeitete der von ihnen geleitete Klub oder die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit einer viel radicaleren Umbildung zu. Er sprach gegen alle Bürger die Erwartung aus, daß sie sich ausdrücklich für oder gegen die demokratischen Grundsätze erklären sollten, und, immer in derselben kindisch feierlichen Manier der Zeit, gerieth man auf den närrischen Einfall, zwei große Bücher aufzulegen, in welche sich Jeder nach seiner Gesinnung einzuschreiben hätte. Das Buch der Freiheit war stattlich in Roth gebunden, das der Sklaverei in Schwarz und mit schweren Ketten und Klammern beladen. In letzteres schrieb sich natürlich Niemand ein, aber auch in das rothe verfingen sich, wenn wir den meisten Erzählern glauben, trotz wiederholter Aufforderungen, nur einige Hundert Namen. Man hatte besonders und wohlweislich Angst, den deutschen Prügelstöcken mit dieser Liste künftig den Weg der Rache zu bezeichnen. Nach allen diesen fruchtlosen Versuchen, eine spontane Bewegung hervorzurufen, mußten sich endlich die französischen Delegirten, zu denen inzwischen zwei neue, Simon und Gregoire, gekommen waren, entschließen, die Sache in entscheidender Weise in die Hand zu nehmen. Es wurden Wahlen zu einer förmlichen Constituante ausgeschrieben, welche die Geschicke der kleinen rheinischen Republik in definitiver Weise ordnen, respective unbezweifelbar den Anschluß an Frankreich aussprechen sollte. Um aber wählen zu können, mußte man nach mehreren Conventsdecreten vom December 1793 einen Freiheits- und Gleichheits-

Eid ablegen, welcher zugleich die Formel der Abschwörung von aller sonstigen Unterthanschaft, so wie von allen Privilegien und Sonder-Rechten enthielt. Die Eintreibung dieses Eides ward nun der Mittelpunkt der gouvernementalen Agitation. Die auf den 24. Februar ausgeschriebenen Urwähler-Versammlungen gaben den Vorwand ab. Es erschienen Decrete auf Decrete, ihr nach und nach sich steigernder gereizter Ton verräth, daß es mit dem Schwören schlecht voran ging. Namentlich auf dem flachen Lande hatten die zahlreichen französischen Apostel ihre liebe Noth. Nous municipalisons à force, schreibt Merlin nach Hause, ohne sich der geringsten Illusion hinzugeben, und welcher Art die Begeisterung war, auf die er glaubte rechnen zu dürfen, wird aus einem Erlaß anschaulich, in welchem zur Belehrung der Eidverweigerer feierlich betheuert wird: es sei nicht wahr, daß, wie man ausgesprengt habe, der Freiheitsschwur die Verpflichtung zum Kriegsdienst für die Republik nach sich ziehe. Auch das half nicht viel, wie es scheint: die Zünfte, die Geistlichkeit und die Dikasterien bestürmten die Commissare mit Vorstellungen um Rücknahme der Eidesdecretirung. Der ungestüme Merlin wurde ungeduldig, und vom Bitten wurde zum Drohen, vom Drohen zum Ausführen geschritten, besonders in dem Maaße, als die Kriegsgefahr näher rückte. Güter-Confiscation und Austreibung wurden über die Nonjurors verhängt, zumal, wie wir weiter unten sehen werden, als die nachmals engeingeschlossene und ausgehungerte Stadt in der Verfolgung zugleich eine Erleichterung suchte. Einstweilen waren die Urwahlen zur Ernennung der Deputirten, Beamten und Richter mit größerem oder geringerem Anhang abgehalten worden und am 17. März 1793 constituirte sich „der Convent der Rheinisch-Deutschen Republik der Völker von Landau bis Bingen.“ Er hielt seine Sitzungen im Rittersale des Deutschen Ordens-Hauses,

schlechthin das „Deutsche Haus" genannt. Die Zahl der Deputirten war sechszig. Hofmann wurde zum Präsidenten, Forster zum Vicepräsidenten erwählt. Als Geschäftsordnung wurde kurzweg die des Pariser Convents angenommen. Eines der ersten Decrete verfügte, „daß Jeder, welcher in diese nun frei gewordene deutsche Provinz kommen würde, um etwas mehr als Bürger sein zu wollen, mit dem Tode gestraft werden solle." Am dritten Sitzungstage endlich begann die entscheidende Berathung über die drei Grundfragen: Soll Mainz mit dem ganzen linken Rheinufer eine für sich allein bestehende Republik ausmachen? Soll die neue Republik durch ein Bündniß mit Frankreich sich unter den Schutz dieser großen Republik begeben? oder endlich soll die neue Republik Frankreich bitten, daß es diesen rheinisch-deutschen Staat mit sich vereinige? Nach zweitägiger heißer aber nicht hitziger Debatte, denn alle waren derselben Meinung, wurde einstimmig beschlossen, wie folgt: „daß das rheinisch-deutsche Volk die Einverleibung in die fränkische Republik wolle und bei derselben darum anhalte, und daß zu diesem Ende eine Deputation aus der Mitte dieses rheinisch-deutschen Nationalconvents ernannt werden solle, um dessen Wunsch dem französischen Convente vorzutragen." Die Mission wurde den drei Abgeordneten Georg Forster, Adam Lux und Kaufmann Patocki aufgetragen. Die Schicksale der beiden erstgenannten sind bekannt*). Beide liegen in Paris begraben, beide haben den Ernst, die Heiligkeit ihrer idealen Ueberzeugung mit ihrem Tode besiegelt. Ihr Wesen, erfüllt von deutsch-theoretischer, sanft-gebildeter Freiheitsliebe, ward vom Anblick der eisenherzigen brutalen Revolution zerschmettert. Ihre Zeugenschaft reicht aber auch hin, die ganze Episode, deren besten Ausdruck sie darstellen, von dem Ver-

*) Patocki blieb später im Elsaß.

dachte eines hohlen Possenspiels zu reinigen. Zahlreiche andre, im Dunkel gebliebene, Opfer haben nicht minder ihr Leben für dieselbe, ehrlich gemeinte, aber falsch angelegte, Sache hingegeben.

Dem Mainzer Convente war kein langes Leben vorbehalten. Die alsbald sich dicht herandrängenden Kriegsbegebenheiten schoben alles Andre in den Hintergrund. Am 30. März hielt er seine letzte Sitzung. Cüstine und seine Generale hatten den Krieg rheinabwärts lau und ungeschickt betrieben. Ende desselben Monats März hatten sie nach einem erbärmlichen Widerstandsversuch den Preußen die Nahe-Linie, Bingen und Kreuznach überlassen. Preußen, Sachsen und Hessen hatten sich schon bis dicht um Kastel zusammengezogen. Cüstine, ebenso leicht demoralisirt wie übermüthig, mehr auf die Erhaltung seiner Verbindung mit Frankreich als auf die Behauptung des Rheins bedacht, retirirte nach dem Elsaß hin, dem General Doyré den Oberbefehl von Mainz überlassend. Ein Theil des Cüstine'schen Corps aber konnte den Rückzug nicht durchsetzen, denn er stieß oberhalb Mainz auf den Feind und mußte nolens volens in die Festung zurückkehren, deren Mannschaft dadurch auf ungefähr 22000 Köpfe gebracht wurde. Im April begann die engere Belagerung, und damit die Zeit der verzweifelten Maßregeln; um so mehr, als die Nähe der deutschen Truppen allen Widerstandslustigen neue Kräfte gab. In immer wachsenden Massen, mit immer zunehmender Strenge wurden die Ausweisungen betrieben. Anfangs hatte man sich auf die ausdrücklich Widersetzlichen beschränkt; von ihnen geht man jetzt zu den Verdächtigen über; zuerst kommen die Geistlichen, dann ehemalige Beamte und Privilegirte, schließlich deren Angehörige an die Reihe. Politischer Verdacht und materielle Noth steigern gleichzeitig die Verfolgungssucht. Den Ausgetriebenen wird verboten, irgend

etwas Anderes als die nothwendigste Habe, nur was sie selbst tragen können, mitzunehmen. Der Rest des Vermögens wird confiscirt, ebenso das Eigenthum derer, die vorher freiwillig ausgewandert waren: ein förmliches Emigrantengesetz nach französischem Muster. Endlich auch, nach einer damals bestehenden Gewohnheit, wird zur Sicherung künftiger Repressalien, eine gewisse Zahl angesehener Bürger als Geißeln in's innere Frankreich abgeführt, hauptsächlich Kaufleute (beinahe lauter noch heute gut bekannte Namen, Gröser, Werner, Kaiser, Ackermann). Der Sturm des Völker- und Bürgerkriegs ist entfesselt. Vor den Wällen schlägt man sich, beinah allnächtlich ein Ausfall, bald da, bald dorten; innen ersteht ein Revolutionstribunal, fünf Richter, ein öffentlicher Ankläger und auf alle politische Vergehen die Todesstrafe; und damit nichts fehle, auch Assignaten, nicht die französischen, sondern, wie man Alles auf eigne Faust macht, auch eine aparte rheinisch-deutsche Belagerungs-Münze. Denn man ist eben ganz und gar von Frankreich abgeschnitten, ohne irgend ein Mittel, die Truppen und deren Lieferanten anders zu bezahlen. Was in Paris vorgeht, weiß man seit Monaten nicht; hie und da erfährt man etwas vom Feinde, aber natürlich nur unter Vorbehalt, und mit Recht: denn es heißt (und spielt bei der Uebergabe der Stadt eine besondere Rolle), in Frankfurt würden falsche Moniteure gedruckt mit Erzählungen, welche auf die Einschüchterung der Belagerten berechnet seien. Unter solchen Umständen läßt sich denken, wie viel republikanische Begeisterung in dem deutschen Städter mag zurückgeblieben sein. Selbst die französischen Berichte wissen nichts zu rühmen. Wie groß überhaupt ist die Zahl der friedseligen Menschen, deren Gesinnung solchen Prüfungen widerstünde? von denen ein solcher Widerstand sich billigermaßen verlangen ließe? Und vollends hier; nach hundert-

jähriger Unmündigkeit und Spießbürgerei, nach einem darauf gefolgten kurzen Rausche, unter den Klängen einer fremden Sprache, dem Walten eines fremden Geistes? Wäre auch nicht das Zeugniß der weit und weiter getriebenen Ausweisungen vorhanden, das Bild der Zustände allein könnte genügen, uns die Ueberzeugung zu sichern, daß von einer freiwilligen, von Hause aus sympathischen Hinneigung zu Frankreich bei den Massen damals nicht die Rede war: trotzdem dies nicht nur bei den Franzosen bis auf den heutigen Tag ein Glaubensartikel ist, sondern zu allen Zeiten in Deutschland vielfach behauptet wurde; zunächst auf das Zeugniß hin der rachedurstigen Wiedereroberer, deren Brutalität nach einer möglichst großen Zahl von Opfern, nach Vorwänden für ununterschiedliche Plünderung verlangte. Kehren wir noch einmal zurück zu den Belagerten. Es ist Ende Juni geworden, und zu allen Schrecken des Kriegs ist die eigentliche Beschießung hinzugetreten. Tagelang regnete es Bomben. „Wir lebten unter einem feurigen Dache," sagt ein Augenzeuge. Die stattlichen Paläste, der Dom, viele Kirchen stehen nach der Reihe in Brand. Mangel an Fleisch, an Futter, an Medicamenten. Immer und immer wilder geht der Gang der Austreibungen. Nicht mehr hundert-, sondern tausendweise ziehen die Schaaren der Unglücklichen über die Rheinbrücke nach dem jenseitigen Ufer; einmal wird ein ganzes Dorf, Finthen, wegen Eidesverweigerung hinausgemaßregelt (die Ortschaft ist noch heute besonders gut katholisch und war 1848 der Bewegung weniger zugänglich als irgend eine andere Landgemeinde). Als höchst seltsam verdient ein besonderer Judenschub erwähnt zu werden, und zwar schon unterm 2. April erscheint vom Präsident Hofmann unterzeichnet ein Befehl: „Im Namen des souveränen Volks, wird den ungeschworenen Juden auf Befehl des Nationalconvents bedeutet, daß sie heute 12 Uhr,

und zwar unter Todesstrafe auf dem Schloßplatze erscheinen sollen (zur Wegführung von da). Wer sich heute nicht allda einfinden wird, soll ohne Weiteres aufgeknüpft werden." In allen Dingen hat die rheinische Republik dem französischen Muster folgen können; Gott, König und Vaterland hat sie überwunden: über den spezifisch deutschen Judenhaß kann sie nicht hinaus; Atta Troll muß sein Amendement stellen, so daß selbst der Bannstrahl die Absonderung aufrecht erhält. Und noch merkwürdiger: unter diesen gedrückten, schon seit jenen Zeiten her der Staatspolizei so verdächtigen Juden finden sich ganze Schichten, welche dem Abfall vom Reich das Exil vorziehen, und damit den Verlust des theuren Eigenthums. Es giebt sonderbare Naturspiele, von denen kein Rittergutsbesitzer eine Ahnung hat. Da schließlich alle Vorwände der Verfolgung erschöpft, aber immer noch zu viele Menschen in der Stadt sind, treibt der Befehlshaber zu freiwilligen Auswanderungen. Der Feind kann diese Erleichterung nicht zugeben. Er begrüßt die ausgestoßenen Landsleute mit Kanonen, der eben so erbarmungslose Himmel sendet ein Unwetter auf sie herab; so verbringen die Elenden, meistens hülflose Weiber und Kinder, eine schauervolle Nacht im Felde. Das Herz der französischen Soldaten öffnet sich zuerst der Menschlichkeit: die Chasseurs bringen Weiber und Kinder auf ihren Pferden, mit ihren Mänteln bedeckt, in die Stadt zurück. Die französischen Nationalgarden selbst, nicht für diesen eintönigen von der Heimath abgeschnittenen Festungskrieg gemacht, verlieren die Spannkraft. Selbstmord wird epidemisch, drei Offiziere erschießen sich in einer Nacht. Noch einmal — es war das letzte — erhebt die Republik ihr Haupt in festlichem Aufzug. Es ist der 14. Juli; Waffenstillstand. Vor den Wällen feiern die Preußen die Einnahme von Condé, innerhalb der Mauern wird das Jahrgedächtniß der Pariser

Föderation begangen. Auf dem Schloßplatze ist ein Altar der Freiheit errichtet, über welchem der General en Chef einem Neugebornen die republikanische Taufe giebt; Reden und Kanonendonner — doch Freude und Zuversicht sind verraucht; bereits wird heimlich mit den Preußen unterhandelt und am 22. desselben Monats capitulirt. Auch da ist wieder von Verrath die Rede. Es kommt hier nicht darauf an, die französische Ehre zu retten, aber das allgemeine geschichtliche Wahrheitsinteresse räth zu beiläufiger Verwahrung. Erst sollte Eikemayer, später Cüstine, diesmal nach dem Einen Doyré, nach dem Andern Merlin, nach dem Dritten sollen Alle gekauft gewesen sein. Im Mittelalter sah man bei allem Unglück Hexerei, im 16. und 17. Jahrhundert überall Vergiftung, in Revolutionen sieht man überall Spionage und Verrath. Sichtbare Widerwärtigkeiten erklärt die Trägheit des Verstandes am liebsten mit dem schnell fertigen Unsichtbaren. Eins aber fesselt unsre Aufmerksamkeit in den Verhandlungen, welche der Uebergabe vorausgehen, in den Ereignissen, welche sich aus ihr entwickeln: das Schicksal nämlich jener Mainzer, die sich rückhaltslos in die republikanische Bewegung geworfen hatten und denen jetzt die Zuchtruthe des restaurirten Kurfürsten und seiner Verbündeten drohte. Ihr Loos, das Gebahren ihrer Verfolger wie ihrer Beschützer ist bezeichnend für den Geist der Parteien. Ihre Leiden beanspruchen unser inniges Mitgefühl, ihre Gleichgültigkeit gegen die deutsche Nationalität darf es ihnen nicht entziehen. Ein Jahr darauf finden wir ihre Peiniger, finden wir Oesterreich und Preußen um die Wette kabbalirend, wer dem Reichsfeind das linke Ufer an den Hals werfen dürfe, um sich eine andere Territorialentschädigung zu sichern. Wer empfand oder dachte damals etwas von deutscher Nationalität? Wenn wir glauben festgestellt zu haben, daß die Anzahl der Neuerungslustigen

nur in geringem Verhältniß zur Gesammtheit der Bürger gestanden hatte, so dürfen wir nicht verkennen, daß, wie schon angedeutet, Reinheit der Motive und der Ueberzeugung in dieser Minorität vorwaltete. Durch alle Prüfungen hindurch bewies sie nachmals heldenmüthige Ausdauer bei ihrer Sinnesart. Aber in den Augen der Obrigkeit von Gottes Gnaden ist kein Widerstand gehässiger als der des uneigennützig freisinnigen Denkers, und sie hat von jeher die süßeste Befriedigung hineingelegt, das Edle in ihm gefliffentlich ignorirend, ihn als ehrlosen Verbrecher herabzuwürdigen. Schöngeistelnde deutsche Fürsten haben nach 1830 und nach 1849 mit besondrer Wonne Schriftsteller, Philosophen, Dichter zum Wollzupfen, Spinnen, Marmorschleifen anhalten lassen, ganz wie Ferdinand von Neapel seine Minister mit Mördern an eine Kette schloß. Auch dem damaligen König von Preußen lag nichts mehr am Herzen, als der Legitimität die Opfer eines wollüstigen Rachefestes zu sichern. Darüber läuft beinahe ausschließlich die Correspondenz zwischen den Befehlshabern in und außerhalb der Festung hin und her. Der König will unbedingt sich auf Nichts einlassen, was die sogenannten Patrioten vor künftigen Heimsuchungen schützen könnte. Merlin zeigt sich dabei eben so ehrenhaft und human, wie sein Gegner sich klein und brutal zeigt. Er erklärt im Kriegsrath, lieber die ganzen Verhandlungen abzubrechen, als diejenigen, welche auf die Republik vertraut hatten, ihren Feinden Preis zu geben; er bietet sich selbst als Geißel und Kriegsgefangenen an, wenn der König den Klubbisten freien Abzug gestatten wolle. Endlich vereinigt man sich zu einer Fiction, welche beiden Theilen aus der Verlegenheit helfen soll. In der Capitulation wird von den Patrioten nicht die Rede sein; da aber allen Franzosen freier Abzug verbürgt ist, so möge wer da wolle sich mit der Masse davon machen, der König verzichtet auf eine Controle der Abziehenden. Allein

es war schon dafür gesorgt, daß die Rache des Herrn nicht um ihren Fraß komme. Was unter der Bedeckung der ersten Colonnen marschirte, kam glücklich durch, aber die weiter hinten folgenden Anführer wußten sich der Schutzbedürftigen nicht mit der nöthigen Energie anzunehmen, die Haufen der ehemals Ausgetriebenen warfen sich nach Vergeltung lechzend auf die Klubbisten, und viele der letztern wurden tödtlich mißhandelt. In der Stadt ging es noch schlimmer her. Soldaten und Volkshaufen übten Plünderung und Mißhandlung in allen Häusern, welche dafür gelten mußten Klubbisten beherbergt zu haben. Diejenigen der letzteren, welche auf höheren Befehl gefänglich eingezogen wurden, kamen deswegen nicht besser davon. Mit Stricken an einander gebunden, über die Rheinbrücke geführt, wurden sie noch bis nach Frankfurt hin den Angriffen des Pöbels preisgegeben. Der harmlose, menschenfreundliche Professor Blau starb an den Folgen der an ihm verübten Rohheiten, ein neunzehnjähriges Mädchen wurde mit Gewehrkolben erschlagen, weil sie in einem klubbistischen Liebhabertheater mitgespielt hatte, ihren beiden Schwestern ging's ebenso. Männer und Frauen wurden in Menge nach den Festungen Königstein und Erfurt gebracht und da in feuchten Löchern einer elenden Gefangenschaft überlassen. Ein Theil dieser Unglückseligen war ausdrücklich dazu vorbehalten worden, deutschen Gefangenen in Frankreich zur Freiheit zu verhelfen. Das Geißelnehmen war nämlich, zur Unehre der Revolution, von dieser eingeführt worden. Die französischen Heere hatten schon 1792 bei ihren ersten Einfällen in Saarbrück, Bliescastel, Zweibrücken Geißeln aufgehoben und in's Innere geschickt. Die Oesterreicher übten hernach Vergeltung im Elsaß und sendeten die von ihnen Ausgehobenen nach Mainz und Wesel in die Festungen. Während der Belagerung hatte, wie oben erzählt, der Conventscommissar eine Anzahl Mainzer nach

Frankreich transportiren lassen. Man hielt sie in Metz und Nancy gefangen. Bei der Capitulation nun war ausgemacht worden, daß eine gewisse Kategorie von Klubbisten so lange zurückgehalten werden sollte, bis jene Mainzer Geißeln entlassen wären. Aber die Ausführung unterblieb lange, theils durch französische, theils durch deutsche Schuld. Mittlerweile verkamen die Gefangenen in den Gewölben alter Festungsverließe, obgleich sich nachträglich ein Umstand herausstellte, der ihre Ansprüche auf Erlösung verstärkte. Während nämlich Mainz durch die Belagerung von Frankreich abgeschnitten und ohne Kunde geblieben war, hatte der Convent das von Forster, Lux und Patocki überbrachte Angebot der Einverleibung in die fränkische Republik angenommen, und so waren diejenigen, welche dafür optiren wollten, beim Abzug des belagerten Heeres, französische Bürger. Zwei Jahr lang wurde darüber zwischen den Conventsleuten und den deutschen Autoritäten negozirt. Merlin nahm sich ununterbrochen rühmlich seiner ehemaligen Schutzbefohlenen an. In seiner öffentlichen und Privatcorrespondenz finden wir ihn fortwährend dafür thätig, sie aus ihrer Haft zu erlösen. Er betreibt, wie er immer kann, die Rücksendung der Metzer und Nanziger Geißeln, damit auch die Kerker von Erfurt und Königstein sich öffnen möchten. Unterdessen bleiben die gefangenen Klubbisten sowohl, wie die, welche nach Frankreich entkommen sind, mit der Naivetät ihrer ersten Schwärmerei der Revolution und der Republik zugethan. Ihre Briefe sind rührend zu lesen. Einer fällt an Merlin's Seite im Krieg gegen die Vendéer, nachdem er fünfmal in derselben Schlacht an der Spitze seiner Legion angegriffen hat. Er war Vater einer zahlreichen Familie, die in Paris zurückblieb. Sein Familien-Name Riffel ist seitdem in Mainz wieder zu besonders katholischem Klang gekommen. Rühmliches Andenken verdient eine Frau Falziola, geborene Meletta, deren

Mann, Sohn, Schwager, deren sämmtliche Freunde in deutschen Kasematten lagen. Sie ruhte und rastete nicht, die Sache der Unglücklichen zu betreiben, bald ist sie hinter dem Convent, bald hinter dem Wohlfahrtsausschuß, bald hinter Merlin her, und wirklich nicht ohne Verdienst an der schließlichen Erlösung. Dieselbe erfolgte während der zweiten Umzingelung von Mainz durch die Franzosen. Noch über fünfzig ehemalige Klubbisten wurden damals von dem preußischen Befehlshaber an die republikanischen Vorposten ausgeliefert. Es geschah dies am 9. Februar 1795. Merlin hatte wiederum die Correspondenz geführt. Die Befreiten gingen nach Frankreich, die meisten in's Elsaß. Nach dem, was sie erlebt und erlitten, war es nicht zu verwundern, daß ihre Wünsche und ihre Hoffnungen bei Frankreich blieben. Die Wiedereroberung des linken Rheinufers war für ihre Vorstellung die einzig denkbare Beendigung des Exils, und sie kehrten in der That beinahe alle nach dem Frieden von Campo Formio in die Heimath zurück. Jene Anschauung war ihnen um so weniger zu verargen, als selbst den Vorkämpfern deutscher Nation die Abtretung der Rheinlande an Frankreich während dieser ganzen Zeitläufte ein vertrauter Gedanke blieb und im genannten Friedensschluß nichts zur Erfüllung gedieh, als was bald österreichische bald preußische Diplomaten dem Wohlfahrtsausschuß und dem Directorium seit vier Jahren nahe gelegt hatten. Auch war es in der ganzen Zeit zwischen dem Rückzug der Franzosen und ihrer Wiederkehr deutscher Seits nicht zu einem friedlichen Besitzstand gekommen. Den Kurfürsten zwar hatten die preußischen Heere zurückgeführt. Er hatte während der Belagerung nur einen Besuch von wenigen Tagen bei den Zelten des Königs gemacht, und zur Schonung seines landesväterlichen Herzens vorgezogen, in Aschaffenburg zu residiren, während seine Heerde bombardirt wurde. Dafür fuhr er hinter den sieg-

reichen Truppen als Triumphator wieder ein. Die treuen Metzger, als Sinnbilder ohne Zweifel des vom Geist besiegten Fleisches, zogen seinen Wagen. Sein erster Regentenact war die Einsetzung eines Criminalsenats zur Untersuchung gegen die Hochverräther, unmittelbar darauf folgt eine ganze Reihe von Erlassen zur Annullirung aller Trauungen, Taufen, Absolutionen und sonstigen Verrichtungen der Priester, welche der Republik geschworen hatten. Alle Perücken der guten alten Zeit wurden von Neuem gekräuselt und gepudert. Von da ab hörte natürlich auch jede politische Meinungsäußerung in der Stadt wieder auf. Die Häupter waren vertrieben oder gefangen und der permanente Kriegsstand erdrückte alle Formen des bürgerlichen Lebens. Lange Zeit hindurch gerieth das ganze linke Ufer mit Ausnahme der Stadt Mainz wieder in französische Gewalt. Diese selbst wurde im Herbst 1794 umzingelt und im Laufe des Winters von 94 auf 95 förmlich belagert. Es war ein Jahr, welches im Kalender für seinen unerhörten Frost berüchtigt blieb. Auf der Eisdecke des Rheins manövrirten die Kanonen wie auf fester Erde; der französische Soldat, ohnehin entblößt, litt furchtbar. Aber weder der Convent, noch der Wohlfahrtsausschuß, noch die Generale mochten dem Gedanken Raum geben, auf Mainz, als den Schlüssel des Rheinlandes, zu verzichten. Auf welchem Stand sich damals das deutsche Nationalbewußtsein befand, ist in einer ebenso traurigen als denkwürdigen Art aus den Verhandlungen zu ersehen, die sich zunächst um den Baseler Frieden drehen. Preußen wie Oesterreich gaben dem Wohlfahrtsausschuß unter der Hand Aussicht auf die Rheinlande gegen Länderentschädigungen auf dem rechten Ufer, zu welchen Frankreich die Hand bieten sollte. Oesterreich verlangte Baiern, Preußen Hannover. In der Pariser Regierung gab es eine preußische und eine österreichische Partei. Merlin gehörte zu letzterer. Der

Friede mit dem Kaiser schien ihm wichtiger als der mit dem König, und „wenn wir jenem schließlich denn Baiern zugestehen müssen, um den Rhein zu erhalten," schreibt er nach Hause, „ma foi nous sauterons le bâton." Doch kam der Abschluß mit Preußen zuerst zu Stande. Das Schicksal der Rheinlande wurde künftigem Abkommen vorbehalten, ein großer Theil vorläufig für neutrales Gebiet erklärt. Inzwischen hatte Clerfayt die Franzosen zur Aufhebung der Belagerung von Mainz gezwungen und es blieb unter Oesterreichs Schutz, bis es von diesem im Frieden von Campo Formio an Frankreich definitiv abgetreten wurde.

Von da ab beginnt, wie man es im Lande nennt, die „französische Zeit;" denn die dreiundneunziger Episode, oder wie sie in der Ueberlieferung der Volkssprache heißt: die Guschtine-Zeit (Custine) war nicht sowohl französischer als revolutionärer Gesinnung. Der Einverleibungsbeschluß des Convents, obgleich er auf alle Fälle zu einer Verschmelzung mit Frankreich hätte führen müssen, war in der Fiction seiner Urheber doch nur aus der mechanischen Nothwehr hervorgegangen. Bis dahin hatte es sich in ihrem allerdings leichtfertigen Sinn nur um Freiheit auf eigenen deutschen Füßen gehandelt. In keinem einzigen der massenhaften Erlasse der französischen Generale und Commissarien erhebt sich der Anspruch an eine Incorporation. Alle öffentlichen Actenstücke erscheinen blos in deutscher Sprache. Der Mainzer Convent selbst constituirt sich ausdrücklich für einen deutschen Freistaat, und die jenseitigen Versuche zur Berufung auf einen gemeinsamen Stammesursprung tragen, wo sie auftauchen, gerade das entgegengesetzte Gepräge derer, welche man uns heute vorbereitet. Die Revolution, der es doch an Kühnheit der Theorieen sonst nicht gebrach, hatte sich noch nicht dahin verstiegen, aus den deutschen Rheinbewohnern gallische Abkömmlinge machen zu wollen,

wie wir das heut erleben. Die Schüler Rousseau's, wesentlich auf das abstracte Vernunftrecht erpicht, kamen für ihr historisches Bedürfniß mit der Anlehnung an die antike Republik aus. Es war dem gelehrten Frankreich des 19. Jahrhunderts vorbehalten, seine historische Schule, welche gleich seiner romantischen aus deutschen Anregungen entsprungen ist, nach mystischen Belegen für die Ansprüche auf den Rhein auszusenden und letztere in dem angeblichen vorsündfluthlichen Besitzstand jener celtischen Nation zu finden, deren ganze Existenz von sagenhaften Problemen umhüllt ist. Wenn man heute das celtische Blut auf deutschem Boden nachweisen möchte, so appellirte man 1792 umgekehrt an die Nachweisung des germanischen Blutes auf dem französischen Boden. Und das hatte jedenfalls die Wahrheit für sich. Man machte Concessionen, statt sie zu verlangen. Man nannte sich die neu-fränkische Republik, um daran zu erinnern, daß man eigentlich nur ein Ableger jener alten Germanen sei, welche Gallien unterworfen und zu einem großen Theil bevölkert hatten; und bis in das Consulat hinein wurden aus den Bewohnern der Rheinlande besondere „fränkische Legionen" (Legions des Francs) in den Heeren der Republik gebildet. — Die Gesammtheit dieser Erscheinungen, obgleich für die spätere Geschichte ohne praktische Bedeutung, verdient unsere Aufmerksamkeit um des Unterschiedes willen, welchen sie zwischen der republikanischen und der monarchischen Propaganda nachweist. Das Princip der Freiheit ist dem Princip der Nationalität hold, wenn es nicht mit ihm gleichbedeutend ist. Obwohl die Idee der Nationalität als solche im 18. Jahrhundert entfernt nicht so entwickelt und populärisirt war, wie im gegenwärtigen, so konnte doch das erobernde Frankreich, so lange es selbst Freistaat war, nicht umhin, überall nationale Republiken und nicht Annexionen hervorzurufen, in

Italien, wie in Holland, wie am Rhein. War es auch nur Politik unter Vorbehalt, es war doch ein Tribut an den Grundsatz. Der Monarchismus dagegen, ohne Achtung für die Freiheit, ist auch ohne Achtung für die Nationalität. Unter dem Consulat und dem Kaiserthum werden die Gebiete des linken Rheinufers durch und durch assimilirt. Mainz wird eine französische Präfectur. Der einförmige Militärdespotismus hat bald verwischt, was von Anhänglichkeit an die französische Revolution oder an das deutsche Reich mochte übrig gewesen sein. Jede mechanische Gewalt hat die Mittel, sich der Masse der Geister zu bemächtigen, weil sie dazu nur die schlechten Instincte zu hegen und zu pflegen braucht, welche eben so wie die guten in jedem Volkscharakter schlummern. Ein Statusquo, welcher an die Seelengröße der Nation appellirt, wird sie groß finden; der sie aber kleinlich wünscht, braucht nur ihren Krämersinn wachzurufen. Das Kaiserthum blendete mit Macht und Pomp, bestach mit den Gewinnsten, welche dem Bürger aus den Anhäufungen und Durchmärschen der endlosen und übermüthigen Armeen zuflossen. Als eine Gränzfestung ersten Ranges sah die Stadt beinahe alle Colonnen des unermüdlichen Kriegers aus- und einziehen und da der Soldat, so lange er auf fremdem Boden war, keine Löhnung bezog, so ward Mainz für ihn, was die großen Hafenplätze für den Matrosen sind: ein Ort der Ausrüstung bei der Abfahrt, ein Ort des Genusses bei der Rückkehr. Mainz wurde wieder, seinem Ursprung getreu, ein Tummelplatz der Legionen, welche von diesem Lager aus die Erde überströmten. Wie vor zweitausend Jahren rief die heroische Willenskraft des Imperators große Civilisationsanstalten in's Leben: zunächst zum Zweck seiner Kriege die großen Heerstraßen, an denen es zu Kurfürstenzeiten gänzlich gefehlt hatte. Eine steinerne Brücke sollte sich über den Rhein er-

heben. — Während eines halben Menschenalters tägliche Augenzeugen der in's Unbändige wachsenden Uebermacht auf der einen Seite, der Demüthigung des Vaterlandes auf der anderen, lebten sich die Bewohner des Rheinlandes in den Gedanken ein, wie das Elsaß, unzertrennlich mit Frankreich vereinigt zu sein. Die kaiserliche Allgewalt, welche schon so blendend wirkte, ließ sich sogar zeitweise zu den kleinen billigen Schmeicheleien herab, welche das Herz des Spießbürgers kitzeln. Mainz wurde zu einer der „bonnes villes de France“ ernannt, um ihm keinen Zweifel mehr über seine Nationalität aufkommen zu lassen; Napoleon und Maria Louise residirten zeitweise in dem alten deutschen Ordenshause. So sehr hatte sich die Sinnesentfremdung eingenistet, daß selbst, als die Zeit der schweren Prüfungen kam, der Gedanke eines Abfalls nicht Raum fand. Die rasenden Conscriptions-Aushebungen der Jahre 1811,12 und 13, der Rückzug aus Rußland, die Kriegspest und der Typhus, welchen die schauerlich demoralisirten Truppen der Stadt einimpften, so daß die Bürgerschaft selbst von ekelhaften Krankheiten dezimirt wurde, kurz der concentrirte Ausbruch des ganzen Jammers, welchen die Napoleonische Barbarei über die Welt gebracht hatte, weckte nicht Haß gegen Frankreich, nicht Hinneigung zu Deutschland. Noch nach der Schlacht bei Leipzig, als die wirren Soldatenknäuel sich bei Hanau einen blutigen Rückweg gebrochen hatten und in die Zuflucht der Festung hineinströmten, verfiel in der Stadt Niemand auf den Gedanken, daß die Siege der Alliirten das Rheinufer wieder an Deutschland bringen könnten. Die ganze jugendfrische, heldenthümliche, patriotische Erhebung des Nordens hatte nicht das leiseste Echo in diesen Mauern wach gerufen. Im Gegentheil. Das Rachegefühl, mit welchem 1793 die preußischen Soldaten in die abtrünnige Stadt eingezogen, war auf beiden

Seiten zur gehäſſigen Ueberlieferung geworden. Das „Mainzer Klubbiſtenvolk“ blieb als ein Gegenſtand des Abſcheus ſprüchwörtlich im Munde der deutſchen Offiziere, und nach dem Geſetze der Wiedervergeltung erhielt ſich auf der andern Seite die Vorſtellung einer deutſchen Truppe unzertrennlich von der Vorſtellung eines boshaft brutalen Stockprügelregimentes über alle bürgerlichen Sphären. Als 1814 nach dem Pariſer Frieden Mainz an Deutſchland zurückfiel, begegnete man ſich mit dieſen Reden auf den Lippen. Vor der Räumung der Stadt ging das Geſpräch unter der Bürgerſchaft: wer von den abziehenden Franzoſen irgend etwas kaufe, werde mit den unvermeidlichen „fünfundzwanzig“ tractirt werden. Dieſe heilige Zahl war das Geſtirn, unter welcher das Licht der Nationalität wieder in den Augen der Leute aufging, und die Schaaren von Koſaken, Baſchkiren, Rothmänteln, mit welchen ihre Häuſer jetzt belegt wurden, trugen nicht ſonderlich zur Milderung dieſer Anſichten bei. Bis 1816 dauerte dieſer Zuſtand. Einquartierungen und Kriegsſteuern preßten die Stadt aus. Trotz einiger brüderlichen Proclamationen wurde ſie als eine eroberte behandelt. Eine bairiſch-öſterreichiſche Adminiſtration für die Provinz, eine öſterreichiſch-preußiſche für die Stadt ſelbſt ſtellten eine Art proviſoriſcher Regierung vor, die im Juli des ebengenannten Jahres der heſſen-darmſtädtiſchen den Platz räumte. Wäre damals nicht Deutſchland um den Lohn ſeiner blutigen Arbeit ſo ſchmählich betrogen worden, es würde ihm auch die Schmach erſpart geblieben ſein, einen Theil ſeiner Bevölkerung noch Jahrzehnte hindurch den Fallſtricken einer thörichten Verirrung zu überlaſſen. Die Erſcheinung, daß ein Landſtrich ſich, nach Austreibung des Fremden, unter deſſen Herrſchaft zurückſehne, iſt in der Geſchichte etwas ſo Unerhörtes und namentlich in unſeren Tagen etwas ſo Unbegreifliches, daß die ganze Scheußlichkeit der Wiener Congreß-

Schöpfung dazu gehört, um sie zu erklären. Erstand den Deutschen ein politisches Vaterland, so war im selben Augenblick die böse Saat des französischen Zwischenreichs vernichtet, es war, wie die Volkssprache am Krankenbett sich ausdrückt, der Natur geholfen. Denn nicht nur leicht beweglichen Blutes ist der Rheinländer, sondern auch allen guten Regungen von Herzen zugänglich. Aber Alles, was er jetzt erlebte, drängte ihm nur die eine Empfindung auf: daß die deutschen Fürsten nichts Anderes erstrebten, als die Wiederherstellung jener verhaßten feudalen Kleinstaaterei, deren Sturz er mit Beifall begrüßt und im Lauf der Erfahrung gesegnet hatte; und es bemächtigte sich seiner Seele jener andre menschliche Zug, das Gute in die Vergangenheit zu verlegen. Wie Frankreich selbst im Ingrimm über das bourbonische Pfaffenregiment den Namen des gestürzten Despoten zum Losungswort des freisinnigen Widerstands machte und die Volksgeißel als Volksidol besang, so warfen sich die Rheinländer im Mißmuth über die deutsche Junkerwirthschaft in die Liebäugelei mit dem französischen Wesen. Glücklicher Weise mit geringem Erfolg. Kein Béranger und kein Thiers verherrlichten hier die gefahrvolle Richtung, kein Joinville führte die Todten zurück; und das Jahr Achtundvierzig versiegelte diesseits die Gruft, welche es jenseits wieder geöffnet hat. — Aber kehren wir zurück zum Jahr sechszehn. Nicht einmal den morschen Haltpunkt der treuherzigen Anhänglichkeit an einen alten Herrn gab die neue Seelenvertheilung dem Bewohner jener Provinz. Selbst die guten Leute, welche sich in Cassel an dem wiederkehrenden Anblick des kurfürstlichen Zopfes freuen mochten, fanden in Mainz nicht ihren Augentrost. Gab es doch deren bei uns noch lange, welche behaupteten: seit Kurfürsten-Zeiten wäre kein schöner Sommer mehr über das Land gekommen. Jetzt sollte ihnen auf einmal über Nacht Lieb' und Treu' zu dem Großherzog von Darmstadt aufblühen.

Was wußten sie von Darmstadt? Daß der Landgraf 1792 bei Custine's Anmarsch über Hals und Kopf seine Truppen an sich gezogen und, nachdem er mit den Andern bramarbasirt hatte, Mainz im Stiche gelassen, um seine Neutralität zu salviren*); daß später einmal der Großherzog von Bonaparte's Gnaden drüben bei Kastel an dem Brückenkopf zwei geschlagene Stunden lang de- und wehmüthig auf den Kaiser gewartet, um ihm seinen Bückling zu machen, und daß ihn der Mann im kleinen Hütchen Monsieur de Darmstadt geheißen! Natürlich schickte der neue Potentat Beamte, die auf seinem eigenen Mist gewachsen, zur Verwaltung und Assimilirung der frischerworbenen Provinz aus. Das war ihm nicht zu verdenken. Es hätte es Jeder an seiner Stelle gethan. Aber dem Linksrheinischen war eben darum der Rechtsrheinische nur noch mehr zuwider als ohnedies ein nächster Nachbar dem andern, da wo einmal der Geist des Particularismus überhaupt der Kleinlichkeit und Eifersüchtelei das Signal gegeben hat. Nichts hat mehr Drang zur Consequenz in's Unendliche hinein, als das Princip der Theilung. Schnurstracks geht seine Logik fort bis zum Atom. Bei der Theilung Deutschlands hatte die fürstliche Eigennützigkeit an die provinziale Selbstsucht, an das spießbürgerliche Vorurtheil appellirt, um einen populären Boden zu finden. Warum sollten diese politischen Untugenden just an den Grenzen stehen bleiben, welche die Phantasie der Diplomaten gezogen hatte? Wahres und

*) 1791 hatte der Landgraf von Darmstadt den Reichstag bestürmt, ihm zu seinen Gütern und Rechten im Elsaß zu verhelfen, auf daß nicht „ein seit Jahrhunderten verehrungswürdig gewesener Fürst der Katten in seinem eigenen Lande auf's Möglichste unvermögend werde."

Als ihn ein Jahr darauf die Mainzer um Hülfe anriefen, antwortete er: „Die Franzosen hätten seine Güter im Elsaß so gut behandelt, daß er sich nicht mit ihnen überwerfen wolle." (K. Klein, Geschichte von Mainz.)

Falsches verbanden sich in der volksthümlichen Anschauung zum Widerwillen und zur Verachtung gegen Alles, was aus den jenseitigen Provinzen herrührte. „Darmstädtisch" wurde eine Bezeichnung für den Inbegriff der Abgeschmacktheit und Armseligkeit, der letztern besonders auch um deswillen, weil sich das gesegnete Rheinland als die Kornkammer ansah, von deren Reichthümern der von Haus aus dürftige Hof mit der ganzen Beamtenschaar der minder fruchtbaren Erbstaaten zehre. Sand und Zwiebeln, hieß es, sei Alles, was sie hervorbrächten, und was dergleichen nachbarliche Bosheiten mehr sind. War man doch überdies nicht blos dem Darmstädter unterthan, sondern noch dazu dem Oesterreicher und dem Preußen, welche mit deutsch-militärischer Brutalität das Regiment über die Stadt führten. Das Verhalten des Soldaten gegen den Bürger kam mehr als alles Andre der Vorliebe für den Fremden zu Hülfe. Seit den Feldzügen des Mittelalters hatte sich der französische Kriegsmann den Ruf der Urbanität, der spanische den der Habsucht, der deutsche den der Rohheit erworben. Die Gräuel, welche unter Ludwig XIV. begangen worden, kommen, wie die Dragonaden und alle dahin einschlagenden Teufeleien, ganz besonders auf die Rechnung des pseudogroßen Königs und des Katholicismus. Bei der Invasion von 1792 erregte die Menschenfreundlichkeit des republikanischen Heeres nicht blos das allgemeine Erstaunen, sondern sogar die Indignation der Gegner. Einem von Speyer zurückkommenden kurfürstlichen Offizier, welcher sich in Anerkennung darüber ausbreiten wollte, herrschte der Commandant zu, er möchte schweigen, und nicht den Feind populär machen. Es wäre ihm lieber, setzte er hinzu, daß Cüstine mit Feuer und Schwert gehaust hätte. Freilich sagte man, das sei lauter Berechnung und Politik. Aber wo Cüstine es für klug fand, schonend zu verfahren, da hätten ein Haynau oder Urban

gewiß Gründe entdeckt, aus Politik Weiber und Kinder füsiliren zu lassen. Der deutsche Offizier ist ein fürstlicher Leibgardist und in Haß und Verachtung gegen den Bürger großgesäugt. Selbst in den Zeiten der härtesten Prüfung hatte der Franzose seine Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit nicht verleugnet. Jene Episode aus der ersten Belagerung, die auch Göthe erzählt, haben wir schon oben erwähnt: sogar auf dem Rückzug aus Rußland und nach der Flucht von Leipzig benahm sich der Soldat nicht wüst und wild. Wie stach dagegen das Auftreten der Fähndriche ab, welche von „Galgenstrick“ und „Klubbistenvolk“ überflossen! Schon Anno dreiundneunzig nach der Einnahme einer pfälzischen Stadt hatte ein preußischer Oberst die als jakobinisch denunzirten Bürger, ja sogar einige Frauenzimmer, unter vorgehaltenem Bajonett gezwungen, den Platz, wo der Freiheitsbaum gestanden, mit Kehrbesen zu säubern. Ganz wie kürzlich die Engländer mit den Indiern in Cawnpore verfuhren. Und wie stolz mag das Offiziercorps auf die Heldenthat gewesen sein! Besonders der preußische Lieutenant —

„den mein' ich immer, wenn ich Lieutenant sage,“

mit seiner Combination von Uebermuth und Hungerleiderei ward dem harmlosen und wohlgenährten Bürger ein Ziel für Spott und Abscheu. Ich höre sie noch, die alten Leute, wie sie sich die unsterblichen Geschichtchen erzählten. Statt der Westen, sagte der Eine, hatten sie einen Lappen rothen Flanells zwischen die Bruststücke des Fracks eingenäht; — unsre Talglichter, rief der Andre, stahlen die Feldwebel, um sich die Zöpfe zu wichsen; — ach weißt du noch, rief die alte Frau dazwischen, der Lieutenant Grauer, der bei uns einquartiert, dem nichts recht zu machen war, und der des Abends, wenn er zu Ball ging, die schwarzwollenen Strümpfe der Köchin borgte! Solche Narretheien im Bunde mit dem

„eingefrorenen Dünkel" waren außerdem nicht einmal nöthig, damit man sich von beiden Seiten abstieße. Die gemischte Besatzung selbst gab den Ton dazu an, daß der Deutsche den Deutschen als Fremden und als Feind behandle. Es kam in den ersten Jahren nach dem Frieden manchmal zu wahren Gefechten zwischen österreichischen und preußischen Soldaten. Die schöne Tradition ist bekanntlich noch heute nicht verklungen.

Die eigentliche Wurzel aber der Anhänglichkeit an die Fremde saß im bürgerlichen Rechtsleben. Hier war vor allen Dingen eine thatsächliche Gemeinsamkeit mit dem ehemaligen Eroberer, eine Scheidung von dem neuen Landesregimente stehen geblieben; und Alles darin zeugte von den Vorzügen des ersteren, von den Mängeln des letzteren. Es kann nicht gestattet sein, bei dieser Gelegenheit in eine Untersuchung der Materie selbst einzudringen. Die Sache ist bekannt und gewürdigt. Seit fünfzig Jahren ringt Deutschland und bis jetzt nur mit theilweisem Erfolg nach jenen ersten Bedingungen einer vernünftigen Gesetzgebung, welche das Genie der Revolution in seiner kurzen Blüthezeit mit unerreichter Meisterschaft vollendet hat. Geschworenengerichte, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, ein aller Welt zugängliches feststehendes Gesetzbuch, allgemeine Gleichheit vor demselben bildeten einen leuchtenden Gegensatz zu den mittelalterlichen Institutionen der angränzenden Lande von Darmstadt oder Nassau. Inquisitionsgerichte, unendliches Schreiberwesen, privilegirte Gerichtsstände, Vermischung der Justiz und Verwaltung und ein legislativer Wust, der auf die Verhältnisse des modernen Lebens nicht mehr anzupassen war, erfüllten den Rheinländer mit Grauen vor einer legalen Berührung mit den allernächsten Städtchen. Wie sollte er Geschäfte machen mit seinem Nassauer oder Darmstädter Nachbar? Bei dem ersteren gab es nicht den Schatten

eines Wechsel- oder Handelsrechtes, bei dem letzteren ward es Einem dunkel vor den Augen, wenn man den Spinngeweben des Starkenburger, Solmser, Lycher, Katzenellenbogener Landrechts nahe kam, ich nenne nur die erhabensten. Ist es da zu verwundern, daß sich im Juristenstande vor allen anderen die Französelei festsetzte? Er blieb das Gefäß der lebendigen Erinnerung an die Fremdherrschaft, der Antipathie gegen das Alterthümliche, welches von jenseits eifersüchtig herüberlugte. Man sagt, es gebe keine Nase, die ganz lothrecht auf dem Gesichte stehe. Mehr noch als die Nase ist der Verstand des Menschen von Natur einseitig. Das Schwergewicht seiner Selbstliebe und seines Ruhebedürfnisses drängt ihn aus der schwebenden Unparteilichkeit in die festgepfählte Beschränktheit hinein. Die Verehrung des Franzosenthums ward in unsern Gerichtsleuten zum Steckenpferd, um so widerwärtiger, als ihm der Ausgangspunkt des politischen Liberalismus bei der Mehrzahl nach und nach abhanden kam.

Eine der wenigen Gründungen der französischen Gesetzgebung, an welche die hessische Regierung sogleich Hand anzulegen gewagt hatte, war die freie Advocatur. Sie hatte mit richtigem Instinkte auch diese von ihrer Ernennung abhängig gemacht. Der Richterstand blieb zwar unabsetzbar, doch ist diese äußere Garantie gegen herrschaftliche Einflüsse überall da sehr bedingt, wo das Avancement von der Regierung abhängt, denn auf letzteres ist der Richter angewiesen, und am allermeisten bei dem französischen System, welches — zum mindesten damals — ihn höchst kümmerlich bezahlte. So drängte sich leicht von der einen Seite der Beamtenservilismus ein, ohne von der anderen das antideutsche Vorurtheil hinauszudrängen. Nur der Spiritus des revolutionären Instinktes ging zum Teufel. Die Eitelkeit der fremden Form blieb vorzugsweise Gegenstand

der Verehrung. Schauer der Unendlichkeit rieselten den Rücken herab, wenn die Sprache auf die rothen Talare des Pariser Cassationshofs kam, und mit ehrfurchtsvoller Rührung erzählten die ergrauten Kanzlisten uns spätgeborenen Candidaten, wie zur guten alten Zeit der Assisenpräsident seinen feierlichen Aufzug gehalten und einer Schildwache vor seiner Thüre genossen habe; und was der Schnurren dieses Calibers mehr waren. Besonders lebhaft schillerten alle diese Thorheiten da, wo sich die soldatischen Reminiscenzen einmischten, denn diese waren vielfach im Juristenstand vertreten. Mancher hatte beim Regierungswechsel den Degen mit der Toga vertauscht, und die Leute, welche sich als Offiziere der großen Armee in Spanien und Rußland herumgeschlagen hatten, wurden nicht eben die schlechtesten Praktiker. Aber sie blieben stolz auf ihre Feldzüge, verzeihlicher Weise. Es schmeichelte dem Selbstgefühl, an den fabelhaften Zügen einer alexandrinischen Periode thätigen Antheil genommen zu haben. Daß man zu Deutschlands Erniedrigung mitbeigetragen habe, mochte Keinem beikommen. Es hatte vorher kein Deutschland gegeben und gab keines nachher. Wer sich davon überzeugen wollte, brauchte blos die Acten der schwarzen Commission nachzusehen, die er unter der Hand hatte, oder die des Bundestags, die ihm nahe lagen. In der besten Gesellschaft hatte man dem Korsen gedient. Prinzen aus dem Geblüt des eben neu angestammten Herrschers erinnerten sich mit Wohlgefallen ihrer französischen Campagnen. Hatten doch von jeher die kleinen deutschen Fürsten mit Stolz unter französischen Bannern gedient. Die Namen der zwölf deutschen Regimenter, welche unter dem vierzehnten, und der fünfundzwanzig, welche unter dem fünfzehnten Ludwig in der französischen Armeeliste figuriren, haben die Erinnerung jener Dienstbarkeit verewigt. Eines derselben hieß sogar aller-

eigentlichſt: Hesse-Darmstadt. Neben ihm gab es: ein Regiment Furstenberg, Royal Allemand, Royal Bavière, Salm, Lamark, Nassau, Royal Deux-Ponts, u. ſ. w.*) Der Soldat, hinter dem kein großes national fühlendes Vaterland ſteht, kann bei der beſten Charakteranlage nichts werden, als ein Landsknecht. Was natürlicher, als daß der Veteran des Rheinbunds lieber in der Gloriole ſeiner Waffenthaten fortlebte, als in dem zerknirſchenden Bewußtſein der Erniedrigung, an der er ſelbſt mitgearbeitet hatte? In dem Maaße als die Kaiſerzeit der Geſchichte anheimfiel, bildete ſich das heroiſche Element ihrer Abenteuer noch legendenhafter aus, und ihre Ueberbleibſel mochten ſich nicht den Luxus verſagen, ſich ſelbſt und den Nachgeborenen ein Gegenſtand der Verehrung zu werden. Ein förmlicher napoleoniſcher Cultus wurde in Geſtalt der ſ. g. Veteranenvereine hergeſtellt. Der Zuſatz von hiſtoriſcher Ehrwürdigkeit, welcher die Sache etwa bei nachſichtiger Beſchauung hätte retten können, verſchwand unter der läppiſchen Selbſtgefälligkeit, welche dem paradeſeligen Spießbürgerthum und dem ruhmredigen Alter beiwohnt; und vollends unerträglich war die Naivetät, mit welcher die guten Leute ſich in gänzlicher Unwiſſenheit zu der Rolle verhielten, welche ſie als Deutſche unter ihrem großen Kaiſer geſpielt hatten. Wer nur immer durch die verzweifelten Aufgebote der letzten Widerſtandsverſuche Bonaparte's für einige Tage unter's Gewehr gekommen war, kredenzte ſich jetzt die Süßigkeit, als ein Trümmer der „Großen Armee" wieder aufzutauchen. Alljährlich am 5. Mai begingen die Vereine die Todesfeier ihres Feldherrn. Ein trophäengeſchmückter Saal empfing die Getreuen. Namen für Namen wurde aufgerufen und der Ueberlebende antwortete ſtolz mit dem

*) Fieffé, Hist. des troupes étrangères au service de la France.

urtextlichen „Présent“! Die Trommel wirbelte die alten Märsche, und der großmüthige Rhein lieferte in Fülle den Saft der Begeisterung zum Andenken an seine eigene Entehrung. Ganz natürlich und ohne allen Arg thronte zu Häupten der Gesellschaft und noch über dem Idol von Austerlitz die Büste Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Hessen und bei Rhein. Die loyalen Imperialisten erfreuten sich der allerhöchsten Protectionen. Staatsbeamte der obersten Rangstufen präsidirten, Gerichtspräsidenten, Richter, Advocaten, Notare stiegen brüderlich herab zu dem gemeinen Handwerker. Die schöne Idee der französischen Herrschaft verband alle Gemüther!

Die Regierung, welche dem unschuldigen Bruder Studio sein schwarz-roth-goldnes Band nicht gönnen mochte, ließ die Sonne ihrer Huld über dem kaiserlichen Adler leuchten. Und mit Recht: denn obgleich die Burschenschäftelei beschränkt und ungefährlich war, wie die Fransquillonerie, so lag doch in jener prinzipiell wenigstens der bedenklichere Keim. Der Gedanke einer nationalen Wiedergeburt ist den Fürsten von jeher schrecklicher gewesen als der Gedanke eines Angriffs von Außen. Der wesentliche Dienst, welchen der Cultus der französischen Reminiscenzen dem Landesoberhaupt leistete, bestand in der Unterhaltung des provinzialen Sondergeistes. Mochte man auch der absurdesten und streng genommen feindseligsten Ueberlieferung anhangen, man war doch nicht brüderlich deutsch gesinnt; mochte das Auge nach Frankreich hinüberschielen, wenn nur das Ohr dem Pulsschlag eines gemeinsamen Vaterlands im Herzen der Nation taub blieb. Die Gährung, welche der Pariser Julirevolution in Deutschland nachfolgte, fand unter solchen Umständen wenig Nahrungsstoff in Rheinhessen. Wahrhafter Freiheitstrieb ist ohne nationales Bewußtsein nicht denkbar. Einzelne Persönlich-

keiten, die ihren Geist an deutschen Hochschulen erweitert hatten, betheiligten sich wohl an den deutsch-patriotischen Versuchen, deren Schauplatz das nahe Rheinbaiern ward, allein die Gesammtbevölkerung blieb beinahe gleichgültig. Selbst der Krawall im benachbarten Frankfurt und die von da eingebrachten und den Festungsgefängnissen übergebenen Studenten erweckten kein lebendiges Mitgefühl. Wenn andrerseits mit dem allmähligen Aussterben der älteren Generation die Verehrung für die Tricolore erkalten mußte, so wuchs an ihrer Stelle doch mehr Gleichgültigkeit als deutscher Sinn auf. Die Drohungen des Ministerium Thiers vermochten ebenso wenig nationale Begeisterung anzufachen, als es die Ermunterungen der Wirth und Siebenpfeiffer zehn Jahre vorher auf umgekehrtem Wege vermocht hatten. Mit völliger Gemüthsruhe und wie Etwas, das ihn wenig kümmerte, sah der lustwandelnde Bürger zu, wie die Oesterreicher und Preußen ihre Festung verpallisadirten. Es ist wahr: man wünschte nicht mehr die Franzosen herbei, aber man zitterte auch nicht vor dem Gedanken ihrer Rückkehr. Das schlechte Lied von Niklaus Becker ward einigen Singvereinen andoctrinirt, aber populär wurde es hier nur mit einer sehr ausgesprochen ironischen Betonung. Nirgends mußte man auch besser wissen, daß frei und deutsch und Rhein sich nur spottweise reimen ließ.

Wie sehr in diesem unvermeidlichen Bewußtsein und in der historisch begründeten Hoffnungslosigkeit einer vaterländischen Regeneration der Indifferentismus der Episoden von 1830 und 1841 gewurzelt hatte, das erhellt ganz augenscheinlich aus dem urplötzlichen Stimmungsumschlag des Jahres Achtundvierzig. Beim ersten Lichtblick einer großen deutschen Zukunft war der ganze Spuk im Nu zerronnen, die Erinnerung selbst an die herkömmliche Ausländerei war wie weggewischt, und Jedem lag es sonnenklar

vor Augen: der Instinkt der politischen Freiheit befand sich zum ersten Male auf dem rechten Wege, als er die Idee eines einigen deutschen Vaterlands empfangen hatte. Keinen Augenblick während der vielgestaltigen Bewegung dieses Jahres erhob sich der Schatten der Französelei aus dem Grabe, in welches ihn die neue Zeit für immer gebettet hat. Ja, was noch mehr ist: alle Schamlosigkeiten der nun folgenden zehnjährigen Reaction vermochten nicht, den Volkscharakter von dieser Seite zu demoralisiren. Von allen die einzige Märzerrungenschaft, welche übrig blieb, war die Vereinigung im Geiste mit einer — allerdings noch zu schaffenden — deutschen Nation. Natürlich: es war auch die einzige Errungenschaft, welche nicht großherzoglichen Bewilligungen verdankt wurde. Was die Großmuth der Krone in ihren Nöthen gegeben hatte, das nahm sie alsbald zurück bis auf den letzten Faden. Und so ist's recht: denn geschenkte Freiheit ist wie des Spielers gewonnenes Geld. Sie kehrt dahin zurück, woher sie gekommen. Nur was die Krone nicht gegeben hatte, das konnte sie auch nicht nehmen; die Erkenntniß des einzigen Heils für alle Zukunft.

„Ein unglückliches Volk hat kein Vaterland," sagt ein Redner der großen Revolution. Man muß aber auch hinzufügen: ohne Vaterland giebt es kein Volksglück. In diese beiden sich ergänzenden Sätze faßt sich die Einsicht zusammen, welche wir aus der Verfolgung des bisher geschilderten Entwicklungsganges gewinnen wollten. Nicht müßige Unterhaltung an schon oft erzählten Vorfallenheiten war unser Endzweck, sondern der praktische Schluß auf Verhältnisse einer brennenden Thatsächlichkeit.

Es ist überflüssig, nachzuweisen, wie nahe die Möglichkeit kriegerischer Ausbrüche vor uns liegt. Königliche Reden erinnern uns oft genug daran, wenn es gilt, die Steuern

und die Bataillone zu vermehren. Daß es damit allein nicht geschehen, fällt den erhabenen Sprechern in ihrer Besorgniß um die „Rechte Dritter“ nicht ein. Auch mit der bloßen Beseitigung der Ausländerei ist es nicht gethan. Nichts Geringeres kann uns retten, wenn die oft angerufene Gefahr einmal hereinbrechen sollte, als der lebendige, feurige, sachbewußte Glaube der Nation an sich selbst. Dazu gehört aber, daß sie als Nation, als staatliche Einheit vorhanden sei. Mit der idealen Einheit der für Gott im Himmel singenden Zungen ist es ein unfruchtbares Wesen. Schwärmerei und Betrug abwechselnd haben aus dem Nationalitätsprinzip ein mystisches und abstractes Ding gemacht. So konnte es nur erscheinen, wenn es von dem Gesammtbegriff, dessen es nur ein Theil ist, losgelöst wurde. Dieser Gesammtbegriff aber ist nichts andres als die Selbstherrlichkeit der Völker: die Freiheit. Daß ein Volk auf seine Weise frei sei, das heißt: Nationalität. Sie wird wie alle Erscheinungen des Lebens nur da zur Wahrheit, wo die materielle Thatsache für die geistige Empfindung die Möglichkeit der Existenz schafft. Der dynastische Egoismus hat sich der Nationalitätsfrage, wie aller andern Probleme, abwechselnd in den widersprechendsten Deutungen bedient. Oft hat er die ganze Sache höhnend abgeläugnet, andre Male wieder hat er dieselbe Sache mit solcher endlosen Consequenz bejaht, daß jede Quadratmeile autonom werden sollte. Ein drittes Mal endlich, und dies ist im deutschen Bunde der Fall, hat er sie, wie alles Unterthanenglück, in ein geistiges Jenseits verlegt, in den Himmel des Fühlens und Dichtens. Diese Platonische Einheit kann aber heute noch weniger frommen als je. Dem Stoffe ist das Jahrhundert ergeben, und stofflich will es besitzen, wonach es verlangt. Der ganze enthusiastische Aufschwung der nationalen Triebe ist nichts andres, als dies Bedürfniß: aus dem Reich des abgezogenen

Denkens in das Reich der körperlichen Thatsachen überzugehen. Jede Nation will sein, d. h. sie will nicht blos Einen Geist, sondern auch Einen Körper haben. Selbstbestimmung, äußere, wie innere, ist der höchste Ausdruck des sittlichen Lebens. Aus dem Recht auf sie, aber auch nur aus diesem, entquillt das Recht auf Anerkennung der Nationalität. Allerdings kann ein Volk Nationalitätsdrang besitzen ohne gleichzeitig erkanntes Bedürfniß nach politischer Freiheit, aber doch nur so, wie das im Werden begriffene Individuum mit dunklen Instinkten der Ernährung sich zu der Einsicht der bewußten Selbsterhaltung emporringt. Warum es auf nationale Weise hat sein wollen, begreift ein Volk erst, wenn es auch die Freiheit begriffen hat. Umgekehrt aber auch kann eben deshalb ein Volk, welches seine politische Naivetät abgelegt hat, an seine Nationalität nicht mehr glauben ohne den Glauben an seine Freiheit. Darum war das Gesammtbewußtsein der Italiener, besonders derer des Nordens, zäher als das der Deutschen, weil jene in ihren Republiken wenigstens das Bild der Freiheit vor Augen hatten, diese aber im Anblick von Zwergdespotismus den Sinn jeder politischen Existenz aus dem Gesichte verlieren mußten. Der Absolutismus in Form der Kleinstaaterei hat von jeher den Fremden nach Deutschland hereingeführt, bald als Bewerber um die Kaiserkrone, bald als Verbündeten, bald als Feind. Was in der Ausländerei liberaler Instinkt war, das unterhielt er durch den Contrast, was von Knechtssinn in ihr stack, durch die Verwandtschaft seiner Engherzigkeit. Die wenigen Franzosenverehrer, welche es noch heute in der Rheinprovinz geben mag, sind alle — deß sei man sicher — vortrefflich darmstädtisch gesinnt. Die Kleinstaaterei ist die Brücke zwischen Frankreich und Deutschland, nicht minder ist sie die Scheidewand zwischen Deutschland und sich selbst, seinem Gesammtbewußtsein, seiner Kraft, seiner Existenz als

Großmacht, die nur in der wirklichen Staatseinheit zum Dasein kommen kann. Alle föderalistischen Surrogate, die eine solche Einheit entbehrlich machen sollen, sind jämmerliche Quackſalbereien; kein bloßes Parlament und keine Trias, noch sonstige Phantasiegeburt abenteuerlicher Doctrinäre vermag derjenigen geistigen und physischen Kraft die Waage zu halten, welche der moderne Großstaat aus seiner strengen Einheit zieht. Die Zeit, welche begriffen hat, daß zur humanen Erziehung das Turnen gehört, sollte auch begreifen, daß zur geistigen Volkseinheit eine strenge körperliche Ineinanderbildung unentbehrlich ist. Der Föderalismus hat nirgends die Probe bestanden von Hellas bis Nordamerika. Es ist die letzte, aber vergebliche Transaction des Familiengeistes mit dem politischen Beruf. Natürliche Gränzen hat nur die Gemeinde. Zwischen ihr und dem Staat soll es nichts Drittes geben. Ueberall ist der Fortschritt auf dem Wege der Union, überall das Gegentheil auf dem Wege der Bündelei. Großbritannien, Frankreich, die Schweiz haben Freiheit und Kraft erst in der vollständigen Einigung gefunden, Italien erlebt das Nämliche, und nur die Feinde seiner Zukunft bemühen sich ihm Conföderation mit einem Dutzend Autonomieen aufzuschwatzen. Während im äußersten Westen der Föderalismus eines der glorreichsten Staatengebilde nach kurzer Blüthe auflöst, um die Sklaverei heilig zu sprechen, zersprengt im äußersten Osten der innere Entwicklungsdrang eines wenn auch vorerst nur despotisch vereinigten Landes die Bande der Leibeigenschaft.

Außer den allgemeineren geschichtlichen Hülfsquellen, außer zahlreichen von mir benützten Journalen und andren Druckſachen der Zeit, verweise ich besonders auf nachstehende Schriften und Actenstücke:

Darstellung der Mainzer Revolution oder umständliche und freimüthige Erzählung aller Vorfallenheiten, die sich

seit dem entstandenen französischen Revolutionskrieg zugetragen, und die einen Bezug auf den Krieg, auf die Uebergabe der Festung oder auf den Klub und dessen grausames Verfahren gegen die Andersgesinnten haben, mit allen nöthigen Beilagen. Frankfurt und Leipzig 1794. — Die Belagerung der Stadt Mainz durch die Franzosen und ihre Wiedereroberung durch die deutschen Truppen. Mainz 1793. — Mainz im Genusse der durch die Franzosen errungenen Freiheit und Gleichheit. Deutschland 1793. — Der Patriot, vom J. 1793. — Georg Forster's Schriften, herausgeg. von Gervinus. — Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrh. von Friedrich Hurter. Schaffhausen 1840. — Memoiren des General Eikemayer, herausgegeben von H. König. — Geschichte der Politik, Kultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts, von Bruno Bauer. — La Vie de St. Just par Harel. — Revolution de la Commune de Strasbourg. — Vie et Correspondence de Merlin de Thionville par Reynaud. — Berichte der Convents-Commissarien, besonders: Rapport des frontières du Rhin; Rapport des commissaires de l'armeé du Rhin An II. L. 39. No. 15. 43 et 44 in der Bibl. Richelieu — Annuaires statistiques du Départ. du Mont-Tonnerre. — Rheinhessen in seiner Entwicklung von 1798 bis 1834 von W. Hesse 2c.

Nachträgliche Bemerkung.

Im Augenblick, da mir die letzten Correcturen durch die Hand gehen, führt mir der Buchhandel die zwei ersten Lieferungen von Prof. Karl Klein's eben erscheinender Geschichte von Mainz 1792 bis 93 zu. So sehr ich bedauern muß, diese ausführliche Arbeit nicht rechtzeitig gekannt zu haben, so sehr befriedigt mich, daß, so weit das mir Vorliegende reicht, die Vergleichung mir weder Lücken noch Widersprüche in den Thatsachen ergeben hat.

Die

Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten.

Von

Friedrich Kapp.

Erinnern Sie sich noch des reizenden Märchens von Chamisso, des armen Peter Schlemihl, der seinen Schatten dahin gegeben und trotz aller dafür eingetauschten Reichthümer, trotz der üppigsten Genüsse und des nimmer endenden Ueberflusses, seines Lebens nicht mehr froh werden kann, weil der Gedanke an seinen Verlust, die Verzweiflung ob seiner Schattenlosigkeit ihn unstät von einem Orte zum andern treibt und planlos durch alle fünf Welttheile peitscht?

Ich habe diese „wundersame Geschichte" als Knabe und Jüngling oft gelesen; allein, solang ich in Deutschland war, erschien mir der Schmerz ihres Helden über den verloren gegangenen Schatten stets ein wenig übertrieben und unnatürlich. Seitdem ich aber in der Fremde lebe, habe ich den bittern Kern des duftigen Phantasiegebildes nur zu sehr erkannt. Mir ist's, als wäre Peter Schlemihl mein alter Freund und Bruder, als wäre er ein Stück von mir. Sind wir Deutsche im Auslande doch alle nur Peter Schlemihle, die vergebens nach ihrem natürlichen, ihnen abhanden gekommenen Schatten, dem Vaterlande suchen! Und Chamisso's Dichtung ist die mit dem Herzblut des Verbannten geschriebene tief poetische Elegie eines edlen Mannes, der, ein Franzose in Deutschland und ein Deutscher in Frankreich, mitten in thatenreicher Zeit zum thatenlosen Zusehen verdammt war und selbst nur zu gut wußte, daß er seinen Schatten, das Vaterland, nicht wiederfinden würde.

Sind wir Deutschen der Gegenwart besser daran? Soweit es sich um uns, die im Auslande weilenden Söhne der gemeinsamen Mutter handelt, gewiß nicht! Schattenlos, wie Schlemihl, schlagen wir unsere Wanderzelte am Atlantic und Pacific, am Mississippi und La Plata, in Australien und am Cap der guten Hoffnung auf, suchen vergebens nach dem verloren gegangenen Schatten, nehmen ihn hie und da auf Probe wieder an, aber können ihn doch nicht festhalten und enden sehr häufig im „Schlemihlium."

Es ist jetzt schon länger denn zehn Jahre her, daß die letzte politische Auswanderung Deutschland zu verlassen anfing. Sie hat ein ganzes Decennium dazu gebraucht, um sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Entweder mit ihren eigenen, nächstliegenden Angelegenheiten zu sehr beschäftigt oder zu gleichgültig gegen die Vergangenheit, als daß sie dem Vaterlande Rechenschaft über ihr Thun und Treiben hätte geben können oder wollen, ist sie in ihrer großen Mehrzahl den heimischen Interessen schon entfremdet oder wird ihnen täglich fremder. Sie weiß, daß sie drüben bei lebendigem Leibe so gut wie vergessen ist, daß ihre Plätze schon lange wieder ausgefüllt sind. Noch einige Jahre mehr, und die Fäden der gegenseitigen Beziehungen werden kaum mehr zu erkennen sein. Es scheint mir darum jetzt an der Zeit, einen Rückblick auf das Geleistete und Errungene zu werfen. Vielleicht wird sogar den Freunden in der Heimath ein möglichst sachlicher, von jeder persönlichen Verstimmung freier Bericht über die Stellung der deutschen politischen Einwanderung in den Vereinigten Staaten nicht unwillkommen sein.

Frei tritt der Einwanderer hier an's Land; allein seine Freiheit ist nichts als das nackte Leben, welches er aus dem politischen Schiffbruch gerettet hat. Vom ersten Tage seiner Ankunft an auf seine eigene Kraft angewiesen, muß er Alles

von vorn wieder anfangen und findet selten eine Stütze in seinen früher eingewanderten Landsleuten, welche ihn lieber ausbeuten oder wegen seiner „Grünheit“ bemitleiden, noch in den Eingebornen, welche ihn mit einem nur zu natürlichen Mißtrauen betrachten. Entweder — oder, er muß biegen oder brechen, Ambos oder Hammer sein! Es bleibt ihm keine andere Wahl, als daß er sich sofort in den Maelstrom des amerikanischen Lebens stürzt, um mit den Andern ringend und kämpfend nach einem Ziele zu schwimmen. Es ist der Krieg Aller gegen Alle! Wer nicht oben bleibt, wird erbarmungslos unter die Füße getreten. Diese eiserne Nothwendigkeit wirkt selbstredend ganz niederdrückend auf den Einzelnen. Unbekanntschaft mit der Sprache und den Sitten des Landes, eine Fülle ungewohnter Anschauungen und Eindrücke und die Unbehaglichkeit des ersten Einwohnens in die neuen Verhältnisse, alle diese Mißstände tragen nicht gerade dazu bei, das Selbstvertrauen zu heben oder die Freudigkeit des Schaffens zu erzeugen. In dieser mißlichen Lage macht sich bei schwachen Naturen eine dumpfe Resignation geltend, während sie bei energischen und kräftigen Menschen einen unbezähmbaren Thätigkeitstrieb, ein ungestümes, sehr häufig planloses Vorwärtsstreben erzeugt. Selbst der dem Ankömmling keineswegs lieblich klingende deutsch-amerikanische Trost, daß erst der letzte europäische Thaler ausgegeben sein müsse, ehe an ein selbständiges Fortkommen in Amerika zu denken sei, gilt in nur beschränktem Grade für den politischen Flüchtling, da er in der Regel gar keine oder nur sehr wenig Thaler zu verlieren hat.

Wie Deutschland im vorigen Jahrhundert bei jeder religiösen Bewegung seine Emigranten nach Amerika sandte, so begann im 19. Jahrhundert mit den politischen Kämpfen der zwanziger Jahre seine politische Auswanderung. Die Demagogen-Verfolgungen, welche den Carlsbader Be-

schlüssen folgten, trieben zuerst eine kleine Anzahl von Führern hierher, meist bedeutenden und später hier einflußreich gewordenen Männern, als deren würdigster Repräsentant hier Carl Follen angeführt werden mag. Den unzufriedenen Massen waren die Vereinigten Staaten zu jener Zeit fremder geworden, als sie es ihnen vor der französischen Revolution waren. Die Unruhen der dreißiger Jahre zogen Tausende, die aus politischen Gründen Deutschland verließen, namentlich frühere Bürger der Pfalz, Nassau's, Hessens und überhaupt der Kleinstaaten auf diese Seite des Wassers und hatten ganze Niederlassungen im fernen Westen bis an den Mississippi und Missouri zur Folge. Die bekanntesten darunter sind Belleville in Illinois und Hermann in Missouri. Die achtundvierziger Revolution endlich schleuderte Hunderttausende von politisch Verfolgten und Mißvergnügten nach Amerika, welche durch ihre große Zahl ganze Staaten bevölkerten und deren Charakter bestimmten.

Es war übrigens nicht blos die deutsche Emigration, welche nach den Jahren 1848 und 1849 hierher strömte; Franzosen und Italiener, Polen und Ungarn suchten in den Vereinigten Staaten eine Zuflucht. Sie waren alle an Zahl geringer als die Deutschen und zählten mehr die Führer als sämmtliche Classen der Bevölkerung in ihren Reihen. Zudem suchten die Meisten von ihnen hier ein blos provisorisches Unterkommen, um bei dem ersten günstigen Winde in die Heimath zurückzukehren. Bei uns Deutschen überwog im Gegensatz zu ihnen das Massenhafte; sie waren eine mehr aristokratische, und wir eine mehr demokratische Emigration. Alle Volkskreise und Berufszweige waren unter uns vertreten und die realen Tendenzen unserer bürgerlichen, denkenden und arbeitenden Zeit fanden in der deutschen Einwanderung ihren vollgültigsten Ausdruck. Es ist ein hoher Beweis für die intellectuelle und sittliche Bildung des deut-

schen Volkes, daß seine, allen Ständen angehörigen Söhne in richtiger Erkenntniß des fremden Volkes und Landes sofort all ihre Energie an die Erringung einer unabhängigen Existenz setzten und sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch die Arbeit des Kopfes oder der Hand eine ehrenvolle Selbständigkeit gründeten. Leicht war die Aufgabe nicht. Daß einzelne, durch äußere Umstände bevorzugte Individuen sie glücklich lösten, ist kein Verdienst; allein daß die ungeheure Mehrzahl der Einwanderer, mochten sie nun Bauern oder Handwerker, Gelehrte oder Künstler sein, mit gleichem Erfolg das erstrebte Ziel erreichten, ist das beste Zeugniß dafür, daß der Deutsche, wo er freien Spielraum für alle seine Kräfte hat, jede Schwierigkeit überwindet und hinter keiner Nation der Welt zurücksteht. Die Angehörigen anderer Völker werden durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einem großen Ganzen gehoben und getragen; der Deutsche ist ausschließlich auf sich selbst angewiesen. Was er sich daher an Achtung und Anerkennung im Auslande erwirbt, kommt nur lediglich auf seine eigene Rechnung. Natürlich äußern sich in einem solchen Kampfe manche harte und rohe Züge, die Gemüthlichkeit kommt dabei immer zu kurz, der Proceß vollzieht sich nicht ohne innere und äußere Conflicte; indessen werden alle diese Nachtheile hundertfach aufgewogen durch die humanen Ziele und Erfolge des Allen gemeinsamen Strebens, durch den Gewinn einer freien unabhängigen Existenz, welche selbst den rohesten Menschen geistig hebt und fördert.

Bei diesem von Erfolg gekrönten Streben ist allerdings ein gewaltiger Vortheil nicht zu übersehen, den die hiesige politische Einwanderung vor derjenigen in irgend ein europäisches Land voraus hat. In älteren und bevölkerteren Staaten, wie in der Schweiz, Frankreich, Belgien und England, wo jeder Platz schon durch Eingeborene besetzt ist,

bleibt ein Flüchtling, wenn nicht immer, so doch lange Jahre ein Fremder. Es gelingt ihm in der Regel erst nach jahrelangem Warten, nach unsaglichen Anstrengungen, einen bescheidenen bürgerlichen Berufszweig zu finden; Hunderte gehen weniger aus Hang zum Müßiggang als aus Mangel der Unmöglichkeit der Verwerthung ihrer Kraft zu Grunde oder werden sich und Anderen zur Last. So sind die Flüchtlinge namentlich für die ersten Jahre ihres Aufenthalts im fremden Lande auf den Umgang mit Leidensgefährten angewiesen, in deren Kopf bei dem Ueberfluß an freier Zeit dann allerlei abenteuerliche Pläne und Verbindungen entstehen und in deren Kreisen die mit Recht so sehr in Verruf gekommene sogenannte Flüchtlingspolitik eine so große Rolle spielt. Ein an sich ganz berechtigter Thätigkeitstrieb artet unter solchen Verhältnissen zur krankhaften Marotte der Selbstüberschätzung aus. Denn in Nichts redet sich der Mensch so leicht und gern hinein als in die Ueberzeugung von seiner Unentbehrlichkeit und in nichts denkt er sich so gern als in die Idee des Märtyrerthums. Von hier bis zum politischen Messiasdünkel ist aber nur ein Schritt.

In den Vereinigten Staaten dagegen ist noch Platz für Hunderttausende. Der neue Ankömmling steht von vornherein jedem Andern gleich. Er nimmt vom Tage seiner Ankunft an Theil an der gemeinschaftlichen Arbeit des Volkes. Wenigstens stellt sich ihm keine gesetzliche Schranke hindernd in den Weg. Die Vereinigten Staaten brauchen immer neue Arbeitskraft; je mehr, desto besser! Ein Amerikaner rechnet sich sehr schnell den Nutzen aus, den seine nächste Umgebung aus dem Einwanderer zieht; er ist also nur ausnahmsweise dem Fremden mißgünstig oder gar feindlich gesinnt. Die politischen Gesetze der jungen Staaten des Nordwestens gehen sogar soweit, daß sie dem Ansiedler schon nach einem sechs- oder zwölfmonatlichen Aufent-

halt das Staatsbürgerrecht ertheilen und ihn dadurch sehr schnell ganz in ihren Interessenkreis ziehen. Aber auch im Osten und im ganzen Lande findet Jeder einen weiten Spielraum für die Geltendmachung seines Wesens und seiner Kraft. Wenn auch gerade keine bürgerliche Empfehlung, so ist das Flüchtlingsein hier wenigstens kein Vorwurf und kein Hinderniß im Wege des Einzelnen. Dieses Streben nach positiven Zielen, diese alle Energie des Kopfes und Körpers in Anspruch nehmende Arbeit auf einem realen Boden, dieses Mitteninnestehen in einer praktischen Thätigkeit erhält den Geist frisch und lebendig und läßt vor Allem jenes Kränkeln an des Gedankens Bläße, jene nörgelnde Verbitterung nicht aufkommen, welcher politisch Unzufriedene sonst so leicht zu verfallen pflegen. Es hat darum auch in den Vereinigten Staaten nie eine sogenannte Flüchtlingspolitik gegeben, wie wir sie von London, Paris und der Schweiz aus kennen. Wenn sie überhaupt in ganz verkleinertem Maßstabe existirte, so reichte sie nur bis zum Staatsstreiche Louis Napoleon's, wo es der Mehrzahl der alten Revolutionäre klar wurde, daß für die nächsten Jahre andere politische Strömungen das Leben der europäischen Nationen beherrschen würden. Tausende aber, welche drüben während der krassen Reactionszeit ökonomisch und vielleicht auch geistig zu Grunde gegangen wären, haben sich hier, ohne die Ideale ihrer Vergangenheit aufzugeben, eine geachtete Existenz errungen und zählen zu den einflußreichsten und gemeinnützigsten Bürgern.

Wie das Verhältniß der politischen Auswanderung zur Heimath sich am klarsten und offensten in ihren geistigen Beziehungen zu Deutschland, in der Hochhaltung seiner literarischen Schätze und in der Pflege deutscher Wissenschaft widerspiegelt, wie diese Beziehung in der Wirklichkeit die einzige feste Brücke zum Vaterlande bildet, so kann als unzwei-

deutiger Maßstab für die Bedeutung der Achtundvierziger im amerikanischen Leben ihr Auftreten und ihre Stellung in der hiesigen Politik gelten. Wir haben es hier vorläufig mit der letztern zu thun.

Der amerikanische Geist äußert sich in seiner höchsten Potenz ebenso einseitig kaufmännisch und politisch als der Deutsche sich gemüthlich und philosophisch manifestirt. Fichte, im Süden der Vereinigten Staaten geboren, hätte vielleicht sein absolutes Ich, ein zweiter Calhoun, in der hiesigen Politik zu verwirklichen gesucht; Jefferson, statt die Unabhängigkeitserklärung zu schreiben, wäre in Deutschland ein Schüler Kant's und wahrscheinlich Professor der Philosophie geworden; Seward wäre möglicher Weise ein von den theologischen und juristischen Pfaffen an die Luft gesetzter Privatdozent der Staatswissenschaften, und Feuerbach hätte, statt das Wesen des Christenthums, eine ebenso gründliche Abhandlung über das Wesen der Sklaverei geschrieben oder sich mit der ganzen Energie seines Wesens in die Abolitionistenbewegung geworfen. Wir Deutsche als Nation haben bisher Andere unsere Interessen wahrnehmen oder gar verschachern lassen und waren zufrieden, wenn der Lärm der Außenwelt nicht in unsere Studierstuben drang, wenn keine freche Hand die Zirkel unsrer Gedankenwelt störte. Erst neuerdings wird das anders und besser. Wir fangen an zu lernen, daß die Theilnahme am Staate die höchste Pflicht und daß das Operiren mit den realen Interessen eine Sache der Uebung ist, die, wie jede andere Fertigkeit, erlernt sein will. Noch sind wir in der Politik zu eigensinnig und halten jede Concession für eine Schwäche, wir sind zu sehr Prinzipienreiter, steifen uns auf unsere Ansichten und gehen eher unter, als daß wir nachgeben. Wir haben keine Partei-Disciplin und kämpfen lieber auf eigene Faust; wir hassen unsere politischen Gegner blind, weil wir nicht an die

Aufrichtigkeit ihrer Ansichten glauben, oder deren relative Berechtigung verkennen, ja, wir behandeln sie nur zu oft als unsere bittersten Feinde statt als Mitarbeiter auf einem gemeinschaftlichen Felde. Wir sind zu vielseitig und concentriren unsere Kraft zu wenig auf einen Punkt; wir haben zu viel Pläne und Ziele auf einmal im Auge, so daß wir nicht einmal das nächstliegende verwirklichen können. Wir thun das Gute meistens deßhalb nicht, weil das Bessere dahinter steht, und unsere privatrechtliche Anschauung öffentlicher Verhältnisse, unsre eckige und ängstliche Gewissenhaftigkeit macht uns zu einem (bisher wenigstens) durchaus unpolitischen Volke.

Kurz, wir müssen erst lernen, daß staatliche Freiheit unentbehrlich ist für die geistige Größe einer Nation. Wir kümmern uns um alles Andere in der Welt und höchstens in letzter Instanz oder gar nicht um uns selbst. Wie wir in unserm Privatleben Schulden machen, um nur unsern Nachbarn helfen zu können, so werfen wir in der Politik fremden Völkern unsere Sympathieen nach und haben zuletzt keine mehr für uns selbst übrig. Wir begeistern uns für die Freiheit Anderer und lassen uns dafür zu Hause jeden Eingriff in unsere Rechte gefallen. Diese schlechte Oekonomie und diese sentimentale Humanität bewirken natürlich das gerade Gegentheil von dem, was sie bezwecken. Andere Nationen werden vom Ausland anerkannt oder gar überschätzt; nur wir Deutschen werden stets unterschätzt und selten anerkannt, wenn wir uns nicht durch unsere eigene That, durch unser eigenes Verdienst zur Geltung bringen. Das deutsche Volk hat eben keine oder wenig Sympathieen mit sich und für sich selbst. Wie könnte es also erwarten, daß sie ihm von Fremden geschenkt würden, daß diese in ihm ehren, was es selbst nicht besitzt?

Der Amerikaner, seiner kolonialen Vergangenheit und

kaufmännischen Gegenwart getreu, lebt von heute auf morgen und erhält sich durch möglichst praktische Benutzung der Umstände. Wie er seinen Staat und seine eigene Existenz den Elementen abrang, so nimmt er sich auch heute noch nicht die Zeit, sich viel um die einer Frage zu Grunde liegenden Prinzipien zu kümmern. Die Basis des öffentlichen und privaten amerikanischen Lebens ist naturwüchsige Empirie. Es handelt sich hier immer um den concreten Fall und um die Gegenwart. Die Politik ist für den Einzelnen ein Rechenexempel, durch welches er mit möglichst wenigen Opfern möglichst viel für sich zu gewinnen sucht. Er ordnet sich zu dem Ende willenlos unter und ist der Sklave seiner Partei. Was die Staatsraison in den absolutistisch regierten Ländern, das ist in der hiesigen Politik das Parteiinteresse. Erfolg ist darum auch das höchste Ziel des Ehrgeizes, die Art, wie er errungen und behauptet wird, aber untergeordnet oder gleichgültig. Sieht der Amerikaner, daß er Alles nicht auf einmal erreichen kann, so läßt er mit sich handeln; er thut nur, was ihm augenblicklich gut und zweckmäßig erscheint. Er concentrirt all seine Kraft auf einen Punkt, schweift nie von dem gerade vorliegenden Gegenstande ab und erreicht deßhalb, was er will. Seine politische Moral ist die eines Krämers, die Staatskunst wird meist zum bloßen Handwerk, und dem entsprechend hat er seit Begründung seiner nationalen Unabhängigkeit alle großen Prinzipienfragen, die sich seiner Entscheidung aufdrängten, durch Handeln und Schachern, durch Compromisse zu erledigen gesucht. Diese um die Folgen ganz unbekümmerte Gewissenlosigkeit sichert dem Amerikaner die größten politischen Erfolge des Augenblicks; allein sie hat schon angefangen, die Basis der Republik selbst zu untergraben.

Dagegen hat er eine große politische und ökonomische Tugend. Er hilft zuerst sich selbst und denkt dann an Andere;

er will zuerst selbst politisch und ökonomisch unabhängig sein, ehe er dem Mitgefühl für fremde Leiden ein Recht einräumt. „Charity begins at home!“ Wie er in Folge dieser praktischen Handlungsweise sich von Jugend an in seiner Persönlichkeit fühlen lernt, so entwickelt sich in ganz natürlicher Uebereinstimmung mit seinen Lebensanschauungen jener gesunde politische Egoismus in ihm, ohne welchen keine Nation eine machtgebietende Stellung erobern und behaupten kann.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß im vorliegenden Falle die Wahrheit in der Vermittlung beider Extreme zwischen deutschem und amerikanischem Wesen liegt. Deutsche Prinzipientreue und amerikanische Vermittlungssucht, deutscher Idealismus und amerikanischer Realismus können, so schroff sie sich ursprünglich auch gegenüberstehen, doch von einander annehmen, lernen und sich gegenseitig fördern. Das Resultat eines derartigen Läuterungsprocesses wird gerade die richtige Mischung von Theorie und Praxis, eine glückliche Harmonie zwischen der Unverrückbarkeit sittlicher Voraussetzungen und Gesetze und zwischen der Bereitwilligkeit zur Vermittlung in bloßen Zweckmäßigkeitsmaßregeln sein.

Die Achtundvierziger haben sich in diesem lernenden und lehrenden Sinne an der amerikanischen Politik betheiligt. Gerade die Zeit, welche zwischen dem mexikanischen Friedensschluß und der Wahl Lincoln's liegt, bildet den Wendepunkt in der innern Entwicklung der Vereinigten Staaten. Wie ihre erste Hälfte (1848 bis 1854) durch den erfolgreichen Kampf der zum Werkzeug der Pflanzeraristokratie herabgesunkenen demokratischen Partei auf Nationalisirung der Sklaverei und auf die Herunterdrückung der freien Staaten zu einer bloß geduldeten Ausnahmestellung ausgefüllt wird, so bezeichnet ihre letzte Hälfte (1854—1860) das all-

mälige Heranwachsen einer freiheitlichen Opposition und den endlichen ersten Sieg der republikanischen Partei, welcher letztere nur durch die massenhafte Betheiligung der Deutschen möglich gemacht wurde. Die frühere deutsche Einwanderung bestand fast ausschließlich aus Bauern und Handwerkern, verleugnete alles Vaterländische und bewunderte in der Regel ganz blindlings alles Amerikanische. In der Politik gehörte sie unbedingt der demokratischen Partei an. Zu einer Zeit, wo deren Ziele noch keine freiheitsfeindliche waren, zu ihr herübergezogen, war sie aus Gewohnheit, Denkfaulheit und Respect vor dem bloßen Namen der Demokratie ihr immer treu geblieben. Sogar im Jahre 1850 galt es unter den hiesigen Deutschen noch als eine Ketzerei, kein Demokrat zu sein. Whig zu heißen oder zu sein war in den Augen eines gesinnungstüchtigen Deutschen der schlimmste Vorwurf, den man Jemanden machen konnte; er war gleichbedeutend mit Aristokrat, herzlosem Geldmenschen und Bösewicht. Die Stellung dieser Deutschen in der Partei selbst war von der untergeordnetsten Art. Sie hatten nie oder selten ein Wort mitzusprechen und wurden bloß als Stimmvieh (voting cattle) behandelt. Vor der Wahl waren sie die german friends und nach derselben die damned dutchmen, deren Führer man in ihrem politischen Ehrgeiz hie und da durch ein Consulat dritten Ranges und ein paar niedrige Stellen im Zollhause oder im Postfache abfand. Wenn ausnahmsweise ein Deutscher sich in eine höhere Stellung schwang, so verdankte er seinen Erfolg weniger seiner Eigenschaft als Deutscher denn seinem engen Anschluß an die amerikanischen Politiker. Er mußte den Deutschen erst abgestreift haben, ehe er der Berücksichtigung gewürdigt wurde.

Die deutschen Zeitungen jener Zeit waren und sind theilweise noch das getreue Spiegelbild jener Misère.

Meistens mit der Scheere redigirte und in einem schrecklichen deutsch-englischen Kauderwelsch geschrieben, ohne jedes Verständniß der innern Politik des Landes, dafür aber desto reichlicher mit Schimpfworten gespickt, waren und wollten diese Blätter nichts Anderes sein, als gehorsame Parteiorgane, die sich räusperten und spuckten wie ihre Herren, die Parole austheilenden amerikanischen Politiker, und ihre Selbständigkeit höchstens durch persönlichen Skandal oder durch gesinnungstüchtiges Wüthen gegen die „europäischen Tyrannen" zu zeigen glaubten. Irgend ein halbausgebackener Student oder ein verlaufener Candidat der Theologie, ein Druckergeselle oder sonst ein verkommenes Subject war hier gut genug für den Redacteur und fand für seine Mißhandlung der deutschen Sprache und der Logik ein nur zu dankbares Publikum, das seiner Seits wieder mit demselben Respecte zum Amerikaner aufblickte, wie in Deutschland etwa der Bauer zum „gnädigen Herrn." Die Eingeborenen waren an ihr eingebildetes Uebergewicht über die Deutschen durch deren eigene Schuld so sehr gewöhnt, daß sie es zuerst gar nicht verstanden, als ihnen die Achtundvierziger gewisse Bedingungen und Zugeständnisse für ihre politische Mitwirkung abverlangten.

Die jüngere Immigration trat von vornherein politisch selbstdenkend auf, brachte überhaupt einen gediegenen Fond von Bildung und Kenntnissen mit und zeigte überall ein Interesse an öffentlichen Angelegenheiten, wie es nur politisch bewegte Zeiten erzeugen können Sie griff zuerst zu einer Zeit praktisch in die hiesige Politik ein, wo die Propaganda für Ausdehnung der Sklaverei ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, und wo die nativistische Bewegung, zum Theil durch das selbständige Auftreten der Deutschen mit veranlaßt, den Kampf der Opposition gegen die Sklaverei nur erschweren konnte. Es galt zunächst, die fremden feindlichen Tendenzen in dieser, all-

mälig zur republikaniſchen Partei ſich entwickelnden Oppoſition zu erſticken und ihre ganze Energie auf die brennende Frage des Tages zu concentriren. Wenn auch mit manchem ſtillen Vorbehalt, ſo gaben die Amerikaner doch in der Sache ſelbſt nach. Die im Juni 1856 in Philadelphia abgehaltene Convention, welche Fremont zum Präſidentſchaftscandidaten ernannte, zog die jüngeren Deutſchen in Maſſe auf die Seite der republikaniſchen Partei. So kämpften bei der Wahl von 1856 faſt alle alten Geſinnungsgenoſſen unter demſelben Banner, unter welchem ſie 1848 und 1849 in Deutſchland geſtanden hatten. Der ſittliche Ernſt, die gehobene Stimmung und die hohe Begeiſterung der Maſſen während jener Wahl iſt zum großen Theil dem deutſchen Idealismus zuzuſchreiben, der bei dieſer Gelegenheit zuerſt das ſonſt ſo nüchterne amerikaniſche Weſen belebend und hebend durchdrang und der ganzen Bewegung einen gewiſſen poetiſchen Schwung verlieh.

Es gab gleichwohl kaum einen Einzigen unter den Achtundvierzigern, dem das Programm der republikaniſchen Partei völlig genügt und entſprochen hätte. Dem Einen war ſie in der Fremdenfrage nicht entſchieden genug, dem Andern mißfielen ihre ſchutzzöllneriſchen Tendenzen, dem Dritten waren ihre gegen die Sklaverei gerichteten Ziele zu eng begränzt, und den Meiſten ſtand als europäiſchen Revolutionären die radicalere Abolitioniſtenpartei viel näher. Wenn ſich trotzdem die ungeheure Mehrzahl der jüngern Einwanderung den Republikanern anſchloß oder vielmehr dieſe erſt bilden half, ſo wurde ſie durch die ganz richtige Erkenntniß geleitet, daß wir in der Politik nicht immer thun können, was uns das abſolut Beſte erſcheint, daß wir alſo, wenn wir das, was wir für gut halten, nicht auf einmal verwirklichen können, uns damit begnügen müſſen, ſo viel Gutes zu thun, als uns augenblicklich möglich iſt. Unter den

obwaltenden Umständen waren aber und sind noch jetzt die Republikaner die einzige Partei, welche den Demokraten die Herrschaft entwinden und dadurch die Ausdehnung der Sklaverei auf bisher freies Gebiet verhindern können. Dieser unumgänglich nothwendige, ganz unerläßliche Schritt muß aber erst gethan werden, ehe an einen weiteren Fortschritt gedacht werden kann. Es spricht aber für die politische Bildung der Achtundvierziger sowohl als für die politische Bildungsfähigkeit der hiesigen Deutschen überhaupt, daß sie ihre persönlichen Wünsche und Ansichten dem allgemeinen Interesse unterordneten und, ohne irgend etwas von ihren Prinzipien aufzugeben, gemeinsame Sache mit den Republikanern machten, mit denen sie so lange Hand in Hand zu gehen versprachen, als sie ihren selbstgesteckten Zielen treu bleiben würden.

Wie 1856 etwa die Hälfte, so standen im Jahre 1860 bei der Wahl Lincoln's mehr als zwei Drittel der achtundvierziger Einwanderung auf Seiten der Republikaner. Wenn Sie bedenken, daß laut Ausweis der Einwanderungslisten vom Herbst 1851 bis zum Herbst 1855, also innerhalb vier Jahren mehr als 720,000 Deutsche in den Vereinigten Staaten angekommen waren, von denen wenigstens 120 bis 150,000 Stimmberechtigte ihr, jetzt zum ersten Male in Anschlag kommendes Votum abgaben; wenn Sie ferner bedenken, daß mehr als die Hälfte dieser colossalen, zum größten Theile den bemittelten und mittleren Ständen angehörenden Einwanderung sich in den nordwestlichen Staaten niedergelassen hatte und unter der Leitung ihrer alten Führer von 1848 kämpfte: so können Sie sich einen Begriff von der ungeheuren Bedeutung des deutschen Elements für die Wahl von 1860 machen, welche denn auch nur durch die Deutschen zu Gunsten der Republikaner entschieden ist. Durch diese ihre Haltung haben sich unsere

Landsleute wohlverdient um die Freiheiten Amerika's gemacht und jede Verbindlichkeit, die ihnen etwa aus der hier gewährten Zuflucht erwachsen sein könnte, mehr als dreifach getilgt. Hier ein Beispiel aus vielen! Von den fünf nordwestlichen Staaten, welche vorzugsweise von der jüngeren deutschen Einwanderung aufgesucht sind, gaben (in runden Zahlen) Indiana 23,000, Illinois 12,000, Jowa 15,000, Wisconsin 21,000 und Minnesota 10,000, also alle zusammen im Ganzen etwa 80,000 Stimmen Majorität für die republikanischen Candidaten, während ohne die mehr als 100,000 deutschen Stimmgeber der ganze Nordwesten, gegen sein Interesse und gegen seine Bestimmung, sich für die Sklavenhalter ausgesprochen haben würde. Dieser glänzende Sieg wurde übrigens nicht blos durch die Zahl, sondern noch viel mehr durch den Geist, die Bildung und die Selbständigkeit unserer Landsleute mit entschieden. Der republikanischen Convention in Chicago, welche den Präsidentschafts-Candidaten aufstellte, wohnten aus fast allen Staaten zwanzig deutsche Delegaten — eine bis dahin ganz unerhörte Anzahl — bei. Sie faßten denjenigen Theil des Parteiprogrammes ab, der sich auf die Fremdenfrage bezog, und übten einen so maßgebenden Einfluß auf die Versammlung aus, daß die nativistischen Blätter in ihrer ohnmächtigen Wuth die ihnen anstößigsten Stellen als die dutch planks of the platform bezeichneten und von dem verderblichen Einmischen der unverbesserlichen europäischen rothen Republikaner in die Geschicke der Vereinigten Staaten die schlimmsten Folgen voraussagten. Unter den 183 Präsidentschafts-Wählern der freien Staaten befanden sich 12 Deutsche, und unter ihnen allein 3 aus dem Staate New-York, während früher nur ausnahmsweise ein deutscher Elector gefunden wurde. Es ist diese Stellung unbedingt die ehrenvollste, welche die Parteien zu vergeben haben, sie

wird ſogar eifrig von alten verdienten Gouverneuren und Senatoren geſucht. In Sklavenſtaaten wie Miſſouri und Maryland, wo bisher noch kein eingeborener Politiker gewagt hatte, eine republikaniſche Wahlliſte aufzuſtellen, waren es namentlich die Deutſchen, welche offen gegen die Sklaverei auftraten, dem republikaniſchen Präſidentſchafts-Candidaten eine anſehnliche Stimmenzahl gaben und jenes Selbſtvertrauen, jene Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache in den zagenden Gemüthern weckten, welche die ſicheren Vorboten des Sieges ſind. Wenn z. B. im Jahre 1856 die kleine deutſche Winzerſtadt Hermann der einzige Ort im ganzen Staate Miſſouri war, der für Fremont 65 Stimmen abgab, ſo belief ſich im Jahre 1860 das republikaniſche Votum Miſſouris auf mehr denn 17,000 Stimmen, unter denen über $^2/_3$ Deutſche waren. St. Louis gab an 10,000 republikaniſche Stimmen ab; hier ſind die Deutſchen, durch tüchtige Zeitungen unterſtützt, die Träger der ganzen freiheitlichen Bewegung. „Man hat mir überall, wohin ich in Miſſouri kam, geſagt," — ſo äußerte ſich der N. Y. Senator Seward in ſeiner im October 1860 in St. Louis gehaltenen Rede: — „die republikaniſche Partei dieſes Staates beſtehe namentlich aus der deutſchen Bevölkerung von Miſſouri. Ich freue mich, daß dies ſo iſt. Denn wo immer die Deutſchen hinkommen, iſt es ihre Aufgabe, der Freiheit eine Gaſſe zu brechen. Wer das Recht gegen das Unrecht vertheidigt, iſt überall an ſeinem Platze, wo immer er geboren ſei. Laßt alſo getroſt Miſſouri germaniſirt werden. Es war der germaniſche Genius, der die „Magna Charta" in England erobert hat, — es war die deutſche Philoſophie, die, wohin immer ſie gedrungen, die Herzen aller freien Männer mit Hoffnung erfüllte, — ja, es war nur der deutſche Genius, welcher überall auf dem ganzen Erdenrunde zur Freiheit ermuthigt hat."

„Sind es darum die Deutschen, welche Missouri frei machen sollen, so laßt es immerhin die Deutschen sein. Doch will ich nicht gerade sagen, daß man da oder dort geboren sein müsse, um ein freiheitglühendes Herz im Busen zu tragen; aber ich behaupte, daß der deutsche Geist der Geist der Toleranz und der Freiheit ist, und daß er die Unterdrückung überall und in welcher Maske und Vermummung sie auch auftreten möge, bekämpft."

Diese Hochachtung, welche der Amerikaner vor uns Deutschen hegt, hat ihm nicht der preußische oder österreichische Geschäftsträger in Washington eingeflößt, auch nicht der jämmerliche politische Zustand des Vaterlandes, sondern dessen ausgestoßene Söhne, welche durch ihren persönlichen Werth und unbedingte Hingabe an die Freiheitsinteressen der Vereinigten Staaten den „deutschen Genius" selbst unter einem so nüchternen, nur praktische Erfolge anerkennenden Volke wie den Amerikanern zu Ehren brachten.

Wenn in Sklavenstaaten, wie Missouri, diese Thätigkeit der Deutschen in schrofferem Gegensatze zum Geiste der Majorität der Bevölkerung stand und darum viel mehr in die Augen stach, so war sie in den freien Staaten nicht minder tiefgehend und erfolgreich. Von den größeren deutschen Zeitungen waren nur noch zwei demokratisch; die übrigen stehen alle auf Seiten der Republikaner und viele von ihnen können durch ihren Inhalt kühn mit den besseren amerikanischen Blättern wetteifern. Auf dem Gebiete der periodischen Literatur hatte vor Allem die neue Einwanderung den heilsamsten und wohlthuendsten Einfluß ausgeübt und die Tages- und Wochenblätter zum Vermittler zwischen europäischem und amerikanischem Leben erhoben. Die tüchtigsten Kräfte haben sich zeitweise oder für immer der Presse zugewandt, und es ist kein Compliment, sondern eine Thatsache,

wenn ich constatire, daß man mit Hülfe der besseren deutschen hiesigen Zeitungen die politische und geistige Entwicklung Deutschlands genau verfolgen kann, daß der Einzelne für seine Weiterbildung nicht mehr ausschließlich auf die jenseitigen Organe des öffentlichen Lebens angewiesen ist. Selten hat sich wohl in verhältnißmäßig so kurzer Zeit ein so totaler Umschwung als in der hiesigen deutschen Presse vollzogen. Die Achtundvierziger sind jetzt die Führer des geistigen und politischen Lebens in den Vereinigten Staaten; ihr Einfluß und ihre politischen Ansichten sind in amerikanischen Kreisen maßgebend und von der frühern Unterordnung unter die letzteren ist nichts mehr zu bemerken. Mit kaum nennenswerthen Ausnahmen steht Alles, was sich durch bürgerliche Stellung, Bildung und Einsicht unter den jüngeren Deutschen auszeichnet, auf Seiten der Republikaner, deren Ziele und Aufgabe den Eingeborenen sogar von deutschen, englisch sprechenden Rednern, wie Carl Schurz, besser und erschöpfender als von den Amerikanern selbst auseinandergesetzt wurden.

Wenn die achtundvierziger Einwanderung sich dem Amerikanerthum gegenüber dadurch zur Geltung und zu Ansehen gebracht hat, daß sie ihrer Vergangenheit treu blieb und ihre höhere humane Bildung nicht muthwillig von sich warf, sondern sie ihre nun praktische Thätigkeit veredelnd und läuternd durchdringen ließ, so konnte sie natürlich ihre Hauptkräfte nur aus der Pflege und Hochhaltung der geistigen Schätze der Heimath schöpfen. Sind die deutschen Niederlassungen in den Vereinigten Staaten auch keine süditalisch-griechischen Kolonieen, welche ihren Homer besser kannten als die Stammesgenossen in der Heimath, so hat die deutsche Literatur hier doch überall eine heimische Stätte gefunden und die geistigen Beziehungen zum Vaterlande

wach erhalten. Es war indeſſen nicht ſowohl die Einfuhr deutſcher Bücher, welche erſt in den letzten Jahren eine regelmäßige geworden iſt, als vielmehr der Nachdruck, welcher in Zeitungs- und in Buch-Form dem hieſigen Deutſchen das geiſtige Leben der Heimath vermittelt.

Dieſe Nachdrucksfrage läßt ſich durchaus nicht vom rein geſetzlichen Standpunkt aus entſcheiden. Die deutſchen Geſetze gelten hier einfach nicht. Es iſt aber eine mehr als naive Erwartung, daß eine Bevölkerung, die von der Heimath ausgeſtoßen iſt, noch jenſeits des Oceans die Geſetze beobachten ſoll, welche den Bildungsintereſſen der Ausgewanderten hemmend in den Weg treten. Sich hier dem Monopole der deutſchen Buchhändler unterwerfen, hieße die Mittel der geiſtigen Fortbildung und Entwicklung muthwillig von ſich ſchleudern. Die Art und der Charakter des Nachdrucks nun bildet den beſten Maßſtab für die Bildung der ältern und jüngern Einwanderung.

Der älteſte deutſche Nachdruck im Gebiete der jetzigen Vereinigten Staaten wurde im Jahre 1743 von Chriſtoph Sauer in Germantown bei Philadelphia veranſtaltet. Er druckte die lutheriſche Bibel in Quart, die überhaupt eine der älteſten, in den damaligen Kolonieen veröffentlichten Bibeln war und die gemüthlichen, religiöſen und literariſchen Bedürfniſſe der deutſchen Anſiedler völlig befriedigte. Sauer hatte nicht allein die Schrift, ſondern auch die Druckerſchwärze zu importiren und mit Schwierigkeiten bei der Ausführung ſeines gemeinnützigen Unternehmens zu kämpfen, von denen wir uns heut zu Tage kaum einen Begriff machen können. Gleichwohl verkaufte er das Exemplar für 18 engliſche Schillinge. Von den drei Auflagen dieſer Bibel, jede von 1200 Exemplaren, fiel die letzte in den Revolutionskrieg; ſie wurde von den Soldaten zu Patronen verbraucht. Dem

Nachdruck der Bibel folgte später Arndt's wahres Christenthum und Stark's Gebetbuch. Außer diesen Religions- und Andachtsschriften kennt das ganze vorige Jahrhundert keinen deutschen Nachdruck. In der ersten Hälfte des gegenwärtigen erstreckte er sich fast ausschließlich auf die deutschen Volksbücher, Kalender und die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur. Till Eulenspiegel und Schinderhannes, die Geheimnisse Alberti Magni und Traumbücher, die Geschichte der schönen Pfalzgräfin Genoveva und die Haimonskinder nebst praktischen, für die Hausfrauen berechneten Anhängen mit Rezepten gegen Würmer und Verstopfung der Kinder, ergötzten den deutschen Farmer und Handwerker hier in demselben Grade als drüben. In den dreißiger und vierziger Jahren kamen die Uebersetzungen französischer Romane von Sue, Dumas u. A., vor Allem aber Zschokke und Hauf dazu, welche letzteren auch heut zu Tage noch stark gekauft und gelesen werden. Erst im letzten Jahrzehnt wurden Schiller und Lessing, Göthe und Humboldt in Philadelphia in sehr wohlfeilen Ausgaben nachgedruckt. Der Verleger, welcher zugleich Herausgeber einer deutschen Zeitung war, druckte, um Satz zu sparen, ganze Werke von Göthe im Feuilleton seines Blattes ab und brach den Satz dann später in Buchform um. So erinnere ich mich noch des komischen Eindruckes, den vor etwa acht Jahren Werther's Leiden in den löschpapiernen Spalten jenes Blattes auf mich machten. So schlecht und fehlerhaft diese Nachdrücke auch waren, so hatten sie doch die gute Folge, daß Cotta dieser unerwarteten Concurrenz dadurch zu begegnen suchte, daß er besonders für die Vereinigten Staaten berechnete Ausgaben von Schiller, Göthe und Lessing, die zusammen jetzt nur zehn Dollars kosten, in zahllosen Exemplaren über das ganze Land verbreitete und die bedeutendsten seiner Verlagsartikel im Preise herabsetzte. Humboldt's Ansichten der Natur kosten hier in der Original-

Ausgabe nur 50 Cents (21½ Sgr.); von seinem Kosmos ist jeder einzelne Band für einen Dollar zu haben, sodaß beide Werke sogar mit Profit nach Deutschland zurückverkauft werden.

Heine's sämmtliche Werke wurden ebenfalls 1854 und in folgenden Jahren in Philadelphia nachgedruckt und in fünf Auflagen abgesetzt. Weniger gut gingen die gesammelten Schriften von Ludwig Börne in zwei verschiedenen Ausgaben, ein New-Yorker und ein Milwaukier Nachdruck. Es spricht für die gesunde politische Anschauungsweise der Emigration, daß sie der Börne'schen Verbitterung keinen Geschmack mehr abgewinnen konnte. Von Freiligrath's Werken erschien im Jahre 1858 die erste vom Dichter selbst besorgte Original-Ausgabe bei Fr. Gerhard in New-York in sechs Bänden. Sogar Rellstab's neuester Roman „Drei Jahre von den Dreißigen" ist trotz seines großen Umfanges in New-York nachgedruckt und in 1500 Exemplaren abgesetzt. Der jüngste mit der Schiller-Feier in engster Verbindung stehende Nachdruck traf die populäre Schrift Scherr's: „Schiller und seine Zeit," die einen ganz beispiellosen Erfolg hatte. Im Westen handeln die Farmer diese ihnen durch Hausirer zugetragene Literatur für ihre Producte ein. In einer der jüngsten deutschen Ansiedelungen des Westens, nur acht Meilen von der Indianergränze, wo noch zehn Monate vorher die Wilden ihre Feinde skalpirt hatten, fand ich in einem Blockhause die wohlfeilen Ausgaben von Schiller, Lessing und Göthe. In einer andern deutschen Niederlassung, fast außerhalb des Bereiches der Civilisation, fiel mein Auge, noch ehe ich das erste Haus erreichte, auf eine große, roh zusammengezimmerte Tafel, an die ein großer halber Bogen geklebt war, des Inhalts: „Hier ist zu haben Menzel, der Franzosenfresser, von Ludwig Börne, für nur 25 Cents!" Zugleich wurden die guten

Farmer der Nachbarschaft vom New-Yorker Nachdrucker belehrt, daß Börne ein noch größerer Pamphletist als Paul Louis Courier sei.

Ich selbst war im Herbste 1858 in einer jungen, von Achtundvierzigern gegründeten Niederlassung im äußersten Nordwesten zugegen, als einige Exemplare der Freiligrath'schen Werke an den Meistbietenden verkauft wurden. Der Auctionator war ein Lehrer aus der Pfalz, der durch die Liebkosungen der dortigen Geistlichkeit nach Amerika getrieben war, also selbstredend nicht anders als radical sein konnte. Das Publicum bestand aus einem Doctor juris aus Darmstadt, der Fuhrmannsdienste zwischen dem „Settlement" und den benachbarten Forts that und jetzt mit seinem Joch Ochsen dem Verkauf beiwohnte, einem ehemaligen kurhessischen Justizbeamten, der gehassenpflugt worden war, ein paar ehemaligen Hanauer Freischärlern, einem Arzte, der in der ungarischen Armee gedient hatte, einem frühern preußischen Offizier, und einem Dresdener Schneider, der in Folge der dortigen Revolution nach Amerika gegangen war, und etwa einem halben Dutzend Frauen und Kindern. Ich glaube nicht, daß sämmtliche Bieter zusammen drei Dollars baar besaßen; allein dieser Mangel trat dem Verkauf nicht hindernd in den Weg. „Ihr wißt ja Alle," rief der Meister der Schule mit aufrichtigem Pathos, „welchen großen Dichter wir heute verkaufen wollen. Wer von Euch kennt nicht unsern Freiligrath? Socrates, Christus und Freiligrath sind die größten Männer der Geschichte." (Der Dresdener Schneider ruft begeistert „Bravo!" während der Doctor aus Darmstadt seine langen Wasserstiefel in die Höhe zieht und „ein verdammter Blödsinn!" in den Bart brummt.) „Hört einmal das herrliche Gedicht: „Die Revolution!" Der Lehrer trug eine tiefergreifende Stelle mit großem Eindruck daraus vor.

„O nein — sie stellt sie vor sich hin, sie schlägt sie trotzig, Euch zum Trotz!
Sie spottet lachend des Exils, wie sie gespottet des Schaffots,
Sie singt ein Lied, daß Ihr entsetzt von Euren Sesseln Euch erhebt,
Daß Euch das Herz — das feige Herz, das falsche Herz! im Leibe bebt!

Geld war, wie gesagt, nicht da. Der Darmstädter Doctor bot zuerst für die sechs Bände eine Ladung Brennholz und erhielt sie zugeschlagen. Der Exoffizier gab je einen seiner selbstgemachten Stühle für je einen Band, ein Dritter zahlte in Mehl und ein Vierter in Sägeblöcken, bis endlich, trotz aller Armuth der Bietenden, etwa sechs vollständige Exemplare abgesetzt waren. „Laß uns wenigstens die Gedichte kaufen," sagte eine verkümmert und verarbeitet aussehende Frau zu ihrem Manne, wäre es auch nur um das schöne Gedicht „Ehre jeder Stirn voll Schweiß!" Der Blick, mit welchem die Frau ihren Mann ansah, und die Freude, mit welcher sie das gegen zwei irdene Krüge erhandelte Buch einsteckte, hatten etwas ungemein Rührendes und enthielten eine vollständige Passionsgeschichte. Ueberhaupt boten die Art und Weise, wie die Angebote gemacht, die Verhandlungen gepflogen und die Abschlüsse zu Stande gebracht wurden, eine eigenthümliche Mischung von amerikanischer Gegenwart und europäischer Vergangenheit, geistiger Regsamkeit und leiblichem Mangel.

Die Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag ist von den Deutschen in den Vereinigten Staaten mit der allgemeinsten Begeisterung und Einmüthigkeit begangen worden. Die erste Anregung dazu ging fast ausschließlich von der jüngern Immigration aus; indessen schloß sich ihr die ältere gern an. Man begegnet in den Beschreibungen des Festes einer wahren Musterkarte von Namen aus dem Jahre 1848 und 1849. Von den atlantischen Küstenstädten an bis zum stillen Ocean, in den kaum gegründeten Niederlassungen in Minnesota und Kansas bis herunter nach New-

Orleans und Texas ließen unsere Landsleute am 10. November die gewöhnliche Arbeit des Tages ruhen und widmeten ihn der Verherrlichung unsers nationalsten Dichters. Es war das mehr als eins der hier so häufigen Schau- und Spectakelstücke; es war eine ernste und erhebende Festlichkeit, hervorgerufen nicht allein durch die allgemeine Popularität Schiller's, sondern auch durch das lebendige Gefühl des geistigen Zusammenhangs mit der Heimath. Ist es nicht rührend, wenn die einundzwanzig deutschen Einwohner von Yorktown in Texas zu Ehren Schiller's dessen Braut von Messina aufführen oder wenn die Deutschen einer jungen Niederlassung in Kansas an seinem Geburtstage ihr Schulhaus gründen? Es ist aber ein Beweis für die in der politischen Emigration vertretene geistige Bildung, daß das beste Gedicht, welches überhaupt zu Ehren Schiller's an jenem Tage veröffentlicht wurde, das von dem New-Yorker Schillerverein gekrönte Preisgedicht R. Solger's in Boston ist, besser selbst als die Herwegh'schen, Prutz'schen oder Freiligrath'schen Festlieder.

So erfreulich und bleibend nun auch die Anregungen sind, welche die Schiller-Feier gegeben hat, so will es mir doch fast scheinen, als ob mit ihr die hiesigen Deutschen auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung und geistigen Bedeutung für die Vereinigten Staaten angelangt seien. Das Fest bezeichnet einen Abschluß in der Geschichte der deutschen Einwanderung.

Die hiesige deutsche Bevölkerung wird zwar noch eine Zeitlang auf ihrem jetzigen Standpunkt stehen bleiben, dann aber, wenn nicht neue Ereignisse einen neuen Strom der Einwanderung nach Amerika führen, entschieden zurückgehen. Denn jede Auswanderung bedarf, um in lebendigem Zusammenhang mit dem Mutterlande zu bleiben, des unaufhörlichen Zuflusses von drüben, und die zersplitterten Bruchtheile einer

Nation können im Auslande keine selbstständige Bildung aus sich herauserzeugen. Sie können dieselbe vielmehr nur aus der Heimath empfangen. Wo der Wechselverkehr mit der letztern aufhört oder in's Stocken geräth, da sinkt natürlich auch der Bildungs- und Kulturzustand der Auswanderer. — — —

Die

beiden Welfen Ernst August und Georg V.

und

das Land Hannover.

Von

* * * * *

Hannover oder „das angestammte Land," wie es in der Kunstsprache des Hofes heißt, errichtet Ernst August eine prächtige Reiterstatue.

Schon ist der Grundstein vom hohen Brocken herabgeschleift in das Thal der Leine und in der Residenz auf dem Platze zwischen dem Bahnhofsgebäude und den fünf Wirthshäusern: dem Hôtel royal, der s. g. Bierkirche, dem Union Hôtel, dem Rheinischen Hofe und Russischen Hofe, in die Erde gesenkt. Freilich sind die Gelder dazu erst nach jahrelangen preß- und bettelhaften Sammlungen durch die Behörden kümmerlich zusammengebracht. Selbst der Hofmaler Frerichs ereiferte sich in seinem Hannoverschen Courier, dem gesinnungslosesten und plattesten aller deutschen Blätter, gegen die Art und Weise der Zusammenbettelei der Beiträge, welche sich, nach der Bekanntmachung des Comité's vom 7. Januar 1860, der Herren von Malortie, von Münchhausen, Stadtdirector Rasch und Oberst von Slicher, auf 4597½ Thlr. Gold und 22,752 Thlr. Courant beliefen, darunter ein Betrag von 2000 Thlr. aus der Stadtkasse der Residenz.

Aber die Statue wird bald dastehen: „als ein Zeichen der Liebe und Verehrung des Volkes," und wir werden lange Reden hören von den glänzenden Eigenschaften dieses Königs. Ob unsere Kinder und Enkel Georg V. auch ein Denkmal setzen werden? ein Denkmal, wie er es verdient?! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Wir wollen ihre Blätter aufschlagen.

Ernst August war das achte Kind, der fünfte Sohn des kinderreichen Georg III. und seiner Gemahlin Sophie Charlotte, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. England sah in seiner Geburt nur eine Vermehrung der Apanagen und hat seiner ersten Entwicklung geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Man weiß nur, daß er mit seinen beiden jüngeren Brüdern, August Friedrich, dem spätern Herzog von Suffex, und Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge, im Schlosse Kew bei London von einem Herrn Cookson und Dr. Hughes erzogen wurde.

Wenn die „Hannoversche Zeitung" (Nr. 273 d. J. 1851) sagt: „vollendet sollte die Bildung Ernst August's werden durch einen Aufenthalt auf der Universität Göttingen, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem Höhepunkt ihrer Blüthe stand, durch den Ruhm ihrer Gelehrten Heyne, Pütter, Schlözer, Blumenbach, Eichhorn, Spittler, Gatterer, Kästner u. A.," so scheint von dem Bildungsglanze dieser Namen nothwendig etwas auf Ernst August abzufallen. Allein die Hannoversche Zeitung zeigt sich von der wirklichen Sachlage ebenso schlecht unterrichtet, wie die „Times," welche den Mund noch voller nimmt. Sie sagt am 21. November 1851: „seine Universitätsstudien genoß Ernst August in Göttingen, welche Hochschule er am 6. Juli 1786 mit den Herzogen von Suffex und Cambridge bezog, jeder begleitet von einem Hofmeister, einem Privatlehrer, einem Gesellschaftscavalier und einer genügenden Dienerschaft. Sie wohnten beisammen, und ihre auf freigebigem Fuß eingerichtete Haushaltung kostete über 5000 Pfd. Sterl. — Vom Professor Meyer erhielten sie Unterricht im Deutschen, vom berühmten Heyne im Latein, von Leß in der Theologie, von Heyder in der Moralphilosophie; jeder dieser Gelehrten bezog dafür ein Honorar von 400 Pfd. Sterl. jährlich." — Man sollte dabei

wirklich an wissenschaftliche Bildung und an einen Cursus denken, wie ihn Metternich etwa um dieselbe Zeit in Göttingen durchmachte. Allein von Herzogen war damals noch so wenig die Rede, wie von einer wissenschaftlichen Bildung; es waren die Prinzen Ernst, August und Adolph, welche nach Göttingen geschickt wurden, um dort Deutsch zu lernen. Ernst war damals 15 Jahr alt, August 13 Jahr und Adolph erst 12 Jahr. Es waren das also mehr Knaben als Jünglinge. Der Unterricht der Prinzen bestand in dem allergewöhnlichsten Unterricht im deutschen Lesen, deutschen Schreiben und Rechnen. Dazu gehörte nach englischer Sitte etwas Religionsunterricht, den Leß ertheilt haben mag. Einen Professor Heyder hat es, nach Pütter's Gelehrtengeschichte, nie in Göttingen gegeben; sollte die „Times" an Herder gedacht haben, so war der für Göttingen zu freisinnig befunden worden. Wer der Professor Meyer gewesen, der die Prinzen im Deutschen unterrichtet haben soll, ist mir gleichfalls unerklärlich; Tobias Meyer, der Berechner der Mondtafeln, wird es nicht gewesen sein. Daß keiner der Lehrer der Prinzen ein Honorar von 400 Pfd. Sterling erhalten, mehr als Heyne, Pütter, Kästner u. s. w. an Gehalt bezogen, ist gänzlich unzweifelhaft, darüber fände sich irgend Etwas in den uns überlieferten Briefen jener Zeit; der Neid der Uebrigen würde so etwas nicht unerwähnt gelassen haben. Die Annalen der braunschweigisch-lüneburgischen Kurlande nennen als Begleiter der Prinzen den Obersten von Malortie, den Rittmeister von Linsingen, den Lieutenant von Uslar vom 3. Infanterie-Regiment, den Lieutenant von Hanstein von der Garde, den Lieutenant von Jonquiers vom ersten Leibregimente und einen Herrn Tetter. Ersterer fungirte als Hofmarschall, der zweite als Oberhofmeister, wenigstens wurde er so genannt. Neben dem Unterricht im Deutsch-

Leſen und Schreiben wurde der Reitunterricht des alten Ayrer benutzt. Ein Bereiter, Schweppe, war täglicher Begleiter der Prinzen, und das Gerücht wollte wiſſen, daß die ſchöne Frau deſſelben dem jungen Prinzen Ernſt den erſten Unterricht in der von Ovid beſchriebenen Kunſt ertheilte. Auch für die übrigen Prinzen nannte man in den letzten Jahren ihrer Studien Damen, für welche ſie ſich intereſſirten, und als ich 1825 in Göttingen ſtudirte, wurden mir eine alte Jungfer W. und eine Hauptmännin als prinzliche Leidenſchaften und wunderbare Schönheiten des vorigen Jahrhunderts bezeichnet.

Die Beſchäftigung der Prinzen beſtand in den Jahren 1789 und 90, alſo zu einer Zeit, wo der Blitz der franzöſiſchen Revolution ſchon eingeſchlagen hatte, darin, daß ſie nach eingenommenem Frühſtück ſich in's Fenſter legten und mit dem damals beliebten joujou ſpielten, ein Spiel, das auch große Leute betrieben. Die Prinzen ſetzten ihren Ehrgeiz darin, hierin zu excelliren, das joujou an einer langen, durch zwei Etagen reichenden Litze zu ſpielen mit dem Kopfe, mit den Zähnen, mit den Armen. Man hatte joujous von allen Größen, von der Größe eines Thalers bis zu der Größe eines Tellers, und wie ich aus den ungedruckten Briefen eines Zeitgenoſſen erſehe, waren an ſchönen Frühlingstagen alle Fenſter der prinzlichen Wohnung mit Joujou-Spielern beſetzt und die Schönheiten Göttingens, welchen die Prinzen oder ihre Begleiter den Hof machten, oder welche von ihnen bemerkt zu ſein wünſchten, pflegten um dieſe Zeit auf der Prinzenſtraße ſpazieren zu gehen und die Kunſtfertigkeit der jungen Herren zu bewundern *). Nachmittags wurde geritten und gefahren. Abends

*) Die Manie des Joujou-Spielens ſcheint in Göttingen noch bis 1792 graſſirt zu haben; wir finden wenigſtens, daß Bürger ſeiner dritten Frau, der lüderlichen Schwäbin Eliſe, Vorwürfe darüber macht,

begab man sich in Gesellschaften (Pütter und Böhmer gingen damit voran solche zu geben, und die übrigen Professoren folgten), oder man besuchte Concerte und namentlich die so beliebten Pickenick's, wo man mit den Frauen und Töchtern der bepuderten und bezopften Hofräthe und Professoren tanzte, Blindekuh und Pfänderspiele spielte und allerlei Kurzweil trieb, mit einer Naivetät, von der man heute zu Tage kaum einen Begriff hat. Daß in Privatzirkeln auch um Geld gespielt wurde, versteht sich von selbst. Unter den reichen Grafen und Herren, namentlich Kurländern, war mindestens das Hasardspiel sehr eingerissen, und die verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Wechselschulden, die Prinz Ernst namentlich bei seinem Abgange von Göttingen hinterließ, scheinen auf so etwas hinzudeuten.

Ernst August, der König, hatte sich wenig Wochen vor seinem Tode noch mit liebenswürdiger Offenherzigkeit, in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe, über seinen damaligen Aufenthalt in Göttingen dahin ausgesprochen: „er hätte in Göttingen als junger Mann viel profitiren können, aber Jugend habe keine Tugend, und statt seine Zeit gut zu benutzen, fürchte er, er habe Vieles verloren." Man darf daher eben so wenig von wissenschaftlichen Studien des Prinzen Ernst und seiner Brüder in Göttingen sprechen, wie es in allen Lebensbeschreibungen geschieht, als man sagen darf, daß derselbe während dieser Göttinger Zeit seine Gewohnheiten und seinen Geschmack nach fest-

daß sie sich nicht um den Haushalt bekümmere, wohl aber darum: „ob der Herzog von York sein Joujou mit den Zähnen oder mit dem Hintern spiele" — (Bürger's Ehestandsgeschichte, Leipzig 1812). Ein Herzog von York hat überall nicht in Göttingen studirt, 1792 waren auch sämmtliche englische Prinzen nicht dort, der Name steht also wohl, um schlechthin einen der hohen Studirenden zu bezeichnen, oder bezieht sich auf das Jahr 1791.

ländischem Muster gebildet habe, wie die Times thut. Im 15—19. Lebensjahre pflegt sich ein Charakter selten auszubilden; auch fehlte dazu in Göttingen die Gelegenheit. Ob die Prinzen mit Grafen Metternich, Grafen St. Simon aus Paris und Grafen v. Broglie, welche gleichzeitig in Göttingen studirten, Umgang gepflogen, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls gehörte zu diesem näheren Umgangskreise bis 1788 der Freie von Münster, dessen Vater erst am 22. Juli 1792 durch den Reichsvicar Carl Theodor von Baiern in den Grafenstand erhoben wurde, und der in die Lebensschicksale der Prinzen so entschieden eingriff*).

Der Prinz Ernst trat nach einigem Aufenthalt in Hannover am 17. März 1790 als Hauptmann in das 9. leichte Dragoner-Regiment, und führte dieses in dem 1792 an Frankreich erklärten Reichskriege in den Niederlanden. Bei Tournay, noch mehr in der Schlacht bei Famars, dann vor Valenciennes und in einer Reihe späterer Gefechte zeigte sich der alte Muth der Welfen auf das Glänzendste — berichtet die Hannov. Zeitung, und ich habe keinen Grund an diesem persönlichen Muthe des jungen Prinzen zu zweifeln. Im Gefechte von Tournay wurde Ernst am Arme verwundet und

*) Zunächst erfuhr Prinz August die Einwirkung Münster's. Er hatte sich 1793 im April zu Rom mit Lady Auguste Murray, des schottischen Pairs Johann Murray's, Grafen von Dunmore Tochter, ebenbürtig, aber ohne die im royal marriage act von 1772 vorausgesetzte Einwilligung des Königs, vermählt, aus welcher Ehe August Friedrich von Este geboren ist, hannov. Kronprätendent. Graf Münster erhielt nun Befehl, sich zu dem Prinzen nach Italien zu begeben und ihn auf dazu beorderten Kriegsschiffen nach England zu bringen. Dies geschah. 1794 ging Münster auf Befehl Georg's III. mit den Prinzen abermals nach Italien, wo sie fünf Jahre verweilten. Es ist bedeutsam, daß der Biograph Münster's, Hormayer, in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege so wenig Ernst August's als Scheele's erwähnt, obgleich das Münster'sche Hausarchiv unzweifelhaft wesentliche Aufschlüsse enthalten muß.

verlor ein Auge. So die „Times“, die H. Zeitung will von letzterem Umstande Nichts wissen. Schon am 18. August 1794 avancirte der 23jährige Prinz zum General-Major, und wie er früher die Vorposten im Heere Wallmoden's befehligt hatte, befehligte er jetzt die Nachhut des brittisch-hannoverschen Heeres auf dem Rückzuge durch Holland, und blieb bis 1795 im Commando der Demarcationslinie, bis nach dem Friedensschlusse von Basel das hannoversche Heer in die Heimath zurückzog. Hier wurde er 1798 General-Lieutenant, 1803 General. — Seit 1799 wurde er Herzog von Cumberland und Teviotdale, Earl von Armagh in der Pairie von Irland, erhielt eine vom Parlamente bewilligte Apanage von 12,000 Pfd. Sterl. und nahm seinen Sitz im Oberhause ein, wo er als Führer der Hochtory-Partei nachher eine nicht unbedeutende Rolle spielen sollte. Wo aber war der Herzog von Cumberland 1803, als die königliche Botschaft vom 8. März den Krieg mit Frankreich verkündete und dieses ein starkes Armee-Corps in Holland sammelte? Verließ man sich in London auf die Versicherung Bonaparte's, die Rheinprovinz werde der Republik heilig sein? gehörte das Verbleiben des Generals und Prinzen in England auch zu dem Wallmoden ertheilten Rath: „Alles zu vermeiden, was Ombrage erregen könne“? oder zu dem classischen Befehle: den Truppen nicht zu gestatten, zu feuern und nur im dringendsten Nothfalle von dem Bajonette, jedoch mit Moderation Gebrauch zu machen? — oder verließ man sich auf den Schutz Preußens? Genug — Hannover blieb damals von England, von Deutschland, von der Dynastie der Welfen verlassen und die schmähliche Convention von Suhlingen, vom 3. Juni, die das Land, das Heer, ein Kriegsmaterial, von 10 Millionen Thalern im Werthe, den Franzosen preisgab, war wahrlich nicht die Schuld Wallmoden's. Die H. Zeitung beantwortet diese Fragen

mit einer dunklen Phrase: „Als es unmöglich wurde, der Lage der Dinge eine Wendung zu geben, welche die spätere Katastrophe von Suhlingen und Artlenburg zu verhindern geeignet gewesen wäre, trieb es den Herzog von Cumberland nur um so mehr, seinen beständigen Wohnsitz in England zu behalten." — Ernst August nahm jetzt das Amt eines District-Commandeurs an, um die Vorbereitungen und Rüstungen zu leiten, mit denen man der befürchteten Landung der Franzosen begegnen wollte.

Es ist bekannt, daß Graf Münster 1809 die unermüdlichsten Anstrengungen für eine vierte Coalition machte, und daß er Oesterreich durch Wollmoden und den Grafen Waldstein-Dux eine brittische Landung in der Weser und der Elbe auf Mai 1809 zugesichert hatte, daß ein Aufstand, der an einem Tage von Emden und von der Elbe-Mündung bis zum Harz ausbrechen sollte, verabredet war, daß Wersebe schon mit Waffen, Geld und Männern bis in das Innere Hannovers eingedrungen war, daß aber dieser Versuch, der, zeitig vor der Schlacht bei Wagram und vor dem Waffenstillstande von Znaym gemacht, von unberechenbarem Einfluß auf die Geschicke Oesterreichs gewesen sein würde, an der Hartnäckigkeit Castlereagh's scheiterte. Man weiß genau, daß der Herzog von York, Canning und Münster damals Alles aufboten, diesen Plan durchzusetzen; von Ernst August hört man aber nicht, daß er sich betheiligte, das Land, das er einst regieren sollte, von der Fremdherrschaft zu befreien, er unterstützte vielmehr den Plan des Premier-Ministers, der Napoleon's Lieblingsetablissement Antwerpen nehmen wollte und die brittische Armee in holländischer Sumpfluft zu Grunde richtete. —

Die „Times" erzählt von dieser Zeit: „An der früheren Periode des Krieges gegen Napoleon hatte Ernst August thätigen Antheil genommen, aber während des

späteren wichtigsten Theils dieses großen Kampfes wohnte er in England, ohne mit einem Militär- oder Civilamte betraut zu werden, außer der Kanzlerschaft der Dubliner Dreifaltigkeits-Universität (mit der wahrscheinlich eine hohe Einnahme verbunden war). Georg III. gebrauchte ihn jedoch dann und wann zu Unterhandlungen, die mit der römisch-katholischen Frage zusammenhingen; denn wiewohl sein Vater die Unregelmäßigkeiten des Herzogs mit großer Strenge ahnete, so vertraute er doch häufig der Schlauheit, dem Muthe und Partei-Eifer Sr. Königl. Hoheit." —

Welches der Grund war, warum weder Pitt, Wellesley, oder Castlereagh, deren Partei der Herzog doch immer vertrat, ihn zu einem höheren Civil- oder Militär-Posten gebrauchten, ist dunkel; Münster mußte es wissen. Nach 1810 mag ein unglückliches Ereigniß, über dem gleichfalls ein gewisses Dunkel schwebt, den Ministern die Besorgniß eingeflößt haben, durch Anstellung Ernst August's die öffentliche Meinung zu verletzen.

In der Nacht vom 31. Mai 1810 wurde ein Attentat auf den Herzog verübt. „Er wurde nämlich," erzählt die „Times" 1851, „im Schlafe von einem Mann angefallen, der ihm mit einem Säbel mehrere Wunden am Kopfe versetzte. Der Herzog, außer Stande zu vermuthen, woher diese Streiche kamen, sprang aus dem Bette und machte Lärm, aber sein Angreifer folgte ihm und hieb ihn über die Schenkel. Als Hülfe herbeikam, fand man den italienischen Kammerdiener Sellis, welcher — so behauptet man — den Herzog angefallen hatte, in seinem verschlossenen Zimmer mit abgeschnittenem Halse; auf dem Estrich des zu Sellis' Zimmer führenden Ganges bemerkte man Blutflecken. Am folgenden Tage saß über Sellis' Leiche eine Coroners- (Königliche Todtenschauers-) Jury vier Stunden lang, um Zeugen abzuhören, und fällte nach einstündiger

Berathung das Verdict: felo de se (Selbstmörder). Der Herzog erholte sich bald von seinen Wunden, aber dies sehr leidige Ereigniß veranlaßte großen Scandal, und man muß zugeben, daß des Prinzen Verachtung gegen die öffentliche Meinung ihn häufig einer Art von Anfeindung aussetzte, die ein besonneneres Verfahren leicht vermeidet." — Die Whigs — bemerkt der Standard, der die traurige Geschichte durch die Sparsamkeit des Herzogs, welche den Kammerdiener, einen Menschen schwachen Geistes, erbittert habe, entstehen läßt und das Hauptgewicht darauf legt, daß der Obmann der Jury, Mr. Francis Place, ein radicaler Schneider von Charing Croß, gewesen sei, die Whigs, — so verrätherisch waren die Hoffreunde vor vierzig Jahren —, trugen kein Bedenken anzudeuten, der Herzog sei der Mörder, und seine Wunden hat er sich selbst beigebracht. —

So viel steht fest, daß der Herzog damals zu allen Verläumdungen schwieg, aber 1826 sich veranlaßt sah, bei der Kingsbench eine Libellklage gegen ein Winkelblatt zu erheben, und daß er die Verurtheilung desselben erwirkte.

Georg III. hatte schon 1788 einen Anfall von Wahnsinn gehabt, wurde aber vom Dr. Willis für hergestellt erklärt, 1792 wiederholte sich dieser Anfall, und man begann die Regentschaftsfrage zu erörtern. Da der Prinz von Wales, Georg Friedrich August, sich Fox, Burke, Moira, Sheridan, den Führern der Opposition, angeschlossen hatte, beantragte Pitt eine Bill, welche die Regentschaft als kein mit der Person des Thronfolgers verbundenes Recht ansah, sondern dasselbe vom Parlamente ertheilt wissen wollte, und erhielt im Unterhause die Majorität. Die Bill trat nicht in Wirksamkeit, als der König genas; 1804 wiederholte sich der Krankheitsanfall, und man beschäftigte sich auf's neue mit der Regentschaftsfrage. Erst als der Wahnsinn 1810 heftiger als je zurückkehrte, war die Regentschaft nicht zu um-

gehen. Die „Times“ berichtet nun vom Herzoge von Cumberland, „daß er, in allen Perioden seines Lebens ein Mann von starken Leidenschaften und Vorurtheilen, sich auch mit Feuer auf die Regentschaftsfrage einließ und dem Ministerium in vielen Punkten Opposition machte.“ „Als Prinz von Geblüt Mitglied des Oberhauses und einer fließenden, mitunter energischen Beredsamkeit mächtig, machte er seinen Einfluß während der ehrgeizigen Kämpfe um Amt und Gewalt fühlbar, die der Bildung des Ministeriums Liverpool vorangingen,“ d. h. er kämpfte wahrscheinlich gegen Canning, der sich im Jahre vorher mit Castlereagh geschossen hatte. Georg, Prinz von Wales, wurde am 6. Februar 1811 als Regent beeidigt, allein er berief nicht seine bisherigen Freunde in das Ministerium, sondern behielt das Tory-Ministerium Liverpool-Castlereagh, zum Unglück Deutschlands, ja Europa's bei. Auch jetzt brachte es Ernst August zu keinem Staatsamte, sondern nur einmal wurde er von seinem Bruder zu Ministerial-Unterhandlungen bevollmächtigt, „ein Auftrag, der selten erfüllt wird, ohne Feindschaft zu erregen, und jener Fall machte keine Ausnahme von der Regel,“ bemerkt die „Times“.

Die Befreiungskriege begannen. Welche Thätigkeit entwickelten nun patriotische Männer, namentlich Münster! Und Ernst August? Hören wir die Hannoversche Zeitung: „Er begab sich 1813 über Schweden nach dem Continente in das Hauptquartier. Außer den Verhandlungen hier, wohnte er auch am 30. August der Schlacht bei Kulm bei und begab sich alsdann sogleich nach dem Rückzuge der Franzosen aus Deutschland in die alten hannoverschen Stammländer, um sie für die rechtmäßige Dynastie in Besitz zu nehmen und die alten nationalen Einrichtungen wieder an die Stelle der westphälischen und französischen treten zu

lassen." Die H. Z. thut dem Herzog von Cumberland indeß großes Unrecht, wenn sie ihm die Wiederherstellung der alten traurigen Wirthschaft und die Abschaffung der größtentheils besseren französischen Institutionen zuschreibt; er ist an Allem völlig unschuldig. Schlägt man die Ausschreiben, Verordnungen und Bekanntmachungen vom Frühlinge des Jahres 1813 nach, so findet man wohl den Namen eines russischen Generals, der als Befreier auftritt, nicht aber den des Herzogs von Cumberland. Die provisorische Regierungs-Commission in Lüneburg erläßt am 23. April ähnliche Bestimmungen. Indessen die erste Proclamation vom 19. März 1813 ist von dem General Tettenborn an die Lauenburger. Der General findet in dem Jubel, womit die russischen Truppen aufgenommen, eine Bürgschaft für den kräftigen Willen dieser bald darauf an Dänemark verhandelten Hannoveraner, „daß das Werk der Rettung Deutschlands" nicht ohne sie vollbracht werde. Am 20. März tritt auf russischen Befehl der Landdrost Herr v. Döring als Regierung zu Lauenburg auf. Am 21. März macht der Präsident der Bremen-Verdenschen Landschaft E. Marschalck bekannt, daß Tettenborn den Ständen der Herzogthümer aufgetragen habe, aus ihrer Mitte eine provisorische Regierungs-Commission zu ernennen. Am 27. März wird bekannt gemacht, daß eine solche in den Personen des Präsidenten von Marschalck, des Drosten von Lütken, des Regierungs-Secretär Hallermann erwählt sei. An demselben Tage sind auch die Mitglieder der lüneburgischen Landschaft zusammengetreten und fordern die Herrn v. Lenthe, G. v. Meding, v. der Weese und Krukenberg zu freiwilligen Beiträgen auf für Equipirung der Vaterlandsvertheidiger. Am 2. April macht die Bremen-Verdensche Regierungs-Commission die Herstellung des verfassungsgemäßen Stempelgesetzes bekannt, dem am 6. April die Einführung der vor dem 1. Sept. 1810 bestan-

denen Steuerverfassung, am 8. April ein Ausschreiben über provisorische Bestimmungen des Justizwesens folgen.

Später trat der bekannte Rückschlag ein; Hamburg wurde wieder von Franzosen besetzt, und nun erfolgt die Proclamation Georg's, des Prinz-Regenten im Namen Georg's III., von London 5. Oct. 1813 datirt, welche die kurbraunschweig-lüneburgischen Unterthanen Sr. Großbritannischen Majestät „zum heiligen Kampfe für Freiheit und Vaterland" aufruft. Am 18. Oct. werden der Geh. Cabinetsrath Nieper, Hofrath Rehberg und Hofrath Dommes als provisorische Regierungs-Commissäre in dem Aller-Departement, am 29. Oct. im Auftrage Wallmoden's dieselben als Reg.-Commissäre in Hannover bestellt; am 4. Nov. haben sich die Geheimräthe von Bremer und Decken eingefunden und fungiren als Minister. Von diesem Tage und vom 13. Dec. datirt der Untergang des französischen Rechts. Ich finde nirgends irgend welche Theilnahme des Herzogs von Cumberland und wäre der H. Z. für Belehrung dankbar; nur darf sie nicht auf die „Times" verweisen, welche in denselben Fehler verfällt, der daher von allen Zeitungen später wiederholt ist. Am 8. Nov. feierte auch die alte Domainenkammer ihre Wiedergeburt, am 19. Dec. trafen Graf Münster und der Herzog von Cambridge, der zum Commando der Truppen bestellt war, ein. Die inneren Angelegenheiten lagen in der Hand des Grafen Bremer, welcher mit seinem Freunde Rehberg, unterstützt von Münster, einen neuen besseren Zustand einzuführen strebte. Minister Decken dagegen wollte wo möglich, nach Art Kurhessens, ganz das Alte herstellen, er wollte Landschaften, wo Bremer Stände, er wollte Wiedereinführung der Exemtionen, wo jener die Abschaffung beizubehalten beabsichtigte. Decken dachte nur an Provinzen mit Personalunion des Königs, während Münster, Bremer, Rehberg den Gedanken eines

modernen Staats gefaßt hatten. Man schlug 1814 den leidigen Mittelweg ein — man bildete eine provisorische Ständeversammlung aus den alten Elementen der Landschaften, erließ die s. g. transitorischen Gesetze, die gleichfalls eine Mittelstraße gingen, aber doch Alles vernichteten, was zur Verbesserung bäuerlicher Verhältnisse geschehen war, — nahm selbst Verkäufe der Hildesheimer Domainen und Klostergüter zurück. Der erste Schritt zu einer Staatseinheit wurde aber doch gethan, als es gelang, aus der provisorischen Ständeversammlung die Vereinigung der Finanzen der Provinzen zu einem Ganzen hervorgehen zu lassen. Dabei wurden Lüneburg, Bremen und Hoya stark verletzt, aber den Landschaften war der Lebensnerv abgeschnitten, das Princip der Stände war gerettet. Daß man es damals noch ehrlich meinte, daß die von Stein angeregten Gedanken durch Münster noch nach außen vertreten wurden, das beweisen nicht nur viele Privatschreiben, das beweiset namentlich die hannoversche Erklärung vom 21. Oct. 1814.

Indessen war Napoleon von Elba zurückgekehrt; und jetzt stößt man zuerst auf eine Thätigkeit des Herzogs von Cumberland. Derselbe rüstete ein Regiment Husaren aus, in welchem sich der Adel sammelte. Das Regiment trug den Namen seines Führers, machte diesem bei Waterloo aber keine Ehre.

Warum der Prinz-Regent, warum Münster dem Herzoge von Cumberland, welcher 1813 brittischer Feldmarschall geworden war, den Wunsch nicht gewährten, das neue Königreich Hannover zu gouverniren, — liegt im Dunkeln. Hormayr, der Auskunft darüber hätte geben können, schweigt wohlweislich. Die Münster'schen Acten werden wohl noch die nöthigen Data enthalten. Münster war nicht der Mann darnach, einen so großen politischen Fehler zu machen, den

muthmaßlichen Thronfolger von dem Lande, das er einst regieren sollte, fern und fremd zu halten, wenn er nicht die entschiedensten Gründe dazu gehabt hätte. Daß die Prinzessin Charlotte von Wales, erste Gemahlin des nachmaligen Königs Leopold von Belgien, damals noch lebte, mochte mitwirkend sein, keinenfalls war es entscheidend. —

Der zweite Pariser Frieden zeigte die Nullität der kleinen und mittleren Staaten im neugeordneten europäischen Concert — selbst das unter Englands Protectorat stehende Hannover mußte Lauenburg abgeben, damit nur der Castlereagh-Wellington'sche Plan eines burgundischen Reichs verwirklicht werde. Hannover gewann freilich Ostfriesland, Meppen, Lingen und das nördliche Eichsfeld, blieb aber in seiner südlichen Hälfte ganz von Braunschweig durchschnitten und hatte selbst mit seinen westlichen Provinzen Osnabrück und Ostfriesland keine Verbindung als durch Preußen. In diese Zeit der mächtigsten Erregung fällt Ernst August's Vermählung mit der Verlobten seines Bruders, des Herzogs von Cambridge, der Wittwe des Prinzen Louis und der geschiedenen Frau des 1814 gestorbenen Fürsten Solms-Braunfels. Sie war die Nichte der Königin Charlotte von England, die Schwester des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, die Schwester auch der Königin Louise von Preußen, der unvergeßlichen, die sie an Schönheit noch übertraf, deren Gegentheil sie aber war in Eigenschaften des Geistes. Die Ehe war mit Genehmigung des Prinz-Regenten, aber gegen den Wunsch der Königin-Mutter geschlossen, welche ihre Nichte und Schwiegertochter, so lange sie lebte, nie am Hofe empfing, auch gegen alle Vorstellungen unerbittlich blieb. Während der Regierung Georg's IV. wurde die Herzogin dagegen regelmäßig vorgestellt und fuhr von da an fort, den Hof zu besuchen. Die Chronique scandaleuse findet sich bei Vehse.

Aus dieser Ehe, deren glückliche Häuslichkeit viel gerühmt ist, wurde am 27. Mai 1819 der jetzige König von Hannover, Georg V. geboren. Ob derselbe schon bei der Geburt der Sehkraft des einen Auges beraubt war, liegt im Dunkeln, wie denn auch nicht feststeht, auf welche Weise er das zweite Auge verloren hat. Man erzählt, daß er sich beim Spiel mit der Börse in das Auge geschlagen habe.

Ernst August lebte seit 1814 meist in Berlin, von wo er sich nur nach England begab, wenn es sich um wichtige hochtoryistische Fragen handelte; z. B. um den Prozeß gegen die Königin Caroline, als deren entschiedenster Gegner er auftrat. Ein Antrag auf Erhöhung seiner Apanage auf 18000 Pfd. Sterl. wurde 1818 im brittischen Parlamente mit 143 gegen 136 Stimmen abgelehnt, später solche aber bewilligt, sogar auf 21000 Pfd. Sterl. erhöht.

Unterdeß wurde Hannover nach wie vor von dem Adel regiert; der Herzog von Cambridge war zu schwach und zu wohlwollend, in irgend welcher Frage sein persönliches Gewicht in die Wagschale zu legen. In der provisorischen Ständeversammlung bildete sich eine geschlossene Adelsopposition, welche bestrebt war, Alles an die Provinzial-Landschaften zu schieben, namentlich die Grundsteuerexemtionen. In der Versammlung hatte diese Adelsclique die Majorität davon getragen, aber Rehberg, von Münster und Bremer unterstützt, ordnete die Sache nach dem Standpunkte des einheitlichen Staates und wies in der Form von Rescripten ad mandatum (vom 27. Juli 1817) die Beschlüsse zu Gunsten der Landschaften zurück. Die Carlsbader Beschlüsse und die Intriguen Metternich's brachten indeß eine Umstimmung in den Ansichten des Grafen Münster hervor. Er begann offenbar sich vor der nahenden Sündfluth zu fürchten und glaubte, ihr Dämme entgegenthürmen zu müssen. Sein nach Hormayr unzählige Male wiederholtes Wort: „Die

Antichambre will durchaus in den Salon, das ist ein Hauptkampf unserer Zeit" bezeichnet seinen Standpunkt. Münster nun befahl plötzlich die Theilung der Versammlung in zwei Kammern und ordnete durch Rescript vom 19. Oct. 1818 die modificirte Wiederherstellung der Provinzial-Landschaften an. Die Ständeversammlung opponirte, aber ohne Saft und Kraft, indem sie bat: daß Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent ersucht werden möge, von der Einrichtung zweier Kammern wegen der daraus für das Ganze erwachsenden verderblichen Folgen zu abstrahiren. Die Gründe waren sodann ausführlich beigefügt. Es war aber die Zeit der Gründe entschieden vorüber, und ein Rescript, nicht an die provisorische Stände-Versammlung sondern an die erst in's Leben gerufenen Provinzialstände gerichtet, fertigte den Beschluß damit ab, daß derselbe nur von einem Theile der Mehrheit herrührte, und durch Patent vom 7. Dec. 1819 wurde sodann eine Verfassung octroyirt, welche eine ritterschaftliche und eine bürgerliche Kammer einführte. Das Land schwieg dazu. Eine hannoversche Presse gab es überall nicht, und die deutsche stand unter den härtesten Censur-Maßregeln. Rehberg, von Bremer verlassen, wurde gestürzt, der Adel feierte seinen Triumph. Das Patent vom 7. Dec. hatte die Rechte der Stände, überhaupt das Materielle einer Verfassung nicht geordnet, und jene strebten auf Grund der historischen Rechte der Landschaften nach festem Boden. Wenigstens die erste Kammer, denn in der zweiten überwog schwächliches Staatsdienerthum. In der ersten Kammer kräftigte sich die Adelsopposition durch Münster's Unterstützung, der dadurch dem Minister Bremer, mit dem er in Differenzen gerathen war, seine Stellung erschwerte, und es dem Staatsdienerthum unmöglich machte, die Exemtionen des Adels aus dem Wege zu räumen, wozu es an gutem Willen bei der Regierung nicht fehlte. Diese letztere war

wieder wie vor 1803 in die Hände der Generalsecretäre und Ministerialreferenten gefallen, welche arbeiteten, während die adligen Minister die hohen Gehalte bezogen. Der Geheime Kabinetsrath Rose leitete seit Rehberg's Ungnade die Finanzen und das Ständewesen d. h. Alles. Münster's Verhältniß zu Metternich war seit 1822 abermals ein anderes geworden, er fühlte das Drückende der österreichisch-preußischen Hegemonie in Bundessachen, hatte gegen die Grundsätze des Congresses von Verona in Frankfurt seine Stimme abgegeben, darauf gedrungen, daß die Beiträge zur Erhaltung der Bundesfestung Mainz aus dem noch immer zinslos bei Rothschild stehenden Capital der 21 Millionen genommen würden, und in der holsteinschen Frage gegen Oesterreich gestimmt. Dazu kamen seit 1826 die braunschweigschen Händel. In Hannover suchte sich Bremer von der Allgewalt der Londoner Kanzelei zu emanzipiren. Die Kammern hatten seit 1830 in Wallmoden und Stüve Vermittlungspunkte gefunden, und noch vor der Juli-Revolution kam eine Art von Vergleich zu Stande, wonach die zweite Kammer in die Verminderung der Grundsteuer, die erste in Ablösbarkeit der Zehnten, Dienste und sonstigen Gefälle willigte. Die Osteroder-Göttinger Unruhen wurden von Hannover aus benützt, Münster die Allmacht aus den Händen zu winden, den Schwerpunkt der Regierung, der seit 1813 in London gewesen, nach Hannover zu verlegen. Mit abermaliger Umgehung des zweitnächsten Thronfolgers wurde der Herzog von Cambridge zum Vice-König ernannt.

Der Herzog von Cumberland hatte indeß in England als eifrigster Beschützer der Hochkirche gegen die Emanzipation der Katholiken gekämpft, der seine Brüder, die Herzoge von Clarence und von Sussex, sich günstig zeigten. Die Orange-Logen, — die man einer Verschwörung zur Aenderung der Thronfolge beschuldigte und deretwegen man eine

Untersuchungscommission niedersetzte, in welcher Anträge auf Sendung verschiedener Personen nach Old-Baily laut wurden, standen unter seinem besonderen Schutz; er war Gegner der Corporation- und Testacte, wie der Reformbill, und die Engländer sahen mit steigender Unruhe Personen, die zwischen ihm und dem Throne standen, hinwegsterben.

Die Katholiken-Emanzipation war durchgesetzt, selbst Wellington zu ihr übergetreten, Georg IV. war gestorben, Wilhelm IV. hatte den Thron bestiegen, die Reformbill siegte. Jetzt ward auch Hannover eine Verfassung, auf die das Land drang, verheißen. Die Verhandlungen, die in der Ständeversammlung darüber gepflogen wurden, zogen sich in die Länge. Das Resultat war, daß die erste Kammer, wie sie bisher bestanden, beibehalten, daß die zweite, schon 1832 durch bäuerliche Elemente gestärkt, noch mehr durch solche verstärkt wurde. Vereinigung der Kassen, — welche den Ständen eine gewisse Controle über den Staatshaushalt gab, aber dem Könige das Recht reservirte, seine Krondotation in Domanialgrundstücken ausscheiden zu lassen, — ein Steuerbewilligungsrecht, — das selbst in den Wiener Ministerialconferenzen von 1834 als correct befunden wurde, — einige Vermehrung ständischer Befugnisse waren die kümmerliche Frucht jahrelanger Berathung. Die Regierung modificirte aber auch diese Errungenschaften noch, und publicirte das Staatsgrundgesetz im Jahre 1833 mit Aenderungen, die den ständischen Beschlüssen nicht entsprachen. Das Staatsgrundgesetz sicherte kein einziges wesentliches Volksrecht, es kräftigte höchstens das Staatsdienerthum.

Die 1833 gewählten Stände lieferten den besten Beweis von der Schwäche der Verfassung und der Gleichgültigkeit des Volkes gegen dieselbe. Das bürgerliche Staatsdienerthum hatte in der zweiten Kammer die Majorität, aber weder die Macht, die grundgesetzlich ausgesprochene Auf-

wieder wie vor 1803 in die Hände der Generalsecretäre und Ministerialreferenten gefallen, welche arbeiteten, während die adligen Minister die hohen Gehalte bezogen. Der Geheime Kabinetsrath Rose leitete seit Rehberg's Ungnade die Finanzen und das Ständewesen d. h. Alles. Münster's Verhältniß zu Metternich war seit 1822 abermals ein anderes geworden, er fühlte das Drückende der österreichisch-preußischen Hegemonie in Bundessachen, hatte gegen die Grundsätze des Congresses von Verona in Frankfurt seine Stimme abgegeben, darauf gedrungen, daß die Beiträge zur Erhaltung der Bundesfestung Mainz aus dem noch immer zinslos bei Rothschild stehenden Capital der 21 Millionen genommen würden, und in der holsteinschen Frage gegen Oesterreich gestimmt. Dazu kamen seit 1826 die braunschweigschen Händel. In Hannover suchte sich Bremer von der Allgewalt der Londoner Kanzelei zu emanzipiren. Die Kammern hatten seit 1830 in Wallmoden und Stüve Vermittlungspunkte gefunden, und noch vor der Juli-Revolution kam eine Art von Vergleich zu Stande, wonach die zweite Kammer in die Verminderung der Grundsteuer, die erste in Ablösbarkeit der Zehnten, Dienste und sonstigen Gefälle willigte. Die Osteroder-Göttinger Unruhen wurden von Hannover aus benützt, Münster die Allmacht aus den Händen zu winden, den Schwerpunkt der Regierung, der seit 1813 in London gewesen, nach Hannover zu verlegen. Mit abermaliger Umgehung des zweitnächsten Thronfolgers wurde der Herzog von Cambridge zum Vice-König ernannt.

Der Herzog von Cumberland hatte indeß in England als eifrigster Beschützer der Hochkirche gegen die Emanzipation der Katholiken gekämpft, der seine Brüder, die Herzoge von Clarence und von Suffex, sich günstig zeigten. Die Orange-Logen, — die man einer Verschwörung zur Aenderung der Thronfolge beschuldigte und deretwegen man eine

Untersuchungscommission niedersetzte, in welcher Anträge auf Sendung verschiedener Personen nach Old-Baily laut wurden, standen unter seinem besonderen Schutz; er war Gegner der Corporation- und Testacte, wie der Reformbill, und die Engländer sahen mit steigender Unruhe Personen, die zwischen ihm und dem Throne standen, hinwegsterben.

Die Katholiken-Emanzipation war durchgesetzt, selbst Wellington zu ihr übergetreten, Georg IV. war gestorben, Wilhelm IV. hatte den Thron bestiegen, die Reformbill siegte. Jetzt ward auch Hannover eine Verfassung, auf die das Land drang, verheißen. Die Verhandlungen, die in der Ständeversammlung darüber gepflogen wurden, zogen sich in die Länge. Das Resultat war, daß die erste Kammer, wie sie bisher bestanden, beibehalten, daß die zweite, schon 1832 durch bäuerliche Elemente gestärkt, noch mehr durch solche verstärkt wurde. Vereinigung der Kassen, — welche den Ständen eine gewisse Controle über den Staatshaushalt gab, aber dem Könige das Recht reservirte, seine Krondotation in Domanialgrundstücken ausscheiden zu lassen, — ein Steuerbewilligungsrecht, — das selbst in den Wiener Ministerialconferenzen von 1834 als correct befunden wurde, — einige Vermehrung ständischer Befugnisse waren die kümmerliche Frucht jahrelanger Berathung. Die Regierung modificirte aber auch diese Errungenschaften noch, und publicirte das Staatsgrundgesetz im Jahre 1833 mit Aenderungen, die den ständischen Beschlüssen nicht entsprachen. Das Staatsgrundgesetz sicherte kein einziges wesentliches Volksrecht, es kräftigte höchstens das Staatsdienerthum.

Die 1833 gewählten Stände lieferten den besten Beweis von der Schwäche der Verfassung und der Gleichgültigkeit des Volkes gegen dieselbe. Das bürgerliche Staatsdienerthum hatte in der zweiten Kammer die Majorität, aber weder die Macht, die grundgesetzlich ausgesprochene Auf-

hebung der Exemtionen durchzuführen, noch die Kraft, die verheißenen Ersparungen im Civiletat durchzusetzen. Dagegen wurden Reductionen im Militär-Etat durchgeführt und ein neues Steuersystem geschaffen, das bald mehr Steuern lieferte, als man zu den Ausgaben bedurfte. In der ersten Kammer hatten Geheimrath Scheele, Feldzeugmeister von der Decken, von Voss, von Lütken u. A., wie 1815—19 gegen Rehberg, so gegen Rose eine Adelsopposition gebildet, die an Kraft zunahm, als man in Hofkreisen von der schwankenden Gesundheit Wilhelm's IV. genaue Kunde erhielt. Man war mit dem, in Berlin von dem Herzog Carl von Mecklenburg und Genossen in der Kunst über Deutsche zu herrschen unterrichteten Thronfolger in Verbindung getreten und hatte von diesem das Versprechen erlangt, die Ablösungsordnung aufzuheben, ihm dagegen Beihülfe zum Sturz des Staatsgrundgesetzes und zur Wiedererlangung der Domainen zugesichert. Der Thronfolger hatte große Schulden in Berlin; er kam 1836 und im Frühjahr 1837 nach Hannover und knüpfte die Verbindungen enger. Man suchte auch den Grafen Münster, der in ländlicher Zurückgezogenheit in Derneburg lebte, in das Complott zu ziehen und ihm die Führerschaft anzubieten; es scheint indeß, daß er ablehnte und mehr vermitteln wollte.

Am 24. Juni wurde Hannover von der Nachricht des am 20. Juni erfolgten Todes Wilhelm IV. überrascht. Nun lautes Frohlocken und übermüthiges Jubeln in der Adelskammer, Schwäche bei dem Ministerium und bei dem überredungstüchtigen Rose, Schwäche aber vor allen in der zweiten Kammer, die den Kopf gänzlich verloren zu haben schien. Die Adelskammer wollte nicht, daß in einer Adresse an den König der Verfassung auch nur Erwähnung geschehe. Das allein hätte die zweite Kammer zu Energie auffordern sollen. Allein in dieser fehlten die Führer, welche eine

Partei hinter sich gehabt hätten, nur der junge Lang führte die bremischen Bauern oder wurde von ihnen geführt, und ihn hielt der eigene Vater schon damals für unzuverlässig. Die Liberalen von 1831, die Christiani, Freudentheil, Honstedt, Stüve, Theodor Meyer, Syndicus Lang, Bodungen, Syndicus Schwarz, Dr. Lang, Sandvoss u. A. hatten nichts Gemeinsames, was sie zusammenhielt, dagegen zahlreiche Antipathieen, sie wollten alle Führer sein und erkannten Niemand an, dem sie sich unterordneten, selbst Stüve nicht. Nicht einmal zu Verabredungen kam es unter ihnen. Vier Tage wartete man auf die Ankunft des neuen Königs. Man betrachtete das Ereigniß im Volke als ein Glück, seit 123 Jahren hatte man die Monarchie eigentlich nicht gekannt, sondern nur Oligarchie, und diese hatte sich bei der Restauration von 1815 als unfähig erwiesen. Von einem König im Lande, referirt Stüve, erwartete man ein unbestimmtes Glück; die Umstände waren der absoluten Gewalt höchst günstig. Am 28. Juni traf Ernst August in Hannover ein und wurde von Volksjubel begrüßt. Der Graf Münster, Erblandmarschall und als solcher Repräsentant der Stände, begehrte vergeblich eine Audienz für eine ständische Deputation. Am 29. wurden die Stände vertagt. Der König hatte die Formen, die das Staatsgrundgesetz für einen Regierungswechsel vorschrieb, nicht beobachtet, — ein Patent, den Regierungsantritt verkündend, in welchem er bei seinem königlichen Worte die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung versprach, nicht erlassen, also im Sinne der Verfassung die Regierung noch gar nicht angetreten. Man ließ sich die Vertagung in zweiter Kammer schweigend gefallen, — man begrüßte sie in erster mit Jubel.

Der König degradirte die bisherigen Staatsminister zu Departementsministern, und berief den Geheimen Rath Scheele, der im westphälischen Staatsrathe seine Ritter-

ſporen verdient und am Hofe Jerome's der Welfen vergeſſen, wenn nicht gar ihrer geſpottet hatte, zum Cabinetsminiſter. Jedenfalls war er einer von den Adligen, die, wie Hormayr ſagt, „Frauen und Töchter auf die Weide trieben an einem Hofe, der wenigſtens an Sittenloſigkeit mit jenem Ludwig's XV. auf gleicher Höhe ſtand.“ Ein Patent vom 5. Juli ſprach aus, daß der König die Rechtsverbindlichkeit des Staatsgrundgeſetzes bezweifle, indeß die Sache noch einmal prüfen wolle. Noch wäre es Zeit geweſen, den verfaſſungsmäßigen Weg einzuhalten, wenn in den bisherigen Miniſtern nur ein wenig Anhänglichkeit und Liebe zu dem Werke geweſen wäre, das ſie ſelbſt geſchaffen, nur ein wenig Manneswürde, und ein Fünkchen Unabhängigkeitsſinn. Es würde ihnen gelungen ſein, den Verfaſſungsbruch zu meiden, denn der König ſchwankte. Nun aber rief Scheele einen Mann, der ſein Genoß am weſtphäliſchen Hofe und in Jerome's Staatsrathe geweſen war, den Kanzleidirector Leiſt zur Hülfe, und Beide trieben den König auf der verderblichen Bahn weiter. Der ehrliche Juſtizrath von Bothmer ſtand ziemlich allein. Das Patent vom 1. November erklärte das Staatsgrundgeſetz für ungültig.

Das Land erſtarrte unter dieſer nicht geahnten Gewaltmaßregel. Sie war auf die Feigheit der Menge berechnet, die man ſich eben ſo feig und niederträchtig dachte, als ſich Miniſter und Hofvolk gezeigt hatten. Die ſieben Profeſſoren Dahlmann, J. Grimm, Albrecht, W. Grimm, Ewald, W. Weber und Gervinus brachen indeß das Schweigen mit einer würdig gehaltenen Proteſtation, um der ſtudirenden Jugend nicht als Männer zu erſcheinen, welche mit Eiden ein leichtſinniges Spiel treiben. Als man ſah, daß das „Federvieh in Göttingen“ dieſen Muth hatte, mußte ein neuer Gewaltſtreich folgen, um von jeder Nachfolge abzuſchrecken: man entſetzte die Sieben ohne Urtheil und Recht, ja man vertrieb

Dahlmann, Jacob Grimm, Gervinus zugleich aus dem Lande ohne Richterspruch und verhinderte die Studenten, so viel man durch polizeiliche Maßregeln und Drohungen konnte; ihren Lehrern das Ehrengeleit zu geben.

Die Hannoversche Zeitung hatte schon früher bei Gelegenheit der Rothenkircher Adresse ein System der Fälschung und Lüge angefangen, das an die krassesten Vorgänge Napoleonischer und französischer Zeit mahnte. Von Napoleon und Hieronymus hatte Herr von Scheele gelernt, wie man dem Volke befehlen könne, seine Freude durch Deputationen u. dergl. an den Tag zu legen. Demgemäß wurden zunächst die Provinziallandschaften befohlen, dem Könige ihre Glückwünsche zur Thronbesteigung durch Deputationen darzubringen; später ließ man den König Reisen durch das Land machen und Huldigungen entgegennehmen, um die Welt zu täuschen und dieselbe glauben zu machen, Alles, was das Cabinet Scheele im Namen des Königs thue, finde die Zustimmung des Volkes. Allein es begann von Osnabrück aus, unter Stüve's Leitung, eine in den Schranken des Gesetzes gehaltene maßvolle Opposition, die sich bald über alle bedeutenderen Städte und viele ländliche Wahlcorporationen des Landes ausdehnte. Diese Opposition focht für die Rechtsgültigkeit des Staatsgrundgesetzes und hatte ihre Hoffnung auf den deutschen Bund gesetzt. Der Bund ließ das Volk natürlich im Stiche, erklärte sich für incompetent und legte Alles in die Hände einer durch Minoritätswahlen corrumpirten, mit dem ungemeinsten Wahlzwange zusammengebrachten kaum beschlußfähigen Ständeversammlung *).

*) Vier Bände des hannoverschen Portfolio, das deutsche Staatsarchiv und neuerdings eine Darstellung von Oppermann „Zur Geschichte Hannovers" geben eingehende Schilderungen der damaligen Zustände, der geübten Gewalt. Wer Erfinder der Confinationen war, durch die man Wehner, Detmold, Böse auf den engsten Raum ihres Wohnsitzes be-

ſporen verdient und am Hofe Jerome's der Welfen vergeſſen, wenn nicht gar ihrer geſpottet hatte, zum Cabinetsminiſter. Jedenfalls war er einer von den Adligen, die, wie Hormayr ſagt, „Frauen und Töchter auf die Weide trieben an einem Hofe, der wenigſtens an Sittenloſigkeit mit jenem Ludwig's XV. auf gleicher Höhe ſtand.“ Ein Patent vom 5. Juli ſprach aus, daß der König die Rechtsverbindlichkeit des Staatsgrundgeſetzes bezweifle, indeß die Sache noch einmal prüfen wolle. Noch wäre es Zeit geweſen, den verfaſſungsmäßigen Weg einzuhalten, wenn in den bisherigen Miniſtern nur ein wenig Anhänglichkeit und Liebe zu dem Werke geweſen wäre, das ſie ſelbſt geſchaffen, nur ein wenig Manneswürde, und ein Fünkchen Unabhängigkeitsſinn. Es würde ihnen gelungen ſein, den Verfaſſungsbruch zu meiden, denn der König ſchwankte. Nun aber rief Scheele einen Mann, der ſein Genoß am weſtphäliſchen Hofe und in Jerome's Staatsrathe geweſen war, den Kanzleidirector Leiſt zur Hülfe, und Beide trieben den König auf der verderblichen Bahn weiter. Der ehrliche Juſtizrath von Bothmer ſtand ziemlich allein. Das Patent vom 1. November erklärte das Staatsgrundgeſetz für ungültig.

Das Land erſtarrte unter dieſer nicht geahnten Gewaltmaßregel. Sie war auf die Feigheit der Menge berechnet, die man ſich eben ſo feig und niederträchtig dachte, als ſich Miniſter und Hofvolk gezeigt hatten. Die ſieben Profeſſoren Dahlmann, J. Grimm, Albrecht, W. Grimm, Ewald, W. Weber und Gervinus brachen indeß das Schweigen mit einer würdig gehaltenen Proteſtation, um der ſtudirenden Jugend nicht als Männer zu erſcheinen, welche mit Eiden ein leichtſinniges Spiel treiben. Als man ſah, daß das „Federvieh in Göttingen“ dieſen Muth hatte, mußte ein neuer Gewaltſtreich folgen, um von jeder Nachfolge abzuſchrecken: man entſetzte die Sieben ohne Urtheil und Recht, ja man vertrieb

Dahlmann, Jacob Grimm, Gervinus zugleich aus dem Lande ohne Richterspruch und verhinderte die Studenten, so viel man durch polizeiliche Maßregeln und Drohungen konnte; ihren Lehrern das Ehrengeleit zu geben.

Die Hannoversche Zeitung hatte schon früher bei Gelegenheit der Rothenkircher Adresse ein System der Fälschung und Lüge angefangen, das an die krassesten Vorgänge Napoleonischer und französischer Zeit mahnte. Von Napoleon und Hieronymus hatte Herr von Scheele gelernt, wie man dem Volke befehlen könne, seine Freude durch Deputationen u. dergl. an den Tag zu legen. Demgemäß wurden zunächst die Provinziallandschaften befohlen, dem Könige ihre Glückwünsche zur Thronbesteigung durch Deputationen darzubringen; später ließ man den König Reisen durch das Land machen und Huldigungen entgegennehmen, um die Welt zu täuschen und dieselbe glauben zu machen, Alles, was das Cabinet Scheele im Namen des Königs thue, finde die Zustimmung des Volkes. Allein es begann von Osnabrück aus, unter Stüve's Leitung, eine in den Schranken des Gesetzes gehaltene maßvolle Opposition, die sich bald über alle bedeutenderen Städte und viele ländliche Wahlcorporationen des Landes ausdehnte. Diese Opposition focht für die Rechtsgültigkeit des Staatsgrundgesetzes und hatte ihre Hoffnung auf den deutschen Bund gesetzt. Der Bund ließ das Volk natürlich im Stiche, erklärte sich für incompetent und legte Alles in die Hände einer durch Minoritätswahlen corrumpirten, mit dem ungemeinsten Wahlzwange zusammengebrachten kaum beschlußfähigen Ständeversammlung *).

*) Vier Bände des hannoverschen Portfolio, das deutsche Staatsarchiv und neuerdings eine Darstellung von Oppermann „Zur Geschichte Hannovers" geben eingehende Schilderungen der damaligen Zustände, der geübten Gewalt. Wer Erfinder der Confinationen war, durch die man Wehner, Detmold, Böse auf den engsten Raum ihres Wohnsitzes be-

In diesen corrumpirten so genannten Ständen benutzte der Adel der ersten Kammer die Schwäche der unvollständigen zweiten Kammer, die Provinziallandschaften zu befestigen, die Exemtionen zu schützen. Man gab die Unabhängigkeit der Justiz Preis — im Competenzconflictenhofe; rettete aber vor der auch hier nachgiebigen zweiten Kammer, das Zustimmungsrecht zu den Gesetzen, da Ernst August ernstlich darauf drang, dem Dinge ein Ende zu machen. Das Verfassungsgesetz vom August 1840 stellte die Kassentrennung her und belastete, nach einer Berechnung Stüve's, die Landeskasse um jährlich 460,000 Thlr. — Hannover, Osnabrück, Hameln protestirten noch im letzten Augenblicke gegen die Publication des Verfassungsgesetzes, — natürlich vergebens. — Das glänzendste Zeichen der innern Fäulniß und Verwerflichkeit setzten sich aber die Stände durch das Wilddiebstahlsgesetz von 1840, das den Jäger ermächtigte, auch den *fliehenden* Wilddieb *todt zu schießen*.

Im Sommer 1841 machte die Opposition, welche in der zweiten Kammer die Majorität hatte, noch einmal einen schwachen Versuch, dem Bunde und der öffentlichen Meinung zu zeigen, daß man am Staatsgrundgesetze festhalte: man enthielt sich nämlich einer eingehenden Berathung der Regierungsvorlagen, und wenn die Geschäftsordnung es auch nicht erlaubte, eine förmliche Incompetenz-Erklärung auszusprechen oder wenn dazu der rechte Muth fehlte, so brachte man es doch dahin, daß bei dem Abschluß des Steuerjahres die Steuern unbewilligt blieben. Nun erfolgte die Auflösung der Stände und jene aufsehenerregende Proclamation

schränkte und sie mit Gensdarmen umgab, die ihnen auf Schritt und Tritt folgten, weiß ich nicht. Das Alles ohne Urtheil und Recht. Die Entsetzung Rumann's und der Tumult der Hannoveraner, manche ernste, manche ergötzliche Episode wäre noch zu erzählen, wenn es nicht am Raum gebräche.

vom 14. Juli 1841 — welche der Kammer vorwarf, sie habe „das schmachvolle Schauspiel geboten, daß schlichte, biedere, in ihren Privatverhältnissen jeder Achtung würdige Landleute, durch unwahre Vorstellungen von gekränkten Rechten verleitet — während es sich bei Uns nur um Erhaltung und Wiederherstellung des wahren und wirklichen Rechts gehandelt hat, — daß, sagen Wir, solche Landleute zu rein mechanischen Werkzeugen der gefährlichsten und rücksichtslosesten Despotie, nämlich der der heutigen so genannten liberalen Partei herabgesunken waren, einer Partei, die kein öffentliches Recht noch Privatrecht achtet, der jedes Mittel willkommen ist, wenn es gilt auf Kosten der Regierung oder der Unterthanen ihren staatsgefährlichen Lehren Opfer zu bringen." In dem Tone solcher bekannten Gentzischen Phrasen ging es weiter. Namentlich wurde der Präsident der zweiten Kammer Theodor Meyer aus Lüneburg, der spätere Minister Ernst August's nach freier Wahl, als ein Mann charakterisirt, von dessen Bemühungen, die untheilbare landesherrliche Gewalt unter ein Mitregiment der Stände zu bringen, die ständischen Verhandlungen seit 1833 den Beleg lieferten. Es wurde ihm Befangenheit, Trugschlüsse, Geringschätzung der materiellen Interessen des Landes vorgeworfen. Die Mehrheit der zweiten Kammer war eines bösen staatsgefährlichen Willens bezüchtigt, ja verbrecherische Pläne, die dazu geeignet waren, ihre Urheber mit Abscheu und Verachtung zu belasten, als nicht unwahrscheinlich dargestellt. Mit Widerwillen habe der König des verbrauchten wahrhaft aufrührerischen Behelfes zu gedenken, unter Betheuerungen der Treue für seine allerhöchste Person, sich in Schmähungen gegen seine vertrauten Diener zu ergießen.

„In allen wichtigen Staats- und Regierungsangelegenheiten sind Unsere getreuen Rathgeber die Vollzieher Unseres königlichen Willens." So hieß es, und so war es: der

königliche Wille regierte allein, verantwortliche Minister gab es nicht mehr, die Stände waren oder sollten wenigstens nur leerer Popanz sein, das Auge des blöden Volkes zu täuschen. —

Die allerhöchste Person des Landes selbst war durch diese fortwährenden Kämpfe um die Verfassung kaum zur Ruhe gekommen und wenn sie Scheele auch, nach Jerome's französisch-westphälischer Art, das Land bereisen und befohlene Huldigungen in Empfang nehmen ließ, der König war durch seine Stellung als Parteiführer im Oberhause doch so scharfblickend geworden, daß er einsah, er habe sich durch Scheele's Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen zu einer ganz unnöthigen Gewalt. Diese Einsicht und körperliche Krankheitsfälle machten denselben häufig sehr übellaunig, und diese schlechte Laune entlud sich dann nicht selten auf die Departements-Minister, welche sich 1837 so ohne allen Widerstand seinem absoluten Willen unterworfen hatten.

Die Königin, welche Ernst August allein zu beherrschen verstand und welche an der vielfach im Lande verübten Gewalt keinenfalls schuldlos war, war am 29. Juni gestorben. Der König war über diesen Verlust sehr erschüttert, denn wie er Frauen immer sehr geliebt, seine Frau hat ihn zu fesseln gewußt*). Der Kronprinz war erblindet, das ließ sich, so sehr man es zu verhehlen bemüht war, nicht mehr der großen und offiziellen Oeffentlichkeit verbergen. Kurz nach der Auflösung der Stände am 3. Juli 1841 wurde denn auch

*) Der König hat dem Schlosse Herrenhausen gegenüber, dicht an der Bremen-Mindner Eisenbahn ein von Parkanlagen umgebenes Mausoleum bauen lassen, von Außen unansehnlich, im Innern von carrarischem Marmor. Die von Rauch ausgeführte Statue der Königin Friederike, auf einem Ruhebette liegend, befindet sich in der oberen Halle. Später ist auch die des Königs selbst hinzugekommen.

durch ein königliches Patent festgesetzt, wie die Unterschrift des einstigen Königs, wenn er blind bliebe, durch Zeugen festgestellt werden sollte. Zwölf Personen wurden bezeichnet, die eidlich zu verpflichten seien, und von denen zwei zu jedem Acte, der eine Unterschrift heische, zugezogen werden und bezeugen sollten, daß dem Kronprinzen die Ausfertigung in ihrer Gegenwart vollständig vorgelesen und von ihm unterzeichnet sei.

Es war dieses Patent ohne alle ständische Genehmigung erlassen, und doch betraf es eine Einrichtung, die über alle Rechtsformen und allen Rechtsinhalt im Lande gesetzt war, eine Einrichtung, welche die wichtigsten Gesetze, Entschließungen, Rescripte in ihrer mitgetheilten Form vom Vorlesen abhängig machte. Der Kronprinz war nur durch seine einfache Genehmigung an diese Einrichtung gebunden, welche so wenig Sicherheit gewährte, und welche durch neue Einrichtungen mit noch größerem Monopole in jedem Augenblicke, wo dieselbe dem künftigen Könige irgend unbequem wurde, ersetzt werden konnte. Daß das Surrogat einer Verifications-Commission das Selbstsehen des Königs in keiner Weise ersetzen konnte, bedurfte keines Beweises. Daß trotz aller Zeugen als Zuhörer der vortragende Minister etwas Anderes lesen konnte als geschrieben stand (und wie wichtig ist oft ein kleines Wort), wer mochte das bezweifeln? Es war daher unmöglich, zu constatiren, daß der Regierende wirklich seinen eigenen Willen unterschrieben. Dazu kam der Uebelstand, daß außer den Ministern noch immer zwei Personen in die wichtigsten, oft geheimen, Staatsacte eingeweiht werden und daß die 12 Beglaubigungs-Männer bei Ausübung ihrer Functionen nothwendig einen politischen Einfluß gewinnen mußten. Einen blinden Herrscher kannte man nur im byzantinischen Kaiserthum. Sowohl die alte Geschichte als das Mittelalter hielt Blindheit und Regieren für absolut

unvereinbar, und die Deutschen verlangten von ihren Kaisern, daß keiner derselben vitiatus in corpore aut infectus sei, nicht einmal schielen durfte er. Um regierungsunfähig zu machen, pflegte man im Mittelalter zu blenden, wenn man nicht tödten wollte. Ihr Mitarbeiter Dr. H. B. Oppenheim hat 1844 staatsrechtlich erörtert, daß nach römischen, Feudal- und Reichsrechten, wie nach altem Volksrechte der Kronprinz von Hannover gar nicht successionsfähig war, wie auch das Staatsgrundgesetz von 1833 die eigene Ausübung der Regierung verlangte, die bei Blindheit unmöglich war. Daß der § 17 des Landesverfassungsgesetzes nur von einem solchen geistigen Zustande sprach, welcher den Regierungsnachfolger zur Führung der Regierung unfähig mache, konnte die bestehende Rechtsnorm nicht ändern, ganz abgesehen von den Gründen, welche das Landesverfassungsgesetz selbst als ungültig entstanden erscheinen ließen.

Ende des Jahres 1841 ward eine neue Ständeversammlung berufen. Ich schweige von den frevelhaften Mitteln, welche angewandt wurden, um nur der Regierung ergebene Personen in die Kammer zu bringen, aber ich muß der königlichen Verordnung gedenken, wodurch bestimmt wurde, daß der gewählte Deputirte vor Annahme der Wahl einen schriftlichen Revers auszustellen habe, durch den er sich verpflichte, auf Ehre und Gewissen das Landesverfassungsgesetz vom 6. August 1840 als unbedingt verbindliche Vorschrift anzuerkennen; sich verpflichte, den Versuch, die Wirksamkeit der Stände oder einer Kammer zu hemmen oder fruchtlos zu machen, als verfassungs- und pflichtwidrig zu betrachten, und gelobe, sich einem solchen Versuche niemals anzuschließen. Obgleich diese Verordnung ohne ständische Genehmigung nicht hätte erlassen werden dürfen, wurden dadurch weitere Versuche, die Rechtsbeständigkeit des

Staatsgrundgesetzes zu wahren, abgeschnitten und die Anerkennung des Verfassungsgesetzes gleichsam erzwungen.

Die Geschichte Hannovers im Jahre 1841 hat mit der Geschichte Kurhessens im Jahre 1860 die größten Aehnlichkeiten. Die Wahlen fielen trotz aller Anstrengungen nicht im Sinne des Cabinets aus, und die Stände von 1841 bis 1847 haben, da beide Kammern durch das Medium des Schatzcollegiums mindestens in allen Finanzfragen zusammenhielten, dem Könige den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt. Was die Theilung der Ueberschüsse der Vorjahre anbetraf, kam es zwar zu einem für die königliche Kasse nicht ungünstigen Vergleiche, dagegen waren alle Anstrengungen, eine Bewilligung für Verstärkung des Heeres, namentlich der äußerst kostspielig formirten, mit überflüssigen Offizieren versehenen Cavallerie zu erhalten, vergeblich, und Hülfe des Bundestages blieb aus. Nun war es aber eine Lieblingsidee des Königs, die schönste und beste Cavallerie auf dem Continente zu haben. Nach dem Lüneburger Lager waren die Urtheile der Sachverständigen sehr getheilt, darin allein war man einig, daß die hannoversche Cavallerie nach den Blauen, die Ernst August in England commandirt hatte, die kostspieligste Truppe der Welt wären. Der König fügte sich den ständischen Beschlüssen, welche eine Verringerung der Cavallerie auf den bundesmäßigen Etat beantragten, indeß nicht, sondern gab die Erklärung ab, daß die Augmentations-Mannschaft fortan aus der königlichen Kasse gehalten werden solle, ein Umstand, der die Zustände dieser so befriedigend erscheinen ließ, daß Stände nothwendig zu dem Schlusse kommen mußten, daß der ständische Zuschuß von 100,000 Thlr. zu dieser Kasse nicht mehr nöthig sei. In der That aber lag die Sache so, daß die Militärverwaltung an anderen Dingen, mochten sie auch noch so nothwendig oder nützlich sein, zu

sparen suchte, um die Kosten dieser Augmentations-Mannschaft zu erschwingen, wurde doch selbst die Extravergütung von 8 Pfennigen für den Tag, welche die Stände den eingestellten Militärpflichtigen (Infanterie) bewilligt hatten, mehrere Monate nicht ausbezahlt, bis das Geschrei über diese Verkürzung zu groß wurde.

Der Kronprinz Georg, der am 27. Mai 1843 vierundzwanzig Jahr alt wurde, hatte sich im Jahre vorher verlobt mit Marie Alexandrine, Tochter des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, die ein Jahr älter war als er selbst. Die Vermählungsfeierlichkeiten fanden am 18. Februar 1843 statt, zwölf Excellenzen hielten bei Hof einen majestätischen Fackeltanz, die Silberkammer mußte ihre Hauptzierden spenden, und die königlichen Tafeln wollten schier brechen unter der Masse von Silber und Gold, mit der man sie überladen hatte. Die Residenzphilister machten die größten Anstrengungen, durch Ehrenpforten, Illumination u. s. w. ihre Huldigungen darzubringen. Der König ließ ein Feuerwerk abbrennen, eine damals in Hannover noch seltene Erscheinung. Den Mittel- und Oberbehörden in allen Landestheilen wurde befohlen Deputationen zu senden, denen später sogar gestattet wurde an den Hoffestlichkeiten theilzunehmen, auch wenn sie nicht hoffähig wären, was indeß bei dem ungeheuren Andrange der Hoffähigen, der Ritter und Offiziere aus allen Provinzen und Ecken des Landes, der auswärtigen Fürsten und Würdenträger, Wenigen gelang. Eine Amnestie für die politischen Vergehen, namentlich für Magistrat und Bürgervorsteher der Residenz, denen man nebst dem Advocaten Detmold wegen einer Eingabe bei dem Bunde einen Majestätsbeleidigungs-Prozeß gemacht, wurde vergeblich erwartet.

Das junge Paar, dem die Stände eine ausreichende, wenn auch nicht übermäßige Apanage bewilligt hatten, be-

gann nun seine eigene Haushaltung im Fürstenhofe. Das Publikum hatte bis dahin sehr wenig von dem Kronprinzen vernommen: er schien vom Vater und vom Hofe ignorirt zu werden und wurde es daher auch von der großen Masse.

Auf die Bildung des Kronprinzen hat allem Anschein nach sein Adjutant und Quasi-Erzieher, der spätere Oberforstmeister von Düring, den geringsten Einfluß; die mütterliche Erziehung hat wohl zunächst und hauptsächlich bestimmend auf ihn gewirkt. Schon in früher Jugend soll der mütterliche Oheim, Prinz Carl von Mecklenburg, das Ideal des Prinzen gewesen sein, in dessen Phantasie sich mystische Bilder von Majestät und Königswürde, wie sie am byzantinischen Hofe und im Hause der Stuarts einst in Geltung waren, bildeten. Ein ehemaliger Hauslehrer des Prinzen von Bentheim-Steinfurth, der durch Fürsprache des Prinzen Bernhard von Solms-Braunfels „Vorleser Sr. Königl. Hoheit" wurde, der Hofrath Bode, war ein Mann von zu beschränktem Geiste und zu demüthigen, kriechenden Wesens, als daß derselbe irgend erheblichen Einfluß auf die Erziehung des herrischen Prinzen hätte gewinnen können. Welche Zeitungen, welche Werke aus der deutschen, französischen und englischen Literatur dem Kronprinzen vorzulesen seien, das wurde Bode bei Lebzeiten der Königin von dieser, nach deren Tode von der einflußreichen Umgebung des Königs Ernst August vorgeschrieben. Der Prinz zeigte von früh an eine große Neigung sich in der hannoverschen Landesgeschichte zu unterrichten; wie diese Neigung befriedigt und aus welchen Quellen er seine in der That großen Kenntnisse in dieser Beziehung geschöpft hat, weiß man nicht; Spittler's vortreffliche Anfänge und Moser's Werke scheinen indeß diesem Studium nicht zu Grunde gelegt zu sein, — vielleicht Pfeffinger und andere Chronisten, und die braunschweig-

lüneburgische Geschichte von Havemann, dem Exdemagogen, für die Jugend. Die militärische Umgebung des jungen Fürsten, Rittmeister von Hedemann und Adjutant Ernst von Freese, konnten nach ihren Charakteren einen schlimmen Einfluß auf den Prinzen nicht üben, denn, wenn auch adelsstolz und hochfahrend, war letzterer doch wahr, derb, männlich, ersterer eine zu ritterliche Gestalt, als daß sie den Prinzen etwa in der Kunst des Schauspielens hätten unterrichten sollen.

Endlich ist noch ein Consistorial-Rath Bergmann, ein anscheinend trockener Actenmensch von absolutistischer Gesinnung, zu erwähnen, welcher erkoren war, dem Thronfolger juristische Disciplinen beizubringen; wir lernen diesen Mann später als Minister des Cultus noch näher kennen. Wie sich in dieser Umgebung ein Charakter wie der Georg's V. bilden konnte, das wird erst die spätere Geschichte aufklären.

Das Verhältniß des Königs zu dem Kronprinzen war damals noch ein leidliches. Lord Granville, der bei drei aufeinander folgenden Generationen des brittischen Zweiges des Hauses Braunschweig in Gunst stand, hatte einst im Rathe der Minister gesagt: „diese Familie hat immer gehadert und wird von Generation zu Generation immer hadern." Es ist wahr, von der Zeit des Fürsten, der, wie Macaulay sagt: „nicht eine Zeile von Pope lesen konnte und der nichts liebte als Punsch und fette Weiber," bis herab zu der Zeit des Prinz-Regenten, gab es vier Prinzen von Wales, die mit ihren Vätern in Streit lebten und fast fortwährend in der Opposition standen. Es schien, als wenn „diese Eigenthümlichkeit des Hauses Braunschweig" bei dem Enkel Georg's III. nicht stattfände, man hörte nie von der geringsten Opposition des Kronprinzen, er schien sich dem Willen des sehenden kräftigen Vaters fügsam unterzuordnen, und man

bedauerte ihn im Publicum, daß er vom Vater so abhängig und streng behandelt wurde. Zwar reiste der König Ende Mai nach England und übertrug officiell dem Kronprinzen die Regierung, allein dies war mehr Schein als Wirklichkeit, es war nur ein Versuch, dem Lande, Deutschland und den Agnaten in England zu zeigen, daß der blinde Sohn regieren könne, es sollte die oben erwähnte Verifications-Verordnung einmal zur Anwendung gebracht werden. Ernst August war so eifersüchtig auf sein Regiment, daß während seiner dreimonatlichen Abwesenheit eigentlich Nichts geschah, selbst das Nothwendigste nicht; eine Verordnung vom 8. Juni gegen die Vertreibung des Rotzes und Grindes bei den Pferden erließ er von London aus. Der Regent verkündete während des ganzen Zeitraums nur ein Patent von wenig Worten, den mit Dänemark zur Beförderung des Verkehrs zwischen den hannoverschen und holsteinschen Elbufern geschlossenen Vertrag, dagegen lebte der kronprinzliche Hof während dieser Zeit auf und es zeigte sich, wie sehr der jungen Kronprinzessin, trotz ihrer Hinneigung zum Pietismus, das Vergnügen und die Abwechslung Bedürfniß sei.

Nachdem das Tribunal in Celle das Erkenntniß der hannoverschen Justiz-Canzlei gegen den Magistrat der Residenz, welches auf Geldstrafe lautete, bestätigt, hatte, noch vor der Abreise des Königs, Rumann seinen Abschied gegen den Willen des Magistrats gefordert, Frieden mit dem Könige geschlossen und empfing aus dessen Chatullkasse seine Pension von 3000 Thlr. Die übrigen Magistratsmitglieder hatten auch klein beigegeben, waren deßhalb begnadigt. Nur Detmold wurde bestraft. Die Stadt präsentirte nun kurz nach der Abreise ihren bisherigen Syndicus Evers zum Magistratsdirector, einen Mann, der später der Stadt für 25000 Thlr. Kassenscheine entwendete und sich dann im Bade tödtete. Dieser Mensch wußte es dahin zu bringen, daß, als

der König im September von England zurückkehrte, dieser von der Bürgerschaft auf das feierlichste eingeholt und mit Glockengeläut, Illumination u. s. w. begrüßt wurde, was seit seiner Ankunft noch niemals wieder geschehen war. Zugleich bedankte sich der Magistrat für die Begnadigung. So hatte auch die Residenz mit dem König ihren Frieden geschlossen und Magistrat und Bürgerschaft sich gedemüthigt, recht tief gedemüthigt. Und doch war während dieser Anwesenheit Ernst August's in London dort etwas Außerordentliches geschehen, etwas, das bis dahin in der deutschen Geschichte noch nicht vorgekommen war. Der König von Hannover hatte der Königin Victoria von England den Huldigungseid geleistet, geschworen, ihr treuer Unterthan zu sein. Es gab also fortan in dem Rathe deutscher Fürsten einen Unterthan der Königin von England. War dies rechtlich zulässig, war es mit der Würde der deutschen Nation vereinbar? Freilich bezog nun Ernst August seine Apanage als englischer Prinz und Unterthan der Königin, 21000 Pfund, bis zu seinem Tode. —

Seitdem der Schmerz über den Tod der Königin sich gelegt, gelangte Wittwe Gräfin von Grote, geb. v. Schachten, zu einem großen Einfluß. Sie erhielt als erste Staatsdame einen Gehalt von 2000 Thlr. Ernst August machte ihr beinahe jeden Morgen einen Besuch, Nachmittags fuhr sie zum Diner des Königs, Abends war sie an dessen Theetisch. War der König durch Podagra oder andres Unwohlsein an das Bett gefesselt, so mußte Frau v. Grote an seinem Bette sitzen; sie las dem Könige die diplomatischen Depeschen vor, sie erheiterte durch ihre lebhafte Unterhaltung den König in gesunden, wie kranken Tagen. Man nannte die von dieser Dame beeinflußten Personen wohl die Camarilla. Unter den männlichen Mitgliedern dieser Camarilla war der General G. von Düring, bis er Anfang des Jahres

1848 plötzlich in eine bis jetzt unerklärte Ungnade fiel, als Generaladjutant der gefürchtetste Mann am Hofe, obgleich Viele den Hofmarschall Ernst Uncer von Malortie, der den Grafen von Wangenheim und Herrn von Steinberg hatte verdrängen können, für einen noch größeren Intriguanten hielten. Oeffentliche Blätter haben Düring als Chef des im Palais befindlichen, selbst von hochgestellten Personen gefürchteten schwarzen Cabinets bezeichnet. Nach möglichst genauer Erkundigung über dieses zuerst 1849 von der „deutschen Zeitung“ erwähnte schwarze Cabinet, schloß man aus dem Verschwinden angeblich an den König gerichteter Briefe und Bittschriften, Adressen u. dergl., daß diese geöffnet und wenn sie etwas enthielten, was dem Könige unangenehm wäre, verbrannt wurden. Das Ganze beruht auf Vermuthung, der man um so weniger Glauben schenken darf, als G. von Düring den Beinamen „der Biedermann“ führte.

Im Cabinet scheint schon seit 1840 der Einfluß von Scheele's, der 1844 starb, vor dem des feineren und leidenschaftsloseren Politikers und Diplomaten von Falcke in den Hintergrund getreten zu sein. Die Departements-Minister waren ohne allen Einfluß und wurden von Ernst August mit einer augenscheinlichen Mißachtung behandelt. Seit 1847 gewann der Kammerrath Alexander von Münchhausen, der bisdahin als hoyaischer Ritter in erster Kammer wohl Opposition gemacht hatte, neben dem jüngeren Scheele festen Boden. Er war Schwiegersohn der Frau von Grote geworden und war ein Mann von vielen Kenntnissen und großem Ehrgeiz, der durch seine Ruhe selbst dem Könige zu imponiren wußte. In den inneren Angelegenheiten wurde man seit 1844 zu einigen Fortschritten gedrängt. Die anfänglichen Ueberschüsse der königlichen Kasse wurden durch Schloß- und Theaterbauten, Straßenerweiterungen u. s. w.

verbraucht, die Mißjahre drückten die noch immer zum großen Theil in Korngefällen, Zehnten u. s. w. bestehenden Einnahmen herab und machten die Regierung von den Ständen viel abhängiger, als sie es unter dem Staatsgrundgesetz je gewesen war. — Erste wie zweite Kammer hatten im April 1847 um Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen gebeten. Der König ließ antworten:

„Oeffentlichkeit sei nur in solchen Staaten von Nutzen, in denen den Organen des Volkes eine wesentliche Theilnahme an der Regierung eingeräumt sei, in denen die monarchische Gewalt durch Verantwortlichkeit der Minister gegen die Stände eine Theilung erlitten habe. So weit sei es Gottlob in Hannover noch nicht gekommen. Die Oeffentlichkeit würde für Hannover nur von Uebel sein und daher sei es unabänderlich beschlossen, sie niemals zu gestatten."

Das Land antwortete auf diese Erklärung im Herbst 1847 mit entschieden liberalen Wahlen. Nun kam der März 1848. Der König schlug die ersten in Adressen und Petitionen laut werdenden Forderungen kurz ab, und während in Süddeutschland von den Fürsten Concessionen auf Concessionen gemacht waren, baten die Hannoveraner noch vergebens um Aufhebung der Censur.

Erst als Metternich gestürzt war, als in Berlin die Dinge zum Aeußersten standen, am 17. März, gab man dem Andrange der Bürger der Residenz in allen Punkten nach, man opferte das bisherige Princip und ließ die Träger desselben sich mit hohen Pensionen zurückziehen, ehe der Sturm sie ereilte. Dieses Nachgeben auf einmal bewies die politische Klugheit Ernst August's. Man wandte sich an den Mann aus dem Adel, welcher als Schatzrath und Mitglied erster Kammer dem bisherigen System die entschiedenste Opposition gemacht hatte, an den Grafen von Bennigsen. Dieser wollte nur Stüve zum Minister des Innern. Wie man zu den übrigen: Braun, Lehzen,

Düring, Prott kam, ist noch Geheimniß. Dies Ministerium veröffentlichte am 22. März ein Programm, das zwar dem Wünschen und Hoffen der Altliberalen entsprach, keineswegs aber die Erwartungen der damals zuerst auftauchenden Demokraten befriedigte, namentlich nicht in seiner Unbestimmtheit in Beziehung auf Hannovers Verhältniß zu Deutschland. Stüve hatte selbst wiederholt erklärt, das Ministerium habe sich zur Aufgabe gemacht, den weiter gehenden Forderungen entgegen zu arbeiten und die Revolutionirung Deutschlands zu bekämpfen. Das Ministerium war aber auch gegen das Streben nach deutscher Einheit, weil es darin, nach dem Umritt Friedrich Wilhelm's IV. in Berlin, weiter Nichts erblickte als eine Ausbeutung dieses Strebens zu preußischer Machtvergrößerung, weil es darin namentlich die Bestrebungen von 1798 und 1806 wiederholt sah, weil es die geheimen Artikel von Kalisch, kurz das Verschlucktwerden Hannovers durch Preußen fürchtete. Das Ministerium war durch und durch hannoverisch. Hatte der König am 17. März dem an seine Thür klopfenden Volke schon Aufhebung der Censur, Amnestie und Rehabilitation politischer Verbrecher, Associationsrecht, Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, Vereinigung der königlichen und Landeskasse d. h. Mitaufsicht der Stände in Beziehung auf die Verwaltung der Domainen, Verantwortlichkeit der Minister gegenüber dem Lande zugesichert, hatte derselbe also den absolutistischen und feudalistischen Standpunkt, den er noch am 21. April 1847 für seinen unwiderruflichen Beschluß erklärt hatte, schon verlassen, so wurde er jetzt ganz zu dem constitutionellen System des Rechtstaats, dem System, das es durchaus ehrlich meinte, übergeführt, und er versicherte wiederholt auf sein königliches Wort, daß er halten werde, was er verspreche.

Das Ministerial-Programm enthielt, was die innere

Entwicklung anbetraf, alle Garantieen, welche die Constitutionellen irgend hochhielten: Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, Aufhebung des eximirten Gerichtsstandes, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in bürgerlichen wie peinlichen Sachen, so wie Schwurgerichte in letzteren, Rechtsweg in Polizeistrafsachen, Rechtsweg wegen aller Handlungen der Verwaltungsbehörden, wenn sie ihre Zuständigkeiten überschritten, größere Selbständigkeit der Landgemeinden und Aufhebung aller Befreiungen von den Gemeindelasten, Erlassung einer freisinnigen Städteordnung für das Königreich.

Da man die absolutistischen Gesinnungen des Kronprinzen kannte, so drang das Ministerium Bennigsen, das nach Aufhebung des Cabinets ein Gesammt-Ministerium bildete, darauf, daß die Grundsätze des Ministerial-Programms auch die Beistimmung des Kronprinzen erhielten. Diese Beistimmung wurde ertheilt, und daß sie ertheilt sei, öffentlich bekannt gemacht. Wir werden jedoch sehen, daß auch diese Vorsichtsmaßregel zu Nichts nützte.

Diese Grundsätze, die den Staat Hannover aus einem absolutistisch-feudalen in einen wahrhaften Rechtsstaat verwandelten, sollten nun aber streng auf dem verfassungsmäßigen Wege in's Leben geführt werden, d. h. die bestehende Verfassung von 1840 wurde als Basis angenommen, und mit der nach dieser Verfassung componirten Adelskammer und zweiten Kammer sollte eine neue Verfassung nach den erwähnten Grundsätzen vereinbart werden. Das Ministerium glaubte die Schranken, die der Schlußparagraph des Verfassungsgesetzes jeder Verfassungsänderung in den Weg gestellt hatte, dadurch beseitigen zu können, daß dieser durch einhelligen, dreimal wiederholten Beschluß beider Kammern aus der Welt geschafft würde. Im

Jahre 1840 hatte man es nämlich für unmöglich gehalten, daß erste und zweite Kammer jemals eine Verfassungsbestimmung einhellig aufhöben. Der Adel in erster Kammer hatte sich 1833 und 1840 so störrisch und unnachgiebig gezeigt, in irgend ein Aufgeben seiner eigenen angemaßten Rechte zu willigen, hatte jeden auf Schwächung der königlichen Macht gerichteten Antrag der zweiten Kammer so übermüthig zurückgewiesen, daß man glaubte, derselbe würde zu keiner Zeit in irgend eine übereilte Abänderung der Verfassung willigen, mindestens würde sich ein ritterlicher Mann zeigen, der Nein! sage und damit die Verfassungsänderung mindestens um zwei Jahre zurückhielte. Allein im April 1848 fand sich kein Ritter, der sein Veto einlegte; der §. 180 wurde durch einhelligen Beschluß beider Kammern aufgehoben und konnte nun der verfassungsmäßige Weg innegehalten werden, indem Verfassungsänderungen wie Gesetze durch Majoritätsbeschlüsse und Uebereinstimmung beider Kammern möglich gemacht waren. Ein einziges Nein, das diesen Weg abschnitt, hätte aber auch die Revolution hervorgerufen, und diese hätte sich zunächst gegen den Adel Luft gemacht.

So wurde denn auf dem langsamsten Wege von Commissionsberathungen, zweimaligen Berathungen in jeder Kammer, Conferenzen und verstärkten Conferenzen mit der größten Vorsicht die Rechtscontinuität aufrecht erhalten und jenes Gesetz vom 5. Sept. erst zwischen beiden Kammern vereinbart, dann vom Könige sanctionirt. Auch zu diesem Gesetze ertheilte der Kronprinz seine volle, öffentlich proclamirte Zustimmung.

Der Inhalt dieses Verfassungsgesetzes darf als bekannt vorausgesetzt werden. Es war das Landes-Verfassungs-Gesetz, umgemodelt nach den Grundsätzen des Stüve'schen Programms. Nachdem die erste Kammer in der Adresse erklärt

hatte, daß die Aufhebung der Vertretung des Adels als solchen in der allgemeinen Ständeversammlung und die Aufhebung aller Vorzüge der Geburt für den Adel unbedingt erforderlich sei, um das neue Leben zu schaffen, von dem der König in der Thronrede gesprochen hatte, war der Plan einer ersten Kammer vorgelegt, welche etwa zur Hälfte aus großen Grundbesitzern, zur Hälfte aus Deputirten des Handels und der Gewerbe (10), der Kirche und Schule (10), und der Rechtsgelehrten (4) bestehen sollte.

Man handelte und mäkelte mit der ersten Kammer nicht nur über die Zahl der großen Grundbesitzer, die man von 21 auf 33 in die Höhe schrob, sondern namentlich um den Begriff, wobei man sich schließlich dahin einigte, daß diejenigen 150 Grundeigenthümer, welche die höchste Grundsteuer zahlen, in ihren, nach den Provinzen verschiedenen Wahlbezirken, eben als große Grundbesitzer durch directe Wahlen wählen sollten. Das Höchste, was die eifrigsten Adeligen damals verlangten, war ein Census von 60 Thlr. Grundsteuer. Die zweite Kammer wurde ohne Census gewählt, aber durch indirecte Wahlen. Im Uebrigen war die Verfassung den Grundsätzen des Minister-Programms gemäß umgemodelt.

Stüve beging bei seinen Vorschlägen aus Vorneigung für das Bestehende und Abneigung für die Idee, einen großen Fehler, daß er das gänzlich unnütze Institut der Provinzialstände bestehen lassen wollte, nur sollte die allgemeine Gesetzgebung (Regierung und Stände) daraus etwas zweckmäßig Neues bilden, die Provinzialstände aber darüber gehört werden. Das was Stüve aus den Provinzialständen machen wollte, eine Art Ständeversammlung und Controlbehörde für die Provinzialregierungen, also die Verwirklichung eines alten Stein'schen Gedankens, war in der That etwas Neues, das sich bei der Verschiedenheit der

Provinzialregierungen und Provinzialstände kaum zweckmäßig an das Alte anknüpfen ließ und das jedenfalls viel besser aus dem Fundamente auferbaut, als auf ein morsches und verrottetes Fundament aufgeleimt wurde. Denselben Fehler, den er in Bezug auf Institute beging, weil sie einmal geschichtlich hergebracht waren, beging er in Bezug auf Personen. Er ließ die Leute, welche sich als die absolutesten Knechte des Cabinets erwiesen, welche ihn selbst auf's ärgste chikanirt hatten, von Lütken, Voss, Klenze u. s. w. in ihren einflußreichen Stellen. Gerade diese Institute und diese Personen aber, die er schonte, waren es, die später sein ganzes Werk zertrümmerten.

Es erhob sich gegen die Art und Weise, wie Stüve seine Reformpläne durchführen wollte, eine sehr mächtige demokratische Opposition, welche auf constituirende Versammlung drang, indem sie dem Werke, welches von einer Adelskammer, wie sie bestand, geschaffen wurde, durchaus kein Vertrauen zuwenden zu können behauptete. Diese Opposition, welche hauptsächlich von den s. g. Condeputirten ausging, grub sich indeß durch übereilte Schritte bald selbst ihr Grab. Der Hildesheimer Aufstand befreite das Ministerium von der Agitation eines ihm in der That gefährlichen Volksführers, des Advocaten Weinhagen. Die Unterdrückung des Aufstandes innerhalb 12 Stunden gab dem Ministerium Kraft. Die Opposition gegen das Zweikammersystem war innerhalb, wie außerhalb der Kammern zu schwach. — Die Opposition gegen das Ministerium in Bezug auf seine deutsche, oder richtiger hannoversche Politik, existirte nicht in den Kammern, sondern eigentlich nur in der Presse und in den demokratischen Volksvereinen. Es war daher eine für das Land gänzlich unnöthige Demonstration, zu welcher das königliche Schreiben vom 7. Juli bei Schluß des Landtages benutzt wurde; der Zweck der-

ſelben war, auf Frankfurt zu wirken und die übrigen deutſchen Fürſten zu ermahnen, dem Souveränetätsſchwindel des Frankfurter Parlaments ein Ende zu machen. Sie that weder das Eine noch das Andere. In Frankfurt übte ſie keine Kraft, veranlaßte nur das Centrum, die Baſſermänner und Genoſſen, zu übermüthigen Redensarten; die andern deutſchen Fürſten, Preußen an der Spitze, mitſammt ihren Miniſterien, hatten nicht den Muth, mit ihren Herzensgedanken ſo offen an das Licht zu treten, als Ernſt Auguſt und Stüve es thaten. So übte denn dieſes Auftreten für die Souveränetät der Kleinſtaaten, dieſes ſich Sträuben gegen eine ſtraffe Centralgewalt, dieſes Drohen das Land zu verlaſſen nur die Wirkung aus, daß im Lande alle zahlreichen Vereine, welche ſich ſchon nach conſtitutioneller und demokratiſcher Richtung geſpalten hatten, die Lehre von der Unterwerfung unter die conſtituirende Macht der Centralgewalt predigten und Ernſt Auguſt nebſt ſeinem Miniſterium zu Conceſſionen drängten, denen man in Frankfurt freilich viel mehr Bedeutung beilegte, als ſie hatten. In der That wurde die Centralgewalt mit einer Phraſe abgefunden, und der alte Sinn blieb. Stüve und Ernſt Auguſt waren gerade in dem wichtigſten Punkte ein Herz und eine Seele: Beide ächt welfiſch geſinnt, wollten Beide von einer deutſchen Einheit, die auf Koſten der Souveränetätsrechte der Fürſten geſchaffen werden müßte, Nichts wiſſen. Das Hannoverthum mit der Muſterverfaſſung vom 5. September unterlag aber ſchon bei den erſten Wahlen nach der neuen Verfaſſung. Die Kammern wollten die Durchführung der Grundrechte, und zwar die zweite Kammer beinah einſtimmig ohne allen Vorbehalt, während die erſte Kammer ſich in dieſer Beziehung den Vorbehalten Stüve's anſchloß. Stüve bot ſeine Entlaſſung, aber Lang, der Syndicus aus Verden, war nicht im Stande, das ihm angebotene Miniſterium zu bilden, auch ſchien es,

als wenn der König, im Bewußtsein dieser Schwäche der Führer der Opposition, nur seinen Spaß mit dem Anerbieten des Portefeuille getrieben hatte. Die Kammern wurden vertagt, und als sich im April 1849 die einzelnen Deputirten unter Leitung des Literaturhistorikers Karl Gödeke, Lang II., und Rath Wachsmuths für die inzwischen in Frankfurt beschlossene Reichsverfassung und die Kaiserwahl regten, als selbst die Volksvereine für das preußische Kaiserthum petitionirten, wurde die zweite Kammer am 25. September aufgelöst; die erste Kammer war nicht auflösbar.

Magistrate, Bürgerwesen, constitutionelle und demokratische Vereine agitirten im Mai für die Gültigkeit der Reichsverfassung. Namentlich war es der Redacteur der Zeitung für Norddeutschland, Althaus, der bis zum letzten Augenblick für die Durchführung der Reichsverfassung kämpfte, ja die Niedersetzung eines Landesausschusses nach Art des pfälzischen empfahl. Derselbe wurde verhaftet und später verurtheilt, sein Herz verblutete an dem Nichtzustandekommen des deutschen Reichs. Seine Blätter „Aus dem Gefängniß" werden sein Andenken erhalten.

Die Aufregung war in allen Theilen des Landes sehr groß und nur der Besonnenheit der Führer der hannoverschen Demokratie, die am 6. Mai auf der Volksversammlung in Eistrup warnten, den auf den 7. Mai projectirten Massezug in Hannover vorzunehmen, ist es zu danken, daß es an jenem Tage in Hannover nicht zum Blutvergießen kam, zu dem von einer Seite alle Vorbereitungen getroffen waren.

Stüve überwand seine Abneigung gegen Preußen, er reiste am 4. Mai nach Berlin, um gemeinschaftlich mit Sachsen den Entwurf einer Reichsverfassung auszuarbeiten. Das war das Drei-Königs-Bündniß. Hannover und Sachsen hatten Oesterreichs Mitwirkung zur Bedingung gemacht und zogen sich zurück, als Radowitz eine andere Inter-

pretation zur Geltung brachte und die Komödie von Erfurt spielen ließ.

Während man nicht wußte, was aus der Union des Berliner Bündnisses werden solle, wurden die Neuwahlen zur zweiten Kammer vorgenommen. Das Resultat war dem Ministerium günstig. Es waren nur wenig Demokraten von reinem Wasser gewählt, mehr von einer süßlichen Mischung aus Gothaerthum und Demokratie. Die Rechte und das Centrum überwogen die Linke und die äußerste Linke, wie die fünf oder sechs Männer, die consequent an der Reichsverfassung festhielten, die Herren Bühren, Detering, Gerding sich nannten. In der deutschen Frage siegte eine Windhorst'sche Phrase über eine andere von dem zweideutigen Führer der Linken, Lang II. und über den Antrag Bühren's. Alle Organisationsgesetze wurden in einer bis zum Juli 1850 dauernden Diät im Sinne des Ministeriums und im Sinne der Centren der Versammlung erledigt.

Stüve glaubte den Staat gerettet, als am 10. Mai 1850 sechs Stimmen in Frankfurt, Hannover durch Detmold vertreten, eine Bundesplenarversammlung constituirten. Damit war aber lediglich der erste Spatenstich zum Grabe seiner eigenen Organisationen gethan. Die Gesetze, welche die Organisationen enthielten, waren vollendet, aber es fehlte noch an der Hauptsache, an der Unterschrift des Königs. Ernst August, welcher allen diesen Gesetzen im Prinzipe, wie im Entwurfe seine Zustimmung gegeben, Ernst August, welcher den Hannoveranern zugerufen hatte, daß sie doch wohl wissen sollten, daß er das, was er sage, vorher überlege, dann aber auch halte, — hatte jetzt im Sommer 1850 auf einmal allerlei Bedenklichkeiten gegen diese Gesetze, an denen die Stände nur Modificationen vorgenommen hatten, im Interesse der Macht der Krone. Mit Mühe und nur durch einträchtiges Zusammenhalten hatten

die Minister dem Könige die Unterschrift zu dem Gesetz über Aufhebung der Jagd auf fremdem Grund und Boden am 5. August abgerungen, seitdem war nicht weiter zu kommen. Hier beginnt die geheime Geschichte, die Geschichte des unberechenbaren und leisen Einflusses der Umgebungen auf die Handlungen des Fürsten — die in der That in ruhigen Zeiten weit mehr das bewegende Prinzip der Weltgeschichte ist, als die Actionen, Anträge und Beschlüsse von Ständeversammlungen. Im Jahre 1848 und 1849 war Stüve vom Hofe und vom Adel als Retter des Vaterlandes gefeiert, Alles, was zu den Ohren des Königs drang, verkündete sein Lob. Ernst August selbst hatte, als er sich einmal überwunden die persönliche Bekanntschaft Stüve's zu machen, in demselben mehr mit eigenen Anschauungen Uebereinstimmendes gefunden, als er jemals erwartet; Stüve umgekehrt in dem Könige so viel staatsmännische und wirklich wohlwollende Sympathieen, daß er überall seine hohe Verehrung für diesen aussprach. Man hatte ganz unerwartet gut miteinander harmonirt.

Der Mohr hatte indeß seine Dienste gethan, das Volk war beruhigt, in Süddeutschland und Sachsen, in Preußen und vielen kleinen Staaten hatte die Reaction schon ihre Siege gefeiert, der Mohr konnte gehen. Der Adel, der 1848 so kleinmüthig geworden, machte jetzt im Geheimen schon seine alten Prätensionen geltend. Der Bund, den die Adelskette bildet, hat den Schlüssel zu den Verbindungen mit den Fürsten und Höfen und ist dadurch viel mächtiger als man glaubt. Die Siege der Kreuzzeitungsritter stachelten die hannoverschen Junker. Sie konnten es Stüve nicht vergeben, daß er sie aus der ersten Kammer hinausgedrängt und diese den größeren Bauern geöffnet hatte, obgleich sie wußten und wissen mußten, daß das Resultat der Wahlen zu erster Kammer ein anderes gewesen als Stüve vorausge-

setzt, und daß er seinem Versprechen nachkommen würde, zu einer dem grundbesitzenden Adel günstigern Kammercomposition die Hand zu bieten, sobald die Reaction weitere Fortschritte gemacht hätte. Stüve hatte sich in dem Sinne, daß er nur etwas Provisorisches schaffen wolle, schon in der Verfassungscommission im April 1848 offen ausgesprochen. Daß Stüve die Ritterschaften nun aber aus den neu zu organisirenden Provinzial-Landschaften verdrängen, und statt ihrer nur Vertreter der größeren Grundbesitzer zulassen wollte, das mußte hintertrieben werden, und keins von den tausend Mitteln und Mittelchen, die möglich waren, um auf Ernst August einzuwirken, blieb unversucht. Wir wollen gern glauben, daß Alexander von Münchhausen, der Kammerherr, sich nicht wesentlich betheiligte, unzweifelhaft aber that es seine Schwiegermutter die Frau von Grote; daß die intriguante Gräfin Adelaide von Hardenberg, geborene Kielmannsegge, Frau des Ober-Jägermeisters, nicht unthätig war, versteht sich von selbst; daß Unico von Malortie müssiger Zuschauer geblieben, ist kaum anzunehmen, daß Adolph von Malortie mit geholfen, ist unzweifelhaft, daß es die Grafen Platen nicht an Zuflüsterungen haben fehlen lassen, ist wahrscheinlich, daß endlich die zahlreichen von der Decken, daß der über alles ehrgeizige Borries, Lütken der Landdrost, von Bülow der Landdrost, Voss der Kammerdirector und viele Andere durch unmittelbaren und mittelbaren Einfluß am Hofe den König gegen das Ministerium einnahmen und ihn abhielten, den Gesetzen die ersehnte Sanction zu geben, ist gewiß, und mag es immerhin unentschieden bleiben, wer von ihnen mehr oder weniger Einfluß geübt hat. Den größten und entscheidendsten Einfluß, das sagt Stüve im Staats-Wörterbuche selbst, hat aber der Fürst Schwarzenberg durch den österreichischen Gesandten Baron von Kressenstein geübt. Schwarzenberg hätte dem Ministerium Bennigsen-

Stüve dankbar sein müssen, denn hätte Hannover festgehalten am Dreikönigsbündnisse, so hätte sich im Norden ein so fester Kern um Preußen gebildet, daß der Süden nachgezogen wäre, zumal bei der Unmöglichkeit, ohne den Zollverein fertig zu werden. Allein Schwarzenberg konnte es Stüve nicht verzeihen, daß sich Hannover im Februar 1850 von dem Münchner Bündniß (dem Vierkönigsbündnisse) fern hielt. Selbst daß Hannover — durch den frühern Advokaten und Reichsminister Detmold vertreten — nicht nur an der sogenannten Plenarversammlung vom 2. September Theil nahm, sondern sich auch an dem sogenannten Bundesbeschluß vom 21. September gegen die kurhessische Steuerverweigerung betheiligte und Truppen an der Gränze gegen Cassel aufstellte, vermochte das Märzministerium in den Augen Schwarzenberg's nicht zu rechtfertigen, — es sollte fallen.

Dennoch würde eine Krisis sehr wahrscheinlich abgewendet sein, wenn es schwieriger gewesen als es war, ein neues Ministerium zu bilden. Allein die als Vertrauensmänner über die Stüve'schen Organisationen zu Rathe gezogenen Männer, mindestens einige von ihnen, waren ehrgeizig genug, sich nur allzubereitwillig zu zeigen, in die Stellen ihrer alten Freunde einzutreten, sie waren eitel genug zu glauben, das Mittel gefunden zu haben, wie man die Ritter versöhnen könne. Den Provinzialständen war nämlich im Spätherbst 1849 der Stüve'sche Reorganisationsplan vorgelegt, allein nicht eine einzige Landschaft hatte ihre Uebereinstimmung damit erklärt, vielmehr hatte jede Provinziallandschaft ganz verschiedene Vorschläge gemacht, um sie an die Stelle jenes Planes zu setzen. Nun war zwar verfassungsmäßig eine Zustimmung der Provinzialstände nicht erforderlich — die Reorganisationen sollten durch die allgemeine Gesetzgebung nach Vernehmung derselben erfolgen, — allein die Ritter interpretirten diese „Vernehmung"

schon als „Zustimmung," beriefen sich auch außerdem auf ihr altes durch die Wiener Schlußacte geschütztes, durch die Regierung und allgemeinen Stände unantastbares Recht. Sonst machten sie Propositionen, in die Ritterschaften alle bäuerlichen Grundbesitzer aufzunehmen, die eine Grundsteuer von 50 bis 120 Thlr. zahlten. Der Oberbürgermeister von Lüneburg, der bisherige Präsident der zweiten Kammer, glaubte nun, wenn er den Landschaften im Punkte des Census nachgäbe, wenn er das Geschrei einiger Beamten: mit einer Amtsvertretung nach Stüve'schem Plan d. h. mit einem ständigen Ausschusse derselben lasse sich nicht regieren, durch Aufgeben des ständischen Ausschusses beseitigte; wenn er die Städteordnung einigermaßen modificirte, die Stüve'schen kleinen Aemter nicht in's Leben führte, sondern die Aemter bestehen ließe, wie sie etwa wären, er glaubte damit alle Opposition, welche Ritter und Büreaukratie gegen die Verwaltungsorganisationen machten, beseitigen zu können. Während Stüve und seine Collegen von ihren durch die Stände genehmigten Organisationen Nichts fahren lassen wollten und an der Möglichkeit einer Neubildung des Ministeriums zweifelten, ließen sich Lindemann und Theodor Meyer bereit finden die angedeuteten Aenderungen in zweiter Kammer durchzusetzen. Das Ministerium Stüve erhielt im October 1850 seine Entlassung, der Schwiegersohn der Frau von Grote wurde Ministerpräsident, Lindemann erhielt das Ministerium des Innern, Theodor Meyer wurde Cultus-Minister, Jakobi Kriegs-Minister, von Rössing Justiz-Minister, später von Hammerstein Finanz-Minister. Für diese Concessionen, welche die erste große Bresche in das Stüve'sche System schlugen, machte der König Ernst-August die Gegenconcession, die Justizorganisationsgesetze nebst der bürgerlichen und Strafprozeßordnung, gegen welche eine Abneigung überhaupt nicht stattfand, zu unterzeichnen und seinen

Beistand gegen die Provinziallandschaften zu versprechen, wenn diese auch etwa gegen die neuen Reorganisationspläne Opposition machen wollten. Der König sagte bei diesem Ministerwechsel dem Lande nochmals die Innehaltung der bisher befolgten Grundsätze feierlichst zu. — Das Ministerium begann nun vom neuen Verhandlungen mit den Landschaften; den Rittern genügte aber das, was sie bisher gefordert, längst nicht mehr, sie machten viel weiter gehende Ansprüche, Ansprüche so verschiedener Art zugleich, daß eine einheitliche Gesetzgebung dabei undenkbar war.

In Hessen war der Kriegszustand erklärt, Strafbaiern waren eingerückt, es schien als wenn die Frage zwischen Oesterreich und Preußen auf hessischem Boden ausgekämpft werden sollte, indessen kam es nur zu dem Schimmeltreffen von Bronzell, Manteuffel's zaghafte und unpreußische Politik gab in Olmütz Hessen dem Bundestage, Holstein der Politik Oesterreichs Preis und brachte es zu den freien Conferenzen von Dresden. Auf diesen bewahrte Hannover, durch Herrn von Münchhausen und den Legationsrath von Scheele vertreten, wenigstens den Schein constitutioneller Gesinnung, indem es für Volksvertretung beim Bunde stimmte. Man kennt das klägliche Ende vom Liede: Herr von der Pforten triumphirte über Manteuffel, und Oesterreich errang über Preußen einen Sieg, der dieses selbst in Beziehung auf den Zollverein bedrohte. Oesterreichische Truppen durchzogen Hannover, um Schleswig-Holstein zu pacificiren. Im Januar fand das neue Ministerium Hannovers nur bei den Rittern Schwierigkeiten, welche sogar ein eigenes Organ zur Vertretung ihrer Interessen, die „Niedersächsische Zeitung" gründeten. Die Majorität beider Kammern willigte in alle Verschlechterungen, welche das Ministerium an den Stüve'schen Verwaltungsorganisationen vornahm, namentlich in den Gesetzentwurf über die Provin-

ziallandschaften, welcher den Begriff des „großen Grundbesitzes“ im Sinne der Ritter bestimmte und über kurz oder lang eine Aenderung des Wahlgesetzes für die erste Kammer nach sich ziehen mußte. Es war indeß nicht die Opposition, welche dieser Reaction ihre Zustimmung gab, sondern gerade die Rechte und das Centrum. Dieselben Personen, welche in der Diät des vorigen Jahres die Dinge im Stüve'schen Sinne fertig gemacht, bekannten schon im Jahre darauf ihre Schwäche. Die Genehmigung des Gesetzes über die Provinziallandschaften reizte zwar den Adel am Hofe mächtig zur Opposition, allein Frau von Grote verstand ihren Schwiegersohn zu schützen, und dieser selbst war Manns genug, den König bei seinem gegebenen Worte festzuhalten. Die Ritterschaften erhielten am 31. Juli auf ihre Beschwerden abschlägliche Entscheidungen, das Gesetz die Städteordnung betreffend, und das Gesetz vom 1. August über Reorganisation der Provinziallandschaften wurde verkündigt, allein der Tag, an welchem dieselben ins Leben treten sollten, blieb vorbehalten. Es war diese Bekanntmachung das Aeußerste, wozu Ernst August zu bewegen war, die Sanction der Gesetze über die Verwaltungsbehörden, die Amtsvertretung u. s. w. war abermals nicht zu erlangen, obwohl diese Gesetze jetzt in Gemäßheit derjenigen Grundsätze modificirt waren, denen der König bei Eintritt des Ministeriums Münchhausen seine volle Zustimmung geschenkt hatte. Eben so stockte die Einführung der Justizorganisation, welche bis dahin noch eng mit der Verwaltungsorganisation zusammenhing. Die Ritter, die sich von reactionären Professoren und Facultäten, von Zöpfl und Bertin Gutachten erkauft hatten, welche bewiesen, daß ohne Einwilligung der Provinziallandschaften an deren Statuten niemals etwas durch König und Stände geändert werden könne, gingen nun an die Bundesversammlung. Hier, wo ihre Vettern und

Genossen aus allen deutschen Ländern die Fürsten vertraten, hofften sie Beistand, und fanden ihn. Der reactivirte Bundestag, der damals schon die Revision aller nachmärzlichen Verfassungen angeordnet hatte, erließ am 3. October 1851 auf die Beschwerden der Osnabrückschen und Lüneburgschen Ritterschaft einen Beschluß, dahin lautend: Königliche Regierung zu ersuchen, mit Gesetzen und Verfügungen gegen die bestehenden Provinzialverfassungen einstweilen inne zu halten. —

Herr von Münchhausen antwortete zwar mit Entschiedenheit, daß eine solche Einmischung der Bundesversammlung in die inneren Angelegenheiten Hannovers ein unbefugtes Eingreifen in die Selbstständigkeit der Landesregierung, das oberste Princip der Bundesgesetze, sei, und trug darauf an, die Beschwerdeführer aus formellen Gründen zurückzuweisen, allein die Ritter hatten erreicht, was sie wünschten, der Stillstand trat von selbst ein, man hatte eine neue Handhabe, womit man auf den König einwirken konnte. — Das Ministerium Münchhausen hatte wenig Monate vorher, am 23. August keinen Anstand genommen, dem Bundesbeschlusse über den Mißbrauch der Preßfreiheit und über die Aufhebung der Grundrechte beizutreten, und somit an einer Einmischung des Bundes in die inneren Verhältnisse verschiedener kleinen Staaten, in denen diese sogenannten Grundrechte gesetzliche Kraft hatten, sich zu betheiligen. In Beziehung auf die hannoverschen Angelegenheiten meinte es das Ministerium aber wirklich ehrlich und schien entschlossen, den Kampf gegen die siebenköpfige Schlange der Provinziallandschaften mit Kraft und Entschiedenheit auszufechten — handelte es sich in diesem Falle ja doch um die Selbsterhaltung. Um seinen Zweck zu erreichen, hatte es sich an Preußen angeschlossen. Die Agitation des Fürsten Schwarzenberg gegen das Ministerium Stüve schien einen

ganz unerwarteten Erfolg haben zu sollen, das Band, welches Oesterreich und Hannover so eng verbunden, wurde gelockert, und Preußen, damals von aller Welt verlassen, fand einen Bundesgenossen an Hannover, einen Genossen in Beziehung auf den Zollverein, der dadurch erst die Nordseeküste gewann. Man brauchte in Hannover zwar außergewöhnliche Summen für Durchführung der neuen Organisation, aber eine Nothwendigkeit, sich deshalb dem Zollverein anzuschließen, war darum doch nicht vorhanden, die Mittel waren schon beschafft, die Volkswünsche standen nicht auf dieser Seite, und in volkswirthschaftlicher Hinsicht mochte es sich sehr fragen, ob bei einer so schutzzöllnerischen Tendenz, wie sie den Binnenstaaten beiwohnte, Hannover mit Oldenburg nicht besser thue, sich mit den beiden freien Städten Bremen und Hamburg, vielleicht mit Mecklenburg zu einem mehr freihändlerischen Bündnisse zu einigen. Aber das Ministerium bedurfte einer Hülfe gegen die Ritter, einer Hülfe am Bunde und einer Hülfe am Hofe, und diese Hülfe sagte Preußen zu.

Der Septembervertrag zwischen Hannover und Preußen bedurfte der Genehmigung der Stände, und die Minister wünschten auch aus andern Gründen deren baldige Zusammenkunft, als Ernst August erkrankte und am 18. Nov. 1851 verschied.

Die Ritter und Junker hatten, als sie sahen, daß es das Ministerium Münchhausen doch ernstlich meine mit der Reorganisation der Provinziallandschaften, auch am Hofe des Kronprinzen Verbindungen angeknüpft. Denn war dieser bei Lebzeiten des Königs auch ohne allen und jeden politischen Einfluß, so wußte der Hof über den Gesundheitszustand Ernst August's mehr als das Publikum. Als sich das Leben Ernst August's seit dem October 1851, eigentlich schon seit dem Besuche des Königs von Preußen am 15. Aug.,

sichtbarer seinem Ende zuneigte, wurden diese Verbindungen enger geknüpft und der Justizrath von der Decken und Regierungsrath von Borries aus Stade als solche Personen genannt, welche nach dem Regimente unter dem künftigen Könige strebten und die man dem Kronprinzen schon bei Lebzeiten des Vaters als Minister empfohlen habe.

Ernst August starb als 80jähriger Greis. Er hatte am Ende seines Lebens eine gewisse Popularität erlangt. Das Volk ist so dankbar. Man rechnete es dem Nestor der europäischen Fürsten so hoch an, „daß er, während der jugendliche Kaiser in Wien den Absolutismus herstellte, als ältester Fürst den redenden Beweis unwandelbarer Treue des gegebenen Worts gebe." Diese Popularität ist noch vermehrt durch die Folie, welche das Verhalten Georg's V. diesem Worthalten gegeben hat. Vor einer strengen Kritik hält aber dieser Grund der Popularität kaum Stich, denn daß Ernst August weder dem Ministerium Stüve-Bennigsen, noch dem Ministerium von Münchhausen-Lindemann die gegebenen Zusagen ganz und voll erfüllte, ist unzweifelhaft, und wie lange er bei fortschreitender Reaction an dem Gesetz vom 1. August 1851, wie an dem ganzen Verfassungsgesetze von 1848 festgehalten haben würde, steht dahin. Zweifelloser möchte uns das sein, daß er einen zu hohen Begriff von seiner Souveränetät hatte, als daß er selbst den Bundestag zu einer Einmischung in die hannoverschen Angelegenheiten aufgefordert haben würde, daß er selbst viel zu offen und geradezu war, als daß er hinter juristische und sophistische Deductionen und hinter Bundestagsbeschlüsse sich versteckt hätte, wollte er einmal die Verfassung von 1848 anders als mit Zustimmung der Stände ändern.

Ernst August's Leib wurde seiner eigenen Anordnung gemäß im Thronsaale des königlichen Residenzschlosses, in

die englische Feldmarschallsuniform gekleidet, ausgestellt und von einer großen Menge in Augenschein genommen.

In der Nacht vom 25/26. November wurde die bisher in der Schloßcapelle befindliche Leiche der Königin Friederike in feierlichem Conduct und bei Fackelschein im Mausoleum niedergelegt, die Leiche des Königs nach Herrenhausen gebracht, um am 26. in Gegenwart vieler fürstlichen Personen, des hohen Adels und der höheren Militärchargen im Mausoleum beigesetzt zu werden. Bei dieser Gelegenheit wurde an einen alten Diplomaten, der die Verhältnisse und Personen des hannoverschen Hofes kannte, die Frage nach den Eigenschaften des neuen Königs gestellt. Die Antwort lautete: Georg V. hat nicht einen Zoll von seinem königlichen Vater, dagegen alle Eigenschaften der Mutter. Sapienti sat.

So hatte Hannover also einen blinden König, den 32 Jahr alten Georg V.

Es mag bemerkt werden, daß Ernst August durch Verordnung vom 24. November 1850, im Einverständnisse mit dem Kronprinzen, die Formen für künftige königliche Erlasse sehr erleichtert hatte. Regierungs-Angelegenheiten, welche der landesherrlichen Entschließung bedurften, sollten von dem Minister, zu dessen Geschäftskreise sie gehörten, in Gegenwart der übrigen, mindestens eines anderen Ministers, vorgetragen werden. Dieselben sollten sodann im Concept und in der Reinschrift vom Könige unterzeichnet werden, und ein dabei gegenwärtiger General-Secretär sollte über den königlichen Beschluß sowie über die Unterzeichnung ein Protokoll führen. Die verbindende Kraft königlicher Erlasse in Regierungsangelegenheiten hinge von der Beobachtung dieser Form ab. Das war abermals eine vom gemeinen Recht über Verificationen gänzlich abweichende Vorschrift, die zur größeren Bequemlichkeit des Königs wie der Minister dienen, auch in Beziehung auf

Bewahrung des Geheimnisses sich empfehlen mochte, die aber noch weniger Rechtssicherheit gewährte, als die ältere Vorschrift.

Durch Patent vom 18. November trat Georg V. seine Regierung an. Er versprach in diesem Patente, in Gemäßheit der Verfassung, die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung bei seinem königlichen Wort. Dies Patent, mit dem Regierungssiegel versehen, wurde in Urschrift dem Archive der allgemeinen Ständeversammlung übergeben und durch die Gesetzsammlung verkündet. Dasselbe war in Gegenwart sämmtlicher bisherigen Minister von dem Generalsecretär des Gesammt-Ministeriums, Bening, vollzogen. — Am 19. November wurde gleichfalls in Gemäßheit der Verfassung die Huldigung ausgeschrieben. Am 20. November brachte der Magistrat der Residenz seine Condolenz- und Glückwunschansprache dar. Der junge König wußte durch seine Rede und herablassende Herzlichkeit die Augen aller Anwesenden mit Thränen zu füllen. Es ist diese Rede charakteristisch, so daß ich ein Bruchstück derselben mittheilen muß:

„Ich erflehe täglich von Gott, und ich wünsche nichts mehr, als daß alle meine Unterthanen ihre Gebete mit den meinigen vereinen mögen, daß Er mir Kraft und Licht gebe, mein schweres Amt zum Segen meines Volkes zu verwalten. Es wird mein Bestreben sein, mein Volk und mein Land nach allen Kräften, so weit es an mir ist, glücklich zu sehen."

Der Unverstand und das Philisterthum jubelte, als der König bei seinem königlichen Worte die unverbrüchliche Festhaltung der Verfassung gelobt hatte, als wenn überhaupt ein Regierungsantritt ohne diese Form juristisch denkbar gewesen wäre, und als wenn nicht diese Verfassung dem Blinden überhaupt das Recht die Regierung anzutreten erst gegeben hätte, ein Recht, das nach dem Staatsgrundgesetz zweifelhaft, nach gemeinem Recht höchst bestritten war.

Dieser Jubel sollte sich indeß bald in bange Besorgniß verwandeln, als schon der 23. November die Entlassung des bisherigen Ministeriums und die Bildung eines neuen Ministeriums unter dem Vorsitz des bisherigen Bundestagsgesandten Freiherrn von Scheele brachte, eines Ministeriums, als dessen Mitglieder der bisherige Oberstaatsanwalt Backmeister als Cultus-Minister, der Ober-Appellationsrath Windhorst als Justizminister, Herr von Brandis als Kriegsminister, der Regierungsrath von Borries als Minister des Innern und endlich etwas später der Justiz-Rath von der Decken als Finanzminister designirt wurden. Im Volke knüpfte man an den Namen des Herrn von Scheele Befürchtungen, die sich nachher freilich in keiner Weise rechtfertigten, man mißtraute den übrigen Mitgliedern des Ministeriums. Nur die Katholiken jubelten, hatte doch das protestantische Hannover jetzt zum ersten Male einen Katholiken zum Minister und zwar einen sehr klugen Mann, wie derselbe als Führer der Rechten und als Präsident zweiter Kammer schon bewiesen hatte.

Die Stände wurden auf den 2. December berufen. Eine Thronrede erfolgte nicht, das königliche Schreiben, welches den Ständen die Vollziehung des Patents anzeigte, sprach kein Wort von Verfassungsänderungen, vielmehr wurde auch in ihm der liebe Gott angefleht, er möge das Band der Eintracht zwischen König und Volk festigen und unauflöslich bewahren. Die Stände antworteten im gleichen Sinne, bedauerten, daß Ernst August dahin geschieden, ehe er das ausgeführt, was er zur Neubegründung der Landesverfassung unternommen, rühmten denselben wegen der klaren Einsicht, womit er seine Zeit begriffen, und auf verfassungsmäßiger Bahn fest fortgeschritten, nahmen endlich mit herzlichem Vertrauen das königliche Wort entgegen,

welches die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung versprach. Dem allen war byzantinischer Zierrath in reichem Maße hinzugefügt.

Das Ministerium erklärte sich bereit, die Justizorganisationen mit einigen Abänderungen von unwesentlicherem Interesse in's Leben zu führen, ebenso die Städteordnung und Aemtereinrichtung, dagegen sehe es sich wegen des Inhibitoriums des Bundestags veranlaßt, das Gesetz wegen Reorganisation der Provinziallandschaften, wegen Einrichtung der Landdrosteien und der Amtsvertretung noch nicht einzuführen. Die Regierung halte die Erledigung der durch die Beschwerden der Ritterschaften angeregten Fragen jedoch im Wege der Verständigung für allein heilsam.

Die Stände wollten von einer Modification der Justizorganisationen Nichts wissen, die zahlreichen Juristen drangen vielmehr auf ein einseitiges Vorgehen mit der Inslebenführung dieser Organisationen, abgesehen von den Verwaltungsorganisationen, während Lehzen und die Anhänger Stüve's die Verwaltungsorganisationen nur mit jenen in's Leben gerufen wissen wollten, indem sie hofften, daß das allgemeine Drängen nicht nur des Volkes, sondern namentlich der Beamten nach der Inslebenführung der Justizorganisationen die Verwaltungsorganisationen mit durchbringen würde. Im Uebrigen sprachen die Stände aus, daß der Einführung der gesammten Organisationen kein Hinderniß im Wege stehe, und daß sie die königliche Regierung ersuchten, mit der sehnlichst erwarteten Ausführung der gesammten Organisationen förderſamst fortzuschreiten. Es war damit ausgesprochen, daß sie die Befugniß des Bundes zu einer Einmischung nicht anerkennen und in dem Bundesbeschlusse vom 3. October ein Hinderniß nicht finden könnten. — Nach heftigen Debatten wurde auch die Genehmigung zu dem September-Vertrage ertheilt, obgleich österreichischer Einfluß in den Regierungs-

kreisen selbst schon von neuem Wurzel geschlagen, so daß es eine mächtige Partei am Hofe wie in der Regierung gab, welche es gern gesehen haben würde, wenn die Stände den Anschluß an den preußischen Zollverein abgelehnt hätten.

In dem Ministerium hatten sich indeß zwei verschiedene Ansichten gebildet über die Art und Weise, wie die Wünsche der Ritter erfüllt werden könnten. Der Minister-Präsident Scheele wollte den Streit durch Verhandlungen im Lande selbst beschwichtigen, er hielt eine Einmischung des Bundes für eine Schwächung der königlichen Macht und verlangte von den Rittern Nachgiebigkeit. Herr von der Decken und Herr von Borries wollten die Verfassung durch den Bund umstürzen. Der Streit wurde so heftig und persönlich, daß Scheele, der viel ächt ritterliches Blut in sich hatte, den Herrn von der Decken forderte. — Georg V., dem die Stimme des Volkes von allen Seiten zurief, den verfassungsmäßigen Weg innezuhalten, entschied sich der Zeit für Scheele; Graf von Nostiz, der preußische Gesandte, leistete dabei gute Hülfe, und die Annahme des Septembervertrags von Seiten der Stände war größtentheils Frucht der politischen Constellation. Man hoffte bei dem Bunde die dem Ministerium Münchhausen von Preußen zugesagte Hülfe, d. h. Abweisung der ritterlichen Beschwerden aus formellem Grunde. Herr von Borries und Herr von der Decken schieden aus dem Ministerium, und der frühere Minister von Hammerstein trat als Minister des Innern wieder ein, von Reiche wurde Cultus-Minister, während Backmeister das Finanz-Ministerium übernahm.

Es setzte dies Ministerium die Inslebenführung der Justizorganisationen, der Städteordnung und Aemtereinrichtung durch; dann berief man im Mai 1852 gleichzeitig die allgemeine Ständeversammlung und die Vertreter der Provinzialstände, um der ersteren verschiedene Verfassungsveränderungen anzusinnen, den letzteren Vergleichsvorschläge

auf der Basis vorzulegen, welche 1849—1850 von den Ritterschaften selbst proponirt war. Von ersteren hebe ich nur die wichtigsten hervor. Den Gerichten sollte das Recht, über ihre eigene Competenz zu entscheiden, genommen, und ein Staatsgerichtshof für Competenzconflicte geschaffen werden. Sodann sollte den Ritterschaften und den Majoratsherren der Eintritt in die erste Kammer wieder erschlossen werden, neben den großen Grundbesitzern, die Stüve'sche Interessen-Vertretung aber größtentheils hinwegfallen —, dies Alles aber nur als Provisorium, da der Plan der Regierung Einigung mit den Provinziallandschaften voraussetzte. Die Stände waren nicht geneigt auf ein derartiges Provisorium einzugehen, dahin deutete wenigstens die von beiden Kammern gewählte Verfassungs-Commission. Während diese Commission, in der Bennigsen, Bezin, Neubourg, Wyneken, Wisch und Scheele von erster Kammer, Stüve, Lehzen, Lindemann, Ellissen, Dammers, Groß von zweiter Kammer neben Windhorst saßen, noch arbeitete, mußte die Regierung das sogenannte Junker-Parlament, ohne Einigung erzielt zu haben, entlassen. Die Junker machten Prätensionen, die selbst Herrn von Scheele viel zu groß waren, sie wollten nur unter der Bedingung die Corporation der Ritterschaften ändern und große Bauern darin aufnehmen, daß den so gebildeten Ritterschaften die ausschließliche Vertretung des großen Grundbesitzes in erster Kammer eingeräumt werde. Genug, man stellte Bedingungen, welche das Ministerium nicht annehmen konnte. Im Hochsommer mußte man die Stände vertagen. Diese Vertagung benutzte Stüve zu einem Sendschreiben an seine Wähler in Münden, in welchem er den König ermahnte, sich von dem schlüpfrigen Wege fern zu halten, sein einmal gegebenes Wort unter dem Vorwande, es widerspreche demselben nicht, wenn man die Abänderung der Verfassung durch den Bundestag nach dem Vorgange

Kurheſſens bewirken laſſe, zu brechen. „Wehe dem Lande und dem Fürſten“, ſchrieb er, „wo nicht Offenheit, Wahrheit und einfaches Worthalten, ſondern ſolche juriſtiſche und ſophiſtiſche Deductionen regieren.“ Er warnte aber auch den Bund vor einer Einmiſchung, ſei es ohne oder auf Antrag der Regierung.

Die geſammte Preſſe ſprach ſich in gleichem Sinne aus. Die Bureaukratie ſchien mit der Errungenſchaft, endlich zu wiſſen, woran ſie ſei; mit den Verſetzungen und neuen Beſoldungen, wobei man nach Kräften ihren Wünſchen entgegengekommen war, vollkommen zufrieden. Man mußte überall arbeitſam ſein, um ſich in die neuen Formen des öffentlichen und mündlichen Lebens hineinzugewöhnen, kurz, den Winter von 1852 bis 1853 verlebten die zahlreichen Beamten des Landes Hannover ſo glücklich und ruhig, wie keinen der Winter vorher; war doch die Ungewißheit, in welcher tauſende von Familien wegen des Wie? und Wo? ihrer künftigen Exiſtenz geſchwebt hatten, beſeitigt. Es waren von den Stadtgerichten und Patrimonialgerichten, welche beide aufgehoben waren, eine Menge Angeſtellter in den Staatsdienſt übernommen, und in vielen Städten des Landes bildete ſich in Folge der Einrichtung von Ober-Gerichten ein neues geſelliges Leben, friſches Blut ſtrömte durch dieſe Kreiſe, und die Maſſe der Bevölkerung theilte dies Gefühl der Erneuerung, des Wohlbehagens und der Sicherheit. Ueberall gab man ſich der Hoffnung hin, die Miniſter würden einſehen, daß es auf die vorgeſchlagene Weiſe mit den Verfaſſungsänderungen nicht gehe, daß aber, um zu einem Definitivum zu gelangen, Stände und Land den Rittern wohl einige Conceſſionen machen dürften. Nur eine der Zahl und der volkswirthſchaftlichen Macht nach unendlich ſchwache, und in ihrer Schwäche verbitterte Partei war es, die gegen die Verfaſſung im Stillen

fortagitirte und keines der Mittel versäumte, die ihre Verbindungen am Hofe ihr gaben, den König zum Werkzeug ihrer Pläne zu machen. Sie scheint den Winter gut benutzt zu haben, und die sich dem Absolutismus ohnehin zuneigende Gesinnung des Königs kam ihr sehr zur Hülfe. Im Frühjahr 1853 machte Herr von Scheele einen abermaligen Versuch zur Verständigung mit den Rittern — die Einwirkungen und Einflüsterungen des Winters waren vor der eindringlichen Sprache, die er mit dem Könige geredet hatte, gewichen; dieser hatte sich entschlossen, den Rittern eine Art Ultimatum zu setzen, das er ihnen am 3. April persönlich verkündete, als man mit den Bevollmächtigten derselben abermals zu einer Verständigung nicht gelangt war. Das Ministerium Scheele nahm nun den schon von Stüve angegebenen Plan auf, das Gesetz vom 1. August 1851, die Organisation der Provinziallandschaften betreffend, fallen und die Landschaften in ihrer bisherigen gänzlich bedeutungslosen Lage fortexistiren und vegetiren zu lassen; die hauptsächlichsten Befugnisse, welche man den neuen Provinzial-Landschaften hatte übertragen wollen, in Wegesachen, aber einer neu zu errichtenden Behörde, einem Wegerath, zu übertragen. Dadurch entzog man jeder Einmischung des Bundestages auch die Scheingründe. Zugleich wurden den Ständen, die am 25. April zusammentraten, Vorschläge auf Abänderung der Verfassung, auf Modification der Zusammensetzung erster Kammer und Aenderung des Wahlgesetzes für die zweite Kammer vorgelegt. Der Begriff des „großen Grundbesitzes“ sollte, nach den Provinzen verschieden, an eine Grundsteuerzahlung von 50 bis 120 Thlr. geknüpft werden, die Deputirten sollten in jeder Provinz in einer einzigen Versammlung gewählt werden, der König sollte das Recht haben, jeden Majoratsherrn zum erblichen Deputirten in der Kammer zu machen. Die Abgeordneten für Handel

und Gewerbe sollten bei etwas erhöhtem Census von 10 auf 6 beschränkt werden, die Abgeordneten für die Volksschulen ganz wegfallen, die Abgeordneten der Rechtsgelehrten von 4 auf 2 reduzirt werden.

An den Wahlen zur zweiten Kammer sollten nicht mehr alle bisherigen Wähler, sondern nur die in Gemeindesachen Stimmberechtigten Theil nehmen; auch sollten in den Städten Magistrat und Bürgervorsteher ein für allemal Wahlmänner sein, zu denen noch eine gleiche Anzahl Wahlmänner hinzugewählt würden. — Auch sollte die erste Kammer aufgelöst werden können.

Es waren Vorschläge, auf die hin sich unterhandeln ließ, — so war mindestens die Ansicht der älteren, während die jüngeren und die jüngsten Mitglieder der zweiten Kammer von Unterhandeln durchaus Nichts wissen wollten, immer nur auf ihr gutes Recht pochten und das Banner dieses Rechts so hoch hielten, als sie konnten. Dennoch würden die theoretischen Gründe, mit welchen Bühren, Bauermeister, Ellissen, Gerding, Plank, Groß u. A. die mehr demokratischen Grundlagen erster und zweiter Kammer vertheidigten, nicht ausgereicht haben, wenn man Vertrauen zu der Macht und Entschiedenheit der Minister gehabt hätte. Man wußte aber einmal, daß Herr Backmeister, lüstern nach der Stellung eines Minister-Präsidenten, gegen Scheele intriguirte, daß der Einfluß des Ministeriums, namentlich des Minister-Präsidenten, bei dem Könige in starkem Abnehmen war, daß den Ministern sehr häufig eine Audienz beim Könige verweigert wurde, daß endlich die Minister auf die Ritter ganz ohne Einfluß waren und diese ihr Ziel nicht aus den Augen verloren. Man glaubte daher, das Ministerium sei nur ausersehen, Bresche in die Verfassung zu schießen, um dann einem rein junkerlichen Ministerium Platz zu machen, das mit den durch die Revision in erster Kammer gewonnenen

Kräften die Verfassung von 1848 ganz beseitige. Es hatte sich ein unendliches Mißtrauen gegen den guten Willen des Königs bei den Kammermitgliedern verbreitet, — eine Menge kleiner Umstände und Aeußerungen deutete an, wie sehr die Herrn Borries, v. der Decken, Kielmannsegge, Graf Platen und ihre Anhänger an Terrain gewonnen hatten. Viele gingen so weit, den König in Verdacht zu haben, daß er die widerspenstigen Ritter unter der Hand zum Widerstande gegen die Scheele'schen Verständigungsversuche aufmuntere. Die Partei Stüve, in der Kammer durch Lehzen, Buddenberg u. A. vertreten, die Exminister Theodor Meyer und Lindemann waren für Annahme der Verfassungs-Veränderung, auch in erster Kammer waren die Hauptleiter, so Wyneken, Breusing, Exterde, Wisch, dieser günstig, die großen Grundbesitzer selbst zeigten weniger Selbstständigkeit und schienen das eigene Interesse noch nicht gehörig zu würdigen. Wie zweifelhaft die Sache stand, bewies, daß der Regierungs-Antrag wegen Aufhebung des Gesetzes vom 1. Aug. 1851 von ziemlich großer Majorität angenommen wurde, und daß von Seiten der Linken durch Horst II. ein Urantrag in dieser Beziehung angekündigt wurde, welcher der Regierung noch größere Freiheit gewährte, als der Ausschuß-Antrag. Es galt, da der Minoritäts-Antrag der Herren Plank, Elliffen, Groß nur mit 42 gegen 35 Stimmen gesiegt hatte, vielleicht nur die Stimmen einiger Wenigen, Schwankenden, zu gewinnen. Das Ministerium wartete aber nicht einmal eine zweite Abstimmung ab, die zweite Kammer wurde am 30. Juni aufgelöst.

Diese plötzliche Auflösung soll nicht aus einem Beschlusse der Minister, sondern aus dem Willen des Königs hervorgegangen sein. Dieser hatte sich von Tage zu Tage mehr von der Herrschaft, die Herr von Scheele über ihn ausgeübt hatte, emanzipirt — zeigte die höchsten Begriffe von seiner

Berechtigung, konnte Opposition in keiner Weise ertragen und begann den Ministern das Leben schwerer zu machen, als es Ernst August in übelster Laune, von Gicht geplagt, jemals gethan hatte. Es trat schon jetzt bei dem königlichen Ehepaare eine Eigenschaft hervor, welche den entschiedensten Einfluß auf die Geschicke des Landes geübt hat. Weder König noch Königin kannten den Werth des Geldes, beide waren mit Geschenken an Musiker, Schauspieler, Schauspielerinnen, Hofdamen, Dienerschaften fremder Gäste äußerst freigebig, ebenso gelangte selten ein Gesuch um Unterstützung an dieselben, ohne daß es Gewährung fand. Die Knappheit, worin die kronprinzliche Hofhaltung bei Ernst August's Lebzeiten gehalten war, mochte das Bedürfniß freierer Bewegung hervorgerufen haben, kurz, die Ausgaben wurden nicht nach den Einnahmen beschränkt, sondern es stellte sich bald das Verlangen ein, die Einnahmen nach den Ausgaben zu reguliren, was denn einen so sparsamen und gewissenhaften Mann, wie den Hofmarschall von Malortie in häufige Verlegenheit brachte.

Nach der Auflösung der zweiten Kammer lagerte sich dumpfe Stille über das Land; man fürchtete, der König würde von den Rittern zum Verfassungsbruch gedrängt werden; die Opposition der zweiten Kammer war ihres Sieges nicht froh, und wenn man dieselben Stände im Herbst wiederberufen hätte, es unterliegt kaum einem Zweifel, daß dann die Scheele'schen Propositionen die Majorität gefunden haben würden, vorausgesetzt, daß ihr Urheber gegen die Ritter festgestanden hätte. Allein es sollte anders kommen. Die Zeit des Sommers und eines Herbstaufenthalts der königlichen Familie in Rotenkirchen wurde zu Intriguen gegen Scheele benutzt, denen, es ist kaum glaublich, Herr von Bismark-Schönhausen sehr nahe gestanden haben soll. Allein Preußens Diplomaten arbeiteten ja immer in

die Hände Oesterreichs. Daß man österreichischer Seits bemüht war, ein Ministerium zu beseitigen, das den September-Vertrag, wenn nicht abgeschlossen, doch nicht verhindert hatte, ist begreiflich. Backmeister in seinem Durst nach Macht soll nach öffentlichen Blättern gleichfalls gegen Scheele, der noch immer die Verfassung aufrecht erhalten wollte, intriguirt haben. Die geheime Geschichte jener Tage ist noch im Dunkeln.

Am 21. November wurde das Ministerium Scheele entlassen und von Lütken mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt. Es gab kaum einen verhaßteren Namen, und nach dem, was wegen Erwerbung der Elbinsel Kahlensand noch vor wenig Jahren in den Ständen verhandelt war, konnte keine ungeeignetere Persönlichkeit zum Minister-Präsidenten gewählt werden. Lütken umgab sich beinahe nur mit bürgerlichen Ministern: Geheimer Kriegsrath Wedemeyer, früher General-Secretär im Kriegs-Ministerium, übernahm das Innere, ein Ober-Gerichtsdirector Busch die Justiz, der frühere Lehrer des Königs, Consistorialrath Bergmann, das Cultus-Ministerium, Ernst v. Lenthe die auswärtigen Angelegenheiten, der Kriegs-Minister blieb.

Das Land antwortete auf diese Ministerernennung mit der Wahl einer zweiten Kammer, in welcher das Ministerium bei einer Gesammtzahl von 78 Mitgliedern kaum auf 10 Stimmen zählen durfte. Mochte es aus diesem oder einem andern Grunde sein, das Ministerium Lütken legte keinerlei Vorschläge von Verfassungsänderung vor; wohl aber forderte man außerordentliche Mittel für die Armee, welche die Stände bereitwilliger gewährten, als sie bei sorgfältiger Prüfung gedurft hätten. Aber man wollte den Vorwurf nicht auf sich laden, daß sich mit diesen Ständen nicht regieren lasse. Gleich nach dem Ministerwechsel wurde ein Mann nach Hannover zurückberufen, den Scheele entfernt hatte, der vorma-

lige Archiv-Secretär G. Zimmermann. Er war in Kiel Professor geworden, dann in dänische Dienste übergegangen und wurde jetzt als Geheimer Regierungsrath zurückberufen und zum Ministerial-Referenten ernannt. Er hatte ein Buch gegen die constitutionelle Monarchie geschrieben und beweisen wollen, daß sie für Deutschland nicht passe. Der König war entzückt darüber, und bald besaß Zimmermann mehr Einfluß als die Minister. Er war es, der mit einer neuen Erklärung der hannoverschen Regierung an den Bund betraut wurde. Seine Denkschrift vom November 1854, die man lange als ein Staatsgeheimniß betrachtete, liegt jetzt in der Lenthe'schen Zeitschrift gedruckt vor.

Wenn man diese Denkschrift gelesen, so versteht man erst, was der damalige Minister von Hammerstein, bei Empfehlung der Scheele'schen Verfassungsänderungen am 22. Juni 1853 in zweiter Kammer äußerte: Mit dem Umstoßen des gegenwärtigen Regierungs-Systems durch Ablehnung der Anträge stehe mehr auf dem Spiele, als man sich im ersten Augenblicke wohl denke — es stehe das ganze ständische Princip, das Prinzip der Vertretung des Volkes durch eine allgemeine Ständeversammlung auf dem Spiele. Soweit gingen also schon damals die absolutistischen Gelüste Georg's V., daß das Ministerium Scheele Furcht hatte, mit seinem Sturze könne derselbe das ganze ständische Prinzip beseitigen wollen.

Jene Denkschrift brachte Georg V. in Widerspruch mit der von Münchhausen abgegebenen Erklärung, die am Schlusse sagte: „daß aber der deutsche Bund keine neue Ungunst auf sich lade, das hat jeder Deutsche, vor allen haben es die Fürsten und Völker der kleinen Staaten dringend zu wünschen. Welche Gefahren ihnen ohne den Bund drohen, das hat das Jahr 1849 gezeigt, ohne seinen Schutz ist ihre Unabhängigkeit, ja die Existenz gefährdet, und was diese

trifft, das trifft zunächst und am schwersten die regierenden Geschlechter; denn mögen die Länder dereinst vielleicht auch Ersatz finden, den Dynastieen bleibt keine Aussicht für ihren Verlust entschädigt zu werden —". Der König provocirte jetzt selbst die Einmischung des Bundes, er stellte sich dem Kurfürsten von Hessen gleich.

Der Bund, welcher sich 1839, als das Volk ihn anrief, für incompetent erklärte, erkannte sich jetzt, da die Ritter ihn anriefen, für competent, und diese für legitimirt. Die März-Minister suchten einer Widerlegung, welche die Unrichtigkeiten und Sophismen der Zimmermann'schen Denkschrift darstellte, beim Bunde vergeblich Eingang zu verschaffen. Er faßte die berüchtigten Beschlüsse vom 12. und 19. April. Der erste Beschluß erklärte den § 33 der Verfassung als auf verfassungsmäßigem Wege nicht entstanden, und forderte die Regierung auf, den Rittern wiederum eine ihren althergebrachten Rechten entsprechende Vertretung in erster Kammer einzuräumen. Durch den zweiten Beschluß wurde die hannoversche Regierung ersucht, Verfassung und Gesetzgebung des Königreichs, unter Bezugnahme auf den Ausschußbericht, einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen, und die Uebereinstimmung mit den Grundgesetzen des Bundes zu bewirken. Der Regierung wurde die Art und Weise und die Ausdehnung der Revision überlassen, mit einer unbestimmten Einwirkung (Strafbaiern oder Strafpreußen?) war gedroht, wenn die Abänderungen auf Hindernisse stoßen sollten, einer der beliebten dunkeln Sätze fehlte nicht — „es finde die Pflicht, den in Art. 56 der W. S.-A. verzeichneten Weg einzuschlagen, insoweit nicht statt, als es sich um Wiederherstellung von Bestimmungen des noch unter dem Schutze jenes Artikels stehenden Landes-Verfassungs-Gesetzes von 1840 handle."

Die Regierung hatte es daher noch immer in ihrer

Hand, bei dieser Revision den verfassungsmäßigen Weg einzuschlagen oder zu octroyiren. Das Land erhob sich beinah einstimmig, um in unzähligen Petitionen Georg V. um Aufrechterhaltung der Verfassung zu bitten. Dies war schon geschehen, als nur erst das Gerücht von Frankfurter Berichten der Art auftauchte, also Ende März. Da der verfassungsmäßige Zeitpunkt zur Zusammenberufung der Stände am 1. Febr. eingetreten war, so baten alle Petitionen um sofortige Berufung der gesetzlichen Vertreter des Landes, die meisten erinnerten den König daran, daß er zweimal freiwillig bei seinem königlichen Worte die Aufrechterhaltung der Verfassung verbürgt habe, und daß Liebe und Vertrauen das unsichtbare Band sei, welches das Volk mit seinem Fürsten vereine, die Verfassung aber das sichtbare Band, welches beide umschlinge, ein Band, das nicht zerrissen werden könne, ohne daß jenes gelockert sei. — Was halfen aber alle Gründe? Es war beschlossen, die Verfassung zu vernichten. Ob dem Könige jene zahlreichen Petitionen der Vertreter der größten wie der kleinsten Städte wirklich wörtlich vorgelesen sind, — wer weiß es? Wenn dem sehenden Ernst August manches zu seinen Händen adressirte Document vorenthalten werden konnte, um wie viel leichter konnte das bei dem blinden Könige geschehen!

Das Ministerium schien lange zu schwanken, ob man die Stände berufen, oder ob man frisch darauf los octroyiren solle. Endlich entschloß man sich zu Ersterem. Die Kammern setzten eine Verfassungs-Commission nieder aus den ausgezeichnetsten Capacitäten der Versammlung: Stüve, Lehzen, Franke, Ellissen, Plank, Gerding, Bauermeister, Adickes, Wyneken, Hilling, von Exterde, Matthäi. Der Ausschuß erklärte sich dem Könige gegenüber zur gütlichen Verhandlung bereit, wenn die Sache der Bundes-Versammlung wieder entzogen sein würde; gegen die Minister wurde

die Verfassungs-Widrigkeit des beobachteten Verfahrens geltend gemacht, ohne daß man zur Anklage schritt, ja selbst nur von dem Beschwerderechte Gebrauch machte. Die Personen der Minister schienen dazu den Ständen zu unbedeutend, dieselben, namentlich Lütken, wurden auch während der ganzen Sitzung von Zimmermann wegwerfend behandelt. Die Voranträge der Commission waren gedruckt, eben so eine Adresse an den König, in welcher es hieß, daß die Minister das, was sie gethan, auf die geheiligte Person des Königs selbst zurückwürfen, dessen zweimal, am 9. September 1848 und am 18. November 1851, frei ertheiltes Königswort dem Lande den sichersten Schutz seiner Rechte und seiner Verfassung gewähre. Stüve war zum Berichterstatter der Commission bestimmt; als die Verhandlungen aber beginnen sollten, wurden die Stände am 12. Juli vertagt. Am 31. Juli wurde das Ministerium Lütken entlassen und ein rein junkerliches Ministerium eingesetzt. Minister-Präsident wurde der Graf v. Kielmannsegge, bisher Bundestags-Gesandter, nebenbei Finanz-Minister; Cultus-Minister der bisherige Präsident des Ober-Gerichts in Celle: Ernst August von Bothmer — der sogenannte Criminalist; Justiz-Minister der Justiz-Rath v. d. Decken; Minister des Innern v. Borries; Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Platen Hallermund. Diese ließen den König am 1. August eine Verordnung unterschreiben, in welcher das Verfassungs-Gesetz von 1848 ganz willkürlich nach Anleitung des Ausschuß-Berichts festgesetzt wurde, die Adelskammer wiederhergestellt war.

Während bei den früheren Ministerwechseln die General-Secretäre geblieben, höchstens aus einem Ministerium in das andere übergegangen waren, konnten jetzt bei dem Verfassungsumsturz die Verfassungsgetreuen nicht

mehr bleiben; Bening war schon unter Wedemeyer durch einen aus einem Winkel des Landes herbeigeholten Assessor ersetzt, der sich dadurch das glänzendste Zeugniß der Armuth gegeben, daß er von 1850—1860 nicht ein einziges Mal in der Stände-Versammlung gesprochen hat; der Ober-Justizrath Lichtenberg wurde durch einen Ober-Gerichtsrath Dankert, einen Protegé Decken's ersetzt; Küster und von Witzendorf blieben.

Dieser Verfassungsbruch brachte denn bei allen Gebildeten einen ungemeinen Eindruck hervor, man hielt denselben für viel schlimmer, als den Verfassungsbruch von 1837, denn Ernst August hatte die Haltung des Staats-Grundgesetzes niemals bei seinem königlichen Worte versichert. Man wußte nur nicht, sollte man mehr empört sein gegen die Adelspartei, welche die unmittelbarste Veranlassung war, oder gegen die nächsten Rathgeber des Königs, gegen Zimmermann und Genossen. Die königliche Familie fuhr, als wenn Nichts geschehen, zum Seebade nach Norderney, und der König nahm dort kreuzzeitungsritterliche Gratulationen in Empfang über den bewiesenen Muth.

Der Schwindel, durch Industrie-Unternehmungen schnell reich zu werden, von Frankreich ausgegangen und durch den französischen Crédit mobilier immer von Neuem angefacht — auf der anderen Seite der orientalische Krieg, zogen damals die Aufmerksamkeit Deutschlands von der hannoverschen Angelegenheit ab. In Preußen namentlich zeigte sich nur bei dem „Preußischen Wochenblatte" einiger Sinn und einiges Verständniß für die Ereignisse in Hannover. Im Ganzen begriff man kaum den ungeheuern politischen Fehler, den, abgesehen von der Perfidie, Preußen am Bundestage beging, als es die Ausschuß-Anträge befürwortete. Georg V. sollte es aber bald gewahr werden, wie das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen ihm und seinem Volke zerrissen sei. Schon

seit 1855 griff eine gänzliche Theilnahmlosigkeit gegen die Geschicke der Dynastie um sich. Es bildete sich mit Naturnothwendigkeit der Gedanke aus, daß das Recht und die Freiheit in den einzelnen deutschen Staaten nie gesichert sei, so lange nicht Deutschland einig, so lange nicht das deutsche Volk einig zusammenstehe zur gesetzlichen Vertheidigung seiner Freiheit, wie jetzt die deutschen Regierungen zur Unterdrückung derselben. So sprach sich schon damals Plank in einem gedruckten Schreiben an seine Wähler aus.

Am meisten niedergeschlagen waren die „eigentlichen" Constitutionellen, die Partei Stüve's und seine Freunde, die 1848 unter so großer Anstrengung die Rechtscontinuität aufrecht erhalten, während im demokratischen Lager Stimmen laut wurden, die darauf hinwiesen, was denn nun alle Rechtscontinuität, aller vertragsmäßige Abschluß der Verfassung, was das in das Archiv der Stände niedergelegte Patent über die unverbrüchliche Haltung derselben geholfen habe? Stüve, welcher mit solcher Vorliebe am deutschen Bunde gehangen, zu dessen Reactivirung so thätig mitgewirkt, der noch 1852 das einzige Heil Deutschlands in demselben gesehen — war auf diese Weise abermals durch Thatsachen überführt, daß der Bund — ein Fürstenbund sei und bleibe, und daß er Rechtssicherheit nie gewähren werde. Lehzen starb in der That an dem Schmerz über den Verfassungsbruch, nachdem er sein vorzügliches Werk über hannoversche Finanzen eben vollendet.

Macaulay sagt von einer Epoche während der Regierung Georg's III.:

„es war eine Zeit, wo es für ausgemacht zu gelten schien, die Regierung könne nur durch die schlechtesten, unsittlichsten Kunstgriffe aufrecht erhalten werden."

Eine ähnliche Zeit kam jetzt für Hannover.

Das Schatzcollegium hatte Beschwerde wegen Verfassungsverletzung bei dem Bunde erhoben. Obgleich dasselbe dazu verfassungsmäßig legitimirt war, wurde die Beschwerde einfach zurückgewiesen *).

Damit war das erfolgreichste Mittel des Widerstandes unwirksam gemacht. Es fragte sich, ob die Gerichte die Rechtsgültigkeit der Octroyirungen anerkennen würden. Als sich nun der kleine Senat des Ober-Gerichtes zu Aurich, auf Antrag des Referenten Ober-Gerichts-Assessors Plank für die Rechtsungültigkeit der Verordnung vom 1. August 1855 ausgesprochen hatte, wurde ohne ständische Genehmigung ein sogenanntes Nothgesetz verkündet, — unmangelhafte Befolgung der Gesetze und Verordnungen, so wie Einrichtung eines Staatsgerichtshofes betreffend — welches jedes Mitglied eines Gerichts oder einer Verwaltungsbehörde, Magistrate wie Kirchendiener inbegriffen, wenn dasselbe in amtlichen Erlassen und Handlungen die Verfassungsmäßigkeit und Rechtsgültigkeit der von der Regierung erlassenen Gesetze und Verordnungen seiner Beurtheilung unterzieht und bestreitet, wegen solcher Auflehnung gegen die königliche Prärogative mit sofortiger Dienstentlassung bedrohte, die im Disciplinarwege von einem vom Könige ernannten, in Hannover seßhaften Staatsgerichtshofe erkannt werden sollte. Dadurch wurden alle Richter und Verwaltungsbehörden rechtlos gemacht, die Bestimmungen des Staatsdienergesetzes willkürlich umgestoßen. Das Gesetz enthielt eine unzweifelhafte Verfassungsverletzung. — Petitionen wegen Aufrechterhaltung der Verfassung, wie solche in muthiger Sprache von

*) Schatzrath Lang war diesen Bestrebungen entgegengewesen, er hatte sich, wie jetzt allgemein bekannt wurde, schon früher den Rittern verkauft; der Kaufpreis sollte jedoch erst 1856 bezahlt werden.

Osnabrück ergangen waren, wurden als Staatsverbrechen verfolgt, und als die Schwurgerichte freisprachen, am 28. December eine Verordnung octroyirt, welche Staatsverbrechen der Competenz der Schwurgerichte entzog. — Das Wahlgesetz ward einseitig auf eine Weise geändert, welche der Regierung den größten Einfluß gab. Gegen geachtete Staatsdiener, von denen man wußte, daß sie verfassungstreu waren, wurden Härten geübt, man suchte sie, wenn es Richter waren und kein anderes Mittel zu Gebote stand, durch unmotivirte, ihnen persönlich unangenehme Versetzungen zu strafen. Gegen Plank leitete man eine Disciplinar-Untersuchung ein und confinirte ihn. Die Presse ward auf alle mögliche Weise geknebelt, nicht blos die inländische, sondern auch die auswärtige. Minister von Borries und Polizeidirector Wermuth ließen z. B. den Verleger wie den Redacteur der in Bremen erscheinenden „Weser-Zeitung" nach Hannover kommen, um sie, unter Drohungen des Verbots der Zeitung, zu vermahnen. Herr von der Horst II., welcher gewohnt war, seinen Wählern nach jeder Session der Kammern Bericht abzustatten, klagt in dem Berichte von 1855 darüber, daß er im Hannoverschen keinen Drucker habe finden können, der diese mit der größten Mäßigung und Vorsicht verfaßte Schrift druckte. Correspondenten auswärtiger Zeitungen fühlten den weitreichenden Einfluß des Herrn v. Borries in so entschiedenem Maaße, daß sie die Correspondenzen aufgaben, weil ihre Briefe von den Redactionen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wurden. — Wo irgend ein Druck auf liberale Persönlichkeiten auszuüben war, da wurde er geübt. Alles, was vom Hofe, von den Domänen, von den Eisenbahnen mit Arbeit beschäftigt wurde, mußte sich politisch dienstbar zeigen. Die Polizei in Hannover, zu einer Centralstelle erhoben, war ungemein thätig. Jede Reise eines Verfassungsfreundes wurde überwacht, und wenn ein Mit-

glied der frühern Opposition nach Hannover kam, folgte man ihm auf Schritt und Tritt. Wermuth, früher Advocat und Director der Weser-Dampfschiffahrtsgesellschaft in Hameln, schon von Ernst August nach Hannover berufen, hatte sich in so hohem Grade das Vertrauen des Königs zu erwerben gewußt, daß er auch in andern als zu seinem Ressort gehörenden Dingen um Rath gefragt wurde. Er mußte jeden Morgen Sr. Majestät über die Polizeivorfälle der Residenz und des Landes referiren, und dies gab dann Gelegenheit zu Anknüpfungen anderer Art. In den Fragen der höheren Politik blieb Zimmermann der Hauptrathgeber, in anderen Dingen hatte der König mancherlei Begünstigte. Um jene Zeit war es einer der vielen Schleswig-Holsteiner, Schow, zum Bürgermeister in Leer gewählt, welcher sehr häufig von Leer her zum Könige beschieden wurde, um seinen Rath zu ertheilen.

Georg V. zeigte sich in der Huld gegen seine Günstlinge nicht so ausdauernd als sein Großvater. Wie hatte derselbe sich z. B. noch vor kaum einem Jahre im Hause des Justiz-Ministers Busch so freundlich und holdselig gezeigt, sich zum Gevatter angeboten und die ganze Familie mit Liebe und Freundschaft überhäuft! Jetzt war von Busch nicht mehr die Rede. Auch ein anderer Personenwechsel fiel auf. Die Hofschauspielerin Fräulein Baumeister war längere Zeit hindurch befohlen worden, Sr. Majestät vorzulesen. Diese beim Publikum sehr beliebte Schauspielerin wurde plötzlich entlassen. Da das müßige Publikum keinen Grund dieser plötzlichen Ungnade kannte, legte es sich auf Conjecturen und behauptete, die Königin habe diese Entlassung verlangt und durchgesetzt. Eine neue Person, die von der höchsten Gnadensonne beschienen wurde und den allergrößten Einfluß auf die Person des Monarchen gewann, tauchte um diese Zeit auf, — der Friseur Lüprecht. Woher das

große Vertrauen des Königs zu dieser als Großalmosenier u. s. w. benützten Persönlichkeit rührt, darüber giebt es verschiedene Lesarten, die hier nicht mitgetheilt werden können. Daß die Baumeister in Lüprecht's Hause wohnte, und dieser zuerst von ihr dem König empfohlen ward, wird wahr sein. — Die Königin, da wir ihrer einmal erwähnt haben, hatte nach dem Kronprinzen, der am 21. September 1845 geboren war, dem Könige zwei Prinzessinnen am 9. Januar 1848 und 3. December 1849 geboren, und man glaubte schon an eine Nachkommenschaft wie die Georg's III., als ein Ende da war. Man sprach von einer weiblichen Krankheit. Wenigstens wurde mit Aerzten viel gewechselt, und nachdem der Rath des Wunderdoctors und Kräutermannes Lampe in Goslar, der vom Könige mit dem Titel Director begnadigt war, nicht angeschlagen hatte, wandte man sich am Hofe der Homöopathie zu. Die Königin mischte sich nicht in Politik, sie war nicht geistig bedeutend genug dazu; hatte sie doch ihre Freude daran, vor den Genossen des frühern so sehr beschränkten Altenburger Hofkreises jetzt als Königin glänzen, es der Schwester Elisabeth, der Großherzogin von Oldenburg, zuvor, der Schwester Alexandra, Gemahlin des Großfürsten von Rußland, beinah gleich thun zu können, und die Cousinen von Reuß-Greiz weit hinter sich zu lassen. Wurde auch ihre Laune vorübergehend getrübt, wenn eine Gräfin Münster, eine Fürstin Dolgorucki in einem neuen, vielleicht schöneren Schmuck bei Hofe erschien, als zufällig eben die Königin trug, so waren die Mittel ja da, am nächsten Hoftage eine glänzende Revanche zu üben. In Kleidern und Juwelen wurde am Hofe der Königin im hohen Maaße Luxus getrieben. Es tauchte auch 1856 in dem Kopfe derselben schon der Gedanke auf, daß es gar schön wäre, wenn sie im Lande der Welfen, das an Raubschlössern nicht arm, so eine alte Ritterburg habe wie der König von Preußen

und der Prinz von Preußen in Stolzenfels und Rheinstein. Da Hannover aber keinen Rhein hat und die Reisenden das alte Schloß doch sehen mußten, so sollte dasselbe an der Eisenbahn liegen. Ein Bergabhang bei Nordstemmen wurde gekauft, ein Künstler, der den Plan zu einem alten Schlosse entwarf, fand sich leicht, andere mannichfache Uebelstände, Kalkbrennereien mit ihren die ganze Gegend verpestenden Dämpfen, der Mangel an sonstigem Grundeigenthum u. s. w. wurden übersehen, und der Bau der Marienburg bei Nordstemmen wurde beschlossen. Wer von Hannover oder Hildesheim nach Göttingen reist, sieht den mittelalterlichen Bau, wenn es dem nicht unterrichteten Fremden auch schwer wird, den Zweck zu ergründen. Die Inconvenienzen der Lage und der beschränkten Räumlichkeit des umgebenden Grundeigenthums haben sich schon jetzt in starkem Maaße herausgestellt, und die Königin Marie wird wohl nicht zu häufig auf der Marienburg residiren.

Großfürstin Constantin hatte sich, ich glaube im Sommer 1856, über die beschränkten Räume des Schlosses Montbrillant, der königlichen Sommerresidenz, ausgesprochen. Als Winterresidenz hatte der König schon das Wangenheim'sche Palais und das daneben liegende Gebäude am Friedrichswalle erworben, da das alte Palais an der Leinstraße in dem Zustande bleiben sollte, in welchem Ernst August es bewohnt hatte, das Schloß selbst aber zu ungemüthlich und groß war. Es tauchte also der Gedanke an einen großartigen Schloßbau in Montbrillant mit glasverdecktem Hof und Spielplatze auf, und der Hofbaumeister Tramm hatte im Winter 1856/57 den Plan dazu schon fertig. Die Geldmittel sollte die Chatoullekasse hergeben, wie es damals hieß. Aber es war Ebbe in den königlichen Kassen, und diese Ebbe war es, die dazu drängte, daß man den Ständen von 1856 eine Veränderung des vom Bunde

unangetastet gelassenen Finanzcapitels ansann, nämlich die 1833 zwar als rechtlich möglich dargestellte, aber als unthunlich unterlassene, 1848 als verderblich gänzlich beseitigte Ausscheidung eines Domanialcomplexes, mit einem Einkommen von 500,000 Thlr. zur eigenen Verwaltung des Königs, und zugleich eine Erhöhung der Krondotation von 500,000 Thlr. Conv.-Münze auf 600,000 Thlr. Daneben wollte man, in der Furcht, daß doch wohl einmal eine Zeit kommen könne, wo Hannover in Preußen und dieses in Deutschland aufgehen werde, dem gesammten Domanialcomplexe, — der ja nur theilweise aus alt-welfischen Hausgütern stammte, zum Theil durch Staatsverträge, Käufe 2c. erworben war, — wo möglich den Charakter des reinen welfischen Privateigenthums aufdrücken; endlich wollte man die Rechte der Stände bei der Steuerbewilligung wesentlich beschneiden und das Schatzcollegium, diesen unbequemen Controleur und Wächter der Verfassung, gänzlich beseitigen.

Auf die erste Kammer glaubte man unter allen Umständen rechnen zu können, mußten doch die Ritter sich dankbar bezeigen für die Restauration ihrer sogenannten Rechte. Dagegen waren die Wahlen zur zweiten Kammer — die demokratische Partei hatte in Hannover nicht, wie in Preußen, auf die Betheiligung verzichtet — nicht nach Wunsche ausgefallen. Zwar hatte man die eifrigsten Vertheidiger der Verfassung vom Rechtsstandpunkte aus, die jungen und alten Demokraten Albrecht, Bauermeister, Elliffen, Gerding, Plank nicht wieder erwählt, dagegen aber die Alt-Liberalen aus der vormärzlichen Zeit, die Exminister und die Mehrzahl jener Bauern, die schon in den Verfassungskämpfen von 1838 mitgewirkt hatten. Die Regierung suchte sich dadurch zu helfen, daß sie nicht nur allen Staatsdienern, deren sie nicht sicher war, sondern auch namentlich allen Magistrats-Mitgliedern,

welche sie fürchtete, den Urlaub verweigerte. Dadurch kamen aber gerade zum Theil die Exminister, die als Ersatzmänner doppelt und dreifach, Lehzen sogar sieben Mal, gewählt waren, in die Kammer: Graf Bennigsen für Osnabrück, Braun für Harburg, Münchhausen für Stade, Theodor Meyer für die Universität, Windhorst für Papenburg. Lehzen starb inzwischen, für ihn trat als Ersatzmann Dr. Oppermann ein.

Die erste Kammer machte es sich auf den Sitzen, welche 6 Jahre hindurch von den großen bäuerlichen Grundbesitzern, Kaufleuten, Deputirten der Rechtsgelehrten eingenommen waren, ganz bequem und nahm eine Miene an, als wären die Jahre 1848—1856 gar nicht in der Welt gewesen. Die Bauern thaten nach ihrer Meinung besser, wenn sie die langen blauen Röcke, oder gar die modernen Fracks wieder auszögen, um in der Jacke hinter dem Pfluge herzugehen.

In der zweiten Kammer zeigte sich zwar eine entschiedene Opposition gegen diese Minister und diese Regierungsmaßregeln, allein den rechten Muth, der Sache zu Leibe zu gehen, wo sie faul und unhaltbar war, hatte man nicht, man stellte sie vielmehr auf den Standpunkt des fait accompli, und wollte von da aus das bestehende Finanzcapitel von 1848 vertheidigen, die auch selbst nach der octroyirten Verfassung rechtsungültigen Nothgesetze beseitigen.

Nur der Landcommissair v. Honstedt erklärte von vornherein: daß die durch Verordnung vom 1. August 1855 publicirten Verfassungs-Veränderungen auf verfassungsmäßigem Wege nicht erlassen seien, er solche für rechtsverbindlich nicht halte und daß er sich als Deputirter denselben nur unter Wahrung aller Rechte des Landes unterwerfe, dem Machtgebote der Ereignisse folgend. Herr v. d. Horst II. gab erst

viel später für sich und im Namen seiner Freunde die Erklärung ab; sie befänden sich nicht auf dem Boden des Rechtes, sondern dem der Thatsache. Offener als die Ritter 1848 befürworteten sie, daß sie sich den Thatsachen nur fügten, so lange dieselben stärker seien als das Recht. Was diese sagten, dachten alle nicht schon corrumpirten Stände-Mitglieder und alle denkenden Landeseinwohner.

Die sich bildende Opposition fiel der Führung des gewandten Windhorst anheim, denn weder Graf Bennigsen noch Münchhausen besuchten die Vorversammlungen, in welchen die bisherigen Demokraten im Vereine mit den Exministern und Alt-Liberalen beriethen, Windhorst mag sich wieder mit Münchhausen und Bennigsen verständigt haben. Es galt eine vollkommen „correcte" Opposition zu machen, an der selbst Metternich Nichts auszusetzen gehabt hätte. Deshalb kam man auch dem Könige bei der Forderung für den Militäretat mit viel größerer Geneigtheit entgegen, als man bei gewissenhafter Prüfung hätte thun dürfen, man erhöhte den Militäretat von 1,700,684 Thlr. auf 2,620,820 Thlr. In die Verfassungs-Commission wählte man zwar Oppermann und Krönke, welche Aenderungen des Finanzcapitels überhaupt nicht wollten, allein man wählte sie wohl nur, damit sie den „correcten" Anträgen der Majorität, welche auf die Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes hinauswollte, zur Folie dienen könnten. Alle Correctheit und eine Stimmenmehrheit von 50 gegen 31 in allen Hauptfragen half der zweiten Kammer indeß Nichts, die erste Kammer erklärte sich günstig für die Regierung und ließ selbst den Schatzrath von Bothmer, welcher das Finanzcapitel im ständischen Interesse redigirt wissen wollte, im Stiche. Die erste Kammer war nicht dahin zu bringen, die Verfassungswidrigkeit und Verwerflichkeit der Nothgesetze anzuerkennen, die Ritter

derſelben erſchienen überhaupt als Ritter von der traurigſten Geſtalt.

Während die Stände im Mai und Juni vertagt waren und nur die Commiſſionen arbeiteten, ereignete ſich eine äußerſt charakteriſtiſche Begebenheit, welche unwillkürlich an Georg III. erinnert. Als der Herzog von Devonſhire, Fürſt der Whigs genannt, einſt jenem Könige ſeine Aufwartung machen wollte, ſagte dieſer zu einem der Pagen: gehe zu ihm und ſage ihm, daß ich ihn nicht ſehen will. Der Herzog riß ſeinen goldnen Schlüſſel ab und entfernte ſich kochend vor Wuth. — So „widernatürlich halsſtarrig“, wie Macaulay bemerkt, Georg III. war, er hat ſich ſpäter bitter demüthigen müſſen. — Der Exminiſter von Münchhauſen hatte nun in der Commiſſion dem ſchwachen Präſidenten derſelben die Herrſchaft aus der Hand geriſſen, und er war es, der ſich, wenn auch nicht der Kronausſcheidung ſelbſt, doch der Art und Weiſe derſelben nach 20jährigem Durchſchnittsertrage und durch königliche und ſtändiſche Commiſſarien geſchehend, entſchieden widerſetzte. Da die Mitglieder zweiter Kammer zuſammenhielten, und von der erſten Kammer wenigſtens der Schatzrath v. Bothmer das ſtändiſche Princip zu wahren ſtrebte, ſo blieben die beiden Miniſter Kielmansegge und von Bothmer beſtändig in der Minorität, ſie waren auch außerdem ſo wenig ſelbſtſtändig inſtruirt, daß ſie über alle Vorſchläge erſt die königliche Genehmigung einholen mußten und der König dann erſt wieder Zimmermann, der das Finanzcapitel entworfen hatte, zu Rathe zog. In dieſer Situation ließ der König dem Exminiſter von Münchhauſen ſagen: er wünſche ihn und ſeine Gemahlin fortan nicht bei Hofe zu ſehen. Der Hofmarſchall hatte die Botſchaft nicht ausrichten wollen, ich glaube, daß Herr v. Borries ſich dazu hergab. Das war für den ganzen hoffähigen Adel eine ſo unerhörte Maßregel, daß man daran dachte, ſich

im nächsten Winter in Masse vom Hofe zurückzuziehen. Den bürgerlichen Exministern ging, so viel ich weiß, ein solches Verbot nicht zu, sie erschienen von selbst nicht bei Hofe, auch Graf Bennigsen, von dem der König geäußert: er sei ein Engel gegen Münchhausen — („aber ein viel rötherer", sagte ein Witzbold) erschien dort nicht.

Alle Correctheit der Opposition half nicht, die Stände wurden vertagt, dann aufgelöst, und das Geschäft des Octroyirens rücksichtslos weiter getrieben.

Am 7. September 1857 wurde ein neues Finanzcapitel octroyirt, scheinbar die alte Kassentrennung, da diese nach den Organisationen ohne große Belastung der Kronkasse aber nicht durchzuführen war, in der That ein gänzlich beliebiges Provisorium hinsichtlich der Hauptsache der Ausgaben, welche altherkömmlich und nach dem Verfassungsgesetze von 1840 auf der königlichen Kasse ruhten; eine ganz einseitige Erhöhung der Krondotation auf 600,000 Thlr. —

Es war freilich gesagt, es sollten mit den Ständen Verhandlungen über die Vertheilung der Ausgaben eingeleitet werden, außerdem hatte der König die Gnade, er wußte wohl warum, zu erklären: falls die allgemeine Stände-Versammlung auf Wiedereinführung der Kassenvereinigung gerichtete Wünsche aussprechen sollte, erkläre sich die Regierung zwar geneigt, auf dieselben einzugehen, aber nur unter der Voraussetzung, daß die von der Regierung alsdann zu machenden Vorschläge genügendere Berücksichtigung fänden, als dies während der letzten Diät in zweiter Kammer der Fall gewesen sei. — Ein rechtlicher Grund für die Octroyirung war nicht angegeben, denn weder das Verhalten zweiter Kammer, noch der Bundestags-Beschluß vom 19. April 1855, der aussprach, daß der Ausschuß über diese Verhältnisse im Unklaren sei, konnte als solcher gelten. Graf Kielmansegge,

der Finanzminister, hatte Niemand finden können, der seine Krondotations-Ausscheidungspläne und ein Budget, wie er es bedurfte, zurecht machte. Der General-Secretair im Finanz-Ministerium, Baar, unehelicher Sohn des alten Erblanddrosten, aber, wie häufig, der legitimen Linie an Geist unendlich überlegen, war damals noch zu ehrlich, um einem Systeme zu huldigen, das er mit seinen Anschauungen verdammen mußte, einem Systeme, das, wie der Volksmund sagt, bewirkt haben würde, daß sich sein alter Freund und Gönner, Lehzen, im Grabe herumdrehte. Nun geschah das wahrhaft Abscheuliche. Ein Mann, der als Schatzrath der Verfassung besondere Treue geschworen, der gegen Stüve und alle folgenden Ministerien den liberalen Oppositionsmann gespielt und so eine Art Führerschaft der Liberalen errungen hatte, Schatzrath Lang gab sich dazu her, als Lückenbüßer einzutreten und die gehässigste, dem Lande verderblichste Maßregel durch Octroyirungen in's Leben zu führen.

Die liberale Presse in Hannover und in Bremen und Hamburg war so eingeschüchtert, daß sie zu dieser neuen Gewaltmaßregel schweigen mußte. Nur die altpreußische Partei im Preußischen Wochenblatte, die Augsb. Allg. Zeitung, auch wohl die Kölner Zeitung wagten sich auszusprechen. Die Regierung kaufte auch noch ein in Nienburg von einem Buchdrucker herausgegebenes Blatt, die „Hannoversche Dorfzeitung", welche fortan als „Hannoversche Nachrichten" alle den Abhub und Skandal aufnehmen mußte, welchen man der officiellen Hannoverschen Zeitung nicht aufzubürden wagte. Diese Nachrichten wurden in der schlechtesten Manier des Kreuzzeitungs-Zuschauers redigirt. Neue Wahlen waren auf Februar ausgeschrieben.

Macaulay erzählt von einer Periode während der Regierung Georg's III. — „für die Rache des Hofes war nichts

zu niedrig, die Aechtung erstreckte sich auf Zollwächter, Visitatoren, Thürsteher." Ganz so schlimm war es jetzt freilich unter Georg V. in Hannover nicht, aber schlimm genug. Wie man das Land mit dem Schreckbilde einer octroyirten Kassentrennung ängstigte, so drohte und schreckte man jede bei der Wahl thätige Corporation, und in dieser wieder alle diejenigen, welche irgend einen Einfluß auf die Wahl ausüben konnten. Borries bereiste die Provinzen, die ganze Junkerschaft war thätig in seinem Interesse. Die Beamten mußten oft gegen ihre innerste Ueberzeugung vollbringen, was ihnen von Oben anbefohlen war. Die Landdrosten mußten nach Hannover kommen, um persönlich Instructionen wegen der Wahlen zu empfangen; von den Centralstellen der Eisenbahnen, Posten, Forsten, Steuern, ergingen an das gesammte Unterpersonal die gemessensten Befehle, wie sie sich bei den Wahlen zu verhalten hätten; der Justiz-Minister ließ durch die Staatsanwälte wirken, der General-Adjutant schrieb sogar an die pensionirten Landwehroffiziere von 1813, das Oberhofmarschallamt versäumte nicht, seinen Einfluß auf alle vom Hofe Abhängigen geltend zu machen bis herab zu den Orchester-Mitgliedern und Thürstehern im Theater. Wo man mit Drohungen nichts zu erreichen wußte, wandte man Versprechungen und Zusicherungen an, hier war eine Garnison, dort eine Schleuse, dort Sitz eines Ober-Gerichts oder Amts-Gerichts, dort eine Eisenbahn oder ein Bahnhof wenigstens der hingeworfene Köder. Die Opposition wurde der niedrigsten Motive beschuldigt; der „Nachrichter", wie das neue Organ, das man den Leuten umsonst in die Häuser brachte, vom Volkswitz betitelt wurde, strotzte täglich von Schmähungen gegen die Führer der aufgelösten zweiten Kammer.

Dazu war die Zeit leider darnach angethan, jedes edle patriotische Gefühl als lächerlich erscheinen zu lassen. Der

industrielle Schwindel hatte in Hannover durch Begünstigung von Seiten des Finanz-Ministers überhand genommen, Alle, welche etwas Geld hatten, wollten auf wohlfeile Art reich werden. Das Peiner Hüttenwerk, die Neustädter Schwindelei, die Georg-Marienhütte, zu der König und Königin die Namen hergaben, die Hannoversche Bank, die Nienburger chemische Fabrik, die Einbecker Zuckerfabrik und eine Masse anderer Unternehmungen. ähnlicher Art zogen das Interesse von den politischen Vorgängen ab. Tausende von Familien hatten bei diesen Unternehmungen, die bis auf die Hannoversche Bank sämmtlich dem Bankerotte oder der Liquidation nicht entgangen sind oder entgehen werden, ihr Vermögen verloren. Die Opposition hatte außerdem durch ihr laxes Verhalten in Beziehung auf den Rechtspunkt das Vertrauen eingebüßt, mindestens zu einer Begriffsverwirrung, die sich schwer rächte, Veranlassung gegeben.

Herr von Borries brachte eine Wahl zu Stande, deren Resultat der Regierung günstig war, mindestens konnte von einer compacten Mehrheit der Opposition in der zweiten Kammer nicht mehr die Rede sein. Da aber eine große Anzahl neuer Leute, namentlich aus dem Bauernstande gewählt waren, deren man nicht sicher war, so schritt man wieder auf dem Wege des einseitigen Eingriffs in die Gesetzgebung voran. Unter der Form einer Ausführungs-Verordnung erließ man einen wesentlichen Zusatz zum Staatsdienergesetze, wonach pensionirte Staatsdiener den Ministerial-Departements, in denen sie angestellt gewesen, untergeordnet, und die mit Ruhegehalt entlassenen Minister der unmittelbaren Dienstherrlichkeit des Königs unterstellt wurden, so daß nunmehr die Pensionirten die Erlaubniß ihrer Oberbehörde, namentlich des Königs, bedurften, um in die Stände-Versammlung einzutreten. Kraft dieser Verordnung, welche der ständischen Genehmigung bedurft hätte,

wurde denn den Ministern Stüve, Graf Bennigsen, Braun, v. Münchhausen, Theodor Meyer und Windhorst der Urlaub verweigert, und die Kammer dadurch der alten Führer, welche namentlich durch ihr Ansehen in Beziehung auf die Neuerwählten gefährlich waren, beraubt. Wahrhaft scandalös war der Grund, den man anführte, um dem Obergerichts-Anwalt von der Horst den Eintritt in die Kammer zu verweigern. Derselbe sollte durch die oben erwähnte Verwahrung von 1856 sich für unfähig erklärt haben. Man ließ ihm frei, seinen Eintritt durch Widerruf jener Erklärung zu erwirken, er weigerte sich dessen, und die Majorität der zweiten Kammer erklärte auf den Antrag des Amtsrichters Klee die Beanstandung der Wahl für gerechtfertigt. Die Wahl in Emden wurde beanstandet, weil der Gewählte, der früher schon unangefochten Mitglied der ersten Kammer gewesen, Mennonit sei. Die gesammten Wahlen der ostfriesischen Grundbesitzer wurden beanstandet. Nachdem man so eine Kammer zurecht gemacht*), in der man der Majorität sicher war, wurden die etwa zweifelhaften Bauern von Regierungsräthen und Amtmännern in die Mitte genommen und nicht aus den Augen gelassen, so daß man ihre Zusammenkunft mit liberalen Deputirten die erste Zeit gänzlich verhinderte. Es heißt deshalb im Liede: „Lammann hütet die Bauern.“

Mit dieser Majorität zweiter Kammer und einer sich im Großen und Ganzen vom Hofe immer abhängig zeigenden Majorität erster Kammer ist es Herrn v. Borries gelungen, seine Mißregierung bisher weiter zu führen. Wer da glaubt,

*) Der Ausdruck paßt ganz und gar, denn es wurde für alle Mitglieder, welche der Führung Borries' folgten, sogar der Platz in der Kammer bestimmt und octroyirt, nur die an sich zuverlässigen ließ man diesen selbst wählen.

daß Borries ein Mann von irgend welchem organisatorischen Talent wäre, irrt sehr. Aus seinem Gehirne ist auch noch nicht eine schöpferische Idee hervorgegangen, seine ganzen Organisationen sind nur auf das Gegentheil von dem gerichtet, was Stüve, der ursprüngliche Schöpfer derselben, in's Leben rufen wollte, er hat die Stüve'schen Organisationen nur in seinem Sinne revidirt, d. h., Alles daraus entfernt, was dem Volke die Selbstregierung gab oder es zum Selbstgouvernement erzog, Alles entfernt, was nach Freiheit und Demokratie irgend schmeckte, dagegen Alles hinzugefügt, was die Regierungsmacht verstärken konnte, was der Büreaukratie und dem Absolutismus in die Hände arbeitete. Denn bei der Art und Weise, wie bei uns regiert wird, läuft alle Verstärkung der büreaukratischen Gewalt schließlich auf Verstärkung der absoluten Gewalt hinaus. Borries ist ein sehr arbeitsamer Mann, hat große Arbeitskräfte, vielerlei Wissen, guten Willen zur Hebung des Ackerbaues, angeborene Vorliebe für seine Provinz, das Bremische, daneben ist er von großer Zähigkeit, hat eine eiserne Stirn und einen breiten Rücken. Wenn Herr von Bennigsen in der Kammer eine Philippika gegen ihn hält, geht er mit grinsendem Gesicht zu seinen Vertrauten in der Kammer, diesem eine Prise bietend, jenem auf die Schulter klopfend. Er ist sehr selten aus der Fassung zu bringen, nur einmal ging die Zunge mit ihm durch und diesem unglücklichen Zufalle verdankt er seine europäische Berühmtheit durch den Kladderadatsch und seinen Grafentitel.

Wie Borries eigentlich mit dem Könige fertig wird, ist ein Geheimniß. Zerwürfnisse mit andern Ministern — denn eigentlich pfuscht Borries in alle Ministerien hinein — und Hofintriguen haben ihn mehrmals der königlichen Ungnade nahe gebracht, er scheint aber von Georg V. noch immer als das beste Werkzeug erachtet zu werden, durch welches das

Welfenhaus die von Gott verliehene Herrschaft über das angestammte Volk ausüben könne.

Was in Hannover seit dem August 1855 geschehen ist, um dies zu bewerkstelligen, läßt sich mit kurzen Worten aufzählen.

1. Zunächst wurde 1857, nachdem die s. g. Stände, durch einen desfallsigen Antrag des Amtmann Ostermeyer überrascht, um Beibehaltung der Kassenvereinigung gebeten hatten, ein neues Finanzcapitel im Sinne des von Zimmermann ausgearbeiteten, von den Ständen von 1856 zurückgewiesenen Entwurfes, mit einigen scheinbaren Concessionen gegen die erste Kammer vereinbart. Darin ist die Ausscheidung einer Krondotation nicht nur bewilligt, sondern ein Verfahren dafür festgesetzt, welches die schließliche Entscheidung der Sache den Händen der Kammern gänzlich entzog und sie in die Hände von vier ständischen, vier vom Könige ernannten Commissarien legte. — Sämmtliche Domainen und Regalien, auch die durch Staatsverträge erworbenen, die einträglichen Domanialbesitzungen und Polder in Ostfriesland, sind für königliches Fideicommiß erklärt und das Eigenthumsrecht des Königs auf diese Domainen, die freie Disposition desselben über sie, „welche durch den Begriff des staatsrechtlichen Eigenthums verflüchtigt worden," ist wieder klar hingestellt, oder wie Georg V. in einer berühmten Rede sagte, der Raub, den die Stände an ihm ausgeübt, ist ihm zurückerstattet. Das Bewilligungsrecht der Stände ist ferner wesentlich beeinträchtigt, das Schatzcollegium zu einer Illusion und Sinecure gemacht. —

2. Durch eine sogenannte Revision des Staatsdienergesetzes ist die Unabhängigkeit der Staatsdiener, die Richter eingeschlossen, vollständig gebrochen, ja der Begriff des Staatsdienerthums hat völlig vertilgt

werden sollen; es giebt seitdem in Hannover nur königliche Diener in dem Sinne, daß die Obrigkeit von Gottes Gnaden Dienstreue zu fordern habe von dem ganzen Menschen, und dieser als ein Mann des Königs im Sinne des Lehnrechts dastehe. Daß ein solcher keine eigene Ueberzeugung, keinen eigenen Willen haben dürfe, davon wurde 1858 bei Berathung dieses Gesetzes selbst, ein eclatantes Beispiel gegeben.

Der Generalsecretair im Justiz-Ministerium Herr Oberjustizrath Dankert, Deputirter der Stadt Nienburg, wagte in zweiter Kammer in Beziehung auf die Selbständigkeit der Staatsdiener in einem Punkte anderer Meinung zu sein als Herr Borries. Sr. Majestät war über dieses Benehmen so erzürnt, daß nicht nur Herr Dankert sofort entlassen wurde, um später als Obergerichtsdirector nach Lehe versetzt zu werden, nach einem der damals schon dem Untergange geweihten Obergerichte, sondern ihm wurde befohlen, die Residenz sofort zu verlassen und als Deputirter für Nienburg zu resigniren. — Später erschien auch eine Verordnung, nach welcher die Staatsanwaltschaften fortan Kronanwaltschaften genannt werden sollten. Der Begriff Staat sollte überall aus der Gesetzgebung fort und Jedermann klar werden: L'état c'est moi.

3. Die Städteordnung wurde revidirt, um die Magistrate, deren Befugnisse man erweiterte und deren lebenslängliche Ernennung man begehrte, von der Regierung gänzlich abhängig zu machen, sie von der Gemeinde mehr zu trennen, die Befugnisse der Bürgervorsteher zu schmälern. Seit 1856 sind eine Unzahl Wahlen von Magistratsmitgliedern vom Könige nicht bestätigt worden, ohne alle Angabe von Gründen. Der Verdacht liberaler Gesinnungen oder der Umgang mit Personen, die liberaler Gesinnung nur verdächtig, reichte hin, die Bestätigung verweigert zu sehen.

Es ist wohl keine einzige Stadt im hannoverschen Lande, welche nicht ähnliche Erfahrungen gemacht hat. Zugleich ward den größeren Städten die Polizeiverwaltung entzogen und königliche Polizeidirectionen wurden eingerichtet.

4. Eine neue Landgemeindenordnung brach die Selbständigkeit der Gemeinden, und vermehrte die Rechte der einer Gemeinde angeschlossenen ritterschaftlichen Güter.

5. Das Gesetz über Amtsvertretung wurde verstümmelt, indem nicht etwa gewählte Vertreter, sondern die Vorsteher der Gemeinden, die immer in Abhängigkeitsverhältnissen zu den Beamten stehen, die Gemeinde vertreten sollten.

6. Die Justizorganisationen sind zwar bei einigem Widerstande, den die erste Kammer leistete, nicht in der Weise verderbt, als man beabsichtigte, allein man hat tief genug eingeschnitten und den Grund gelegt, um nach Ablauf einer gewissen Zeit von Neuem hier ändern zu müssen. Justiz-Minister von der Decken nahm seinen Abschied, weil er so tief einschneidende Veränderungen nicht für nöthig hielt, und weil er sich die Einmischungen des Herrn von Borries in sein Departement nicht gefallen lassen wollte. Man hat einen Oberappellationsrath von Bar zum Justiz-Minister gemacht, dessen Kopf voll aristokratisch-feudalistischer Begriffsverwirrungen steckt, und der sich beinah bei jedem öffentlichen Auftreten als unfähig erwiesen hat. Es ist derselbe, der wegen einer seiner Vorfahren, des Testamentserben der Prinzessin von Ahlden, mit Herrn Behse einen literarischen Streit führte.

7. Die Aburtheilung einer großen Menge von Polizeivergehen wurde den Gerichten entzogen und den Verwaltungsbehörden übergeben, um das

Ansehen und die Macht derselben zu vergrößern. Nach den Stüve'schen Organisationen sollte der Beamte weniger als Befehlender, denn als Rathender, Belehrender, den Amtseingesessenen die Ueberzeugung beibringen, daß das, was die Regierung verlange, wirklich zu ihrem Besten gereiche. Herr von Borries brauchte Paschagewalt für seine Beamte.

8. Die Gesetze über Anwaltskammern sind in der Weise verändert, daß die Disciplinargewalt in höchster Instanz nicht den Standesgenossen, sondern dem höchsten Gerichte oder einem von diesem beauftragten Obergerichte zufällt, daß den Kronanwaltschaften eine directe Einmischung gestattet und daß so auch der Anwalt- und Advocatenstand in eine Abhängigkeit von der Regierung versetzt ist, die in einzelnen Fällen so weit geht, daß ein Anwalt zu jeder Abwesenheit von einem Tage die Erlaubniß der Kronanwaltschaft einholen soll, weil diese darüber zu wachen habe, daß das Publikum den Anwalt auch immer zu seiner Disposition finde. Der wirkliche Grund ist indeß, daß man Herrn von der Horst II. die Redaction des hannoverschen Theils der Zeitung für Norddeutschland unmöglich machen wollte.

9. Das Jagdgesetz ist zum Nachtheil der Gemeinden, denen auch die Einnahmen von den Jagdscheinen entzogen sind, und zum Nutzen derjenigen, welche der noblen Passion der Jagd obliegen, geändert. Man wäre gern weiter gegangen und hätte nach dem Vorbilde von Kurhessen u. s. w. das alte Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden wiederhergestellt, allein wie 1838 sich die Ablösungsordnung als unangreifbar erwies, so 20 Jahre später die Ablösung der Jagd. Man hätte, wenn man einen Schritt weiter ging, sofort die Bauern, welche man mit Mühe gewonnen, und damit die Majorität zweiter Kammer verloren.

10. Gegen Verwaltungsbehörden ist Recht kaum noch zu bekommen. In einem Falle, wo die Generaldirection des Wasserbaus Anlagen gemacht hatte, welche Privaten sehr erheblichen Schaden verursachten, und nicht nur ein Obergericht, sondern auch der höchste Gerichtshof die Einrede, daß die Sache von der Verwaltungsbehörde zu entscheiden sei, zurückgewiesen hatte, wurde, nachdem in erster Instanz ein verurtheilendes Erkenntniß erlassen, in zweiter Instanz Competenzconflict erhoben, — und der Competenzconflictshof entschied für die Verwaltung. Es ist überall kein Fall bekannt geworden, in welchem dieser Competenzconflictenhof für die Gerichte entschieden hätte.

11. Die Finanzen des Landes haben sich seit 1856 erheblich verschlechtert. Trotzdem, daß die directen Steuern, mit Ausnahme der Grundsteuer, an die man sich des Adels und der Bauern wegen nicht wagt, bedeutend erhöht sind, namentlich die Häusersteuer und die Personensteuer, steht das Land statt der früheren Ueberschüsse jetzt an einem Deficit. Die Ausgaben für das Militär mehren sich von Jahr zu Jahr.

Es scheint beinah eine politische Demonstration sein zu sollen, daß man in Beziehung auf Formation, Uniformen u. s. w. die preußischen Muster gänzlich beseitigt und sich österreichischen zugewendet hat. In der Residenz hatte man kostbare Kasernenbauten veranstaltet und eine unverhältnißmäßige Menge von Truppen dort aufgehäuft, aus Besorgniß vor künftigen Unruhen. Die Krondotation des Königs ist um 87,000 Thlr. vermehrt, außerdem aber hat nach mäßigen Berechnungen die Kronkasse bei der Art und Weise, wie die Ausscheidung der Domainen zu ihren Gunsten vollzogen ist, einen Profit von jährlich 200,000 Thlr., sodaß

die königlichen Einnahmen auf mehr als eine Million angeschlagen werden können, eine Bedarfssumme, welche die Einnahmen der Krone in Sachsen, Würtemberg und verhältnißmäßig auch in Bayern und Preußen bei weitem übersteigt. Dazu kommen Ausgaben für Schloßbauten.

12. Daß das Vereinsrecht wesentlich beschnitten; die Presse in der Weise geknebelt ist, daß das Damoklesschwert des lediglich im Verwaltungswege auszusprechenden Verbots über jeder Zeitung schwebt und man mit Verwarnungen nicht sparsam ist; daß das Institut der Bürgerwehr abgeschafft, ist eigentlich Selbstfolge des Systems und braucht nur erwähnt zu werden.

Ich würde noch einen Bogen in Anspruch nehmen müssen, wenn ich alle die Unbilden aufzählen wollte, welche das Land Hannover während der Regierung des Herrn von Borries erduldet, zum Theil durch eigene Schuld erduldet, weil das Rechtsbewußtsein und der Eifer in Vertheidigung der vertragsmäßig entstandenen Verfassung dem hannoverschen Volke viel mehr fehlte als den benachbarten Hessen.

Statt dessen will ich mich bemühen, die geschehenen Dinge zum Theil aus den Ansichten und Anschauungen der höchsten Spitze des Staats zu erklären und einige Notizen über dessen Leben, die in die Oeffentlichkeit gedrungen, mittheilen.

Am 14. Januar 1857, gerade am Tage der Wahlen in der Residenz, ließ sich der König Georg V. in den Freimaurerbund aufnehmen, erhielt an einem Tage alle drei Grade und wurde Großmeister der hannoverschen Logen. Viele Freimaurer versprachen sich von diesem Eintritte des Königs die allergrößten Erfolge für die Freimaurerei. Ich kann darüber nicht urtheilen, in wiefern solche eingetreten, nur so viel verlautete in öffentlichen Blättern, daß seitdem

mehrere Offiziere sich in den Orden aufnehmen ließen, daß man in Hannover vorsichtiger wurde bei Aufnahmen, und nicht jeden Commis voyageur, der die Freimaurerzeichen als Handgriffe benutzte, sich Kundschaft zu erwerben, recipirte. Der Hoffriseur Lüprecht wurde auf Vorschlag des Königs als Bruder aufgenommen und möglichst rasch promovirt.

Eine Schwesternloge wurde zum ersten Male in Hannover abgehalten und vom Könige, laut der „Hannoverschen Zeitung", besucht; die Königin war durch Unwohlsein gehindert. Laut ferneren öffentlichen Nachrichten, pflegt der König die Loge sehr häufig zu besuchen und sich namentlich bei Tafellogen bis Mitternacht und darüber zu betheiligen, bei welchen Gelegenheiten er auch nicht selten redet. Ueber diese Reden verlautet nach Privatberichten, daß sie sich besonders um das Thema einer besondern Treue drehen, welche der Maurer gegen das hohe Haus der Welfen zu hegen und zu pflegen habe. Man hat gesagt, die Freimaurerei sei eine königlich hannoversche geworden. Einmal verlautete von Maßnahmen gegen Aufnahme von Juden, welche von der Großloge in Hannover ausgingen. Es ist aber wieder still davon geworden, und man scheint nicht durchgedrungen zu sein. In einigen kleinen Städten, z. B. Verden und Harburg, sind seitdem neue Logen entstanden. Ob der Eintritt des Königs einen politischen Einfluß ausgeübt hat, darüber ist das Urtheil verschieden. Zweifellos war der Eintritt im Jahre 1857 nicht ohne Einfluß auf das damalige Wahlresultat, aber nachhaltige politische Wirkungen lassen sich nicht verspüren, zumal das Institut der Freimaurerei überhaupt seine Bedeutung verloren hat und nie wiedergewinnen wird, so lange es sich in Dunkel und Heimlichkeit verhüllt. —

Im Juli 1857 war der König vom Magistrate der Residenz zur Schützenhofsfeier eingeladen. Der Minister

von Borries eröffnete darauf dem Magistrate, daß eine solche Einladung zur Zeit und bis zum Aufgeben der prinzipiellen Opposition des Magistrats und des Bürgervorstehercollegiums noch nicht angenommen werden könne. Das Bürgervorstehercollegium verwahrte sich dagegen. Nunmehr erfolgte auf Befehl des Königs eine Verfügung, worin Form und Ausdrucksweise dieser Verwahrung gerügt wurden, in der man nur einen ferneren Beleg erblicken könne, wie zu Allerhöchstem Leidwesen die kundgegebene Ungnade eine wohlverdiente sei. — Als man sich von Seiten des Magistrats und der Bürgervorsteher entschuldigte und erklärte, man habe die Deputirten der Residenz nicht gewählt, um prinzipielle Opposition zu machen, kam am 1. October von Norderney eine königliche Antwort, in der hervorgehoben war, welchen Verdienst die Stadt durch den Aufenthalt des königlichen Hauses, der vielen Behörden und des Militärs habe — in landesväterlicher Milde und Nachsicht von einer Prüfung der versuchten Entschuldigung Abstand genommen, und die Versicherung ertheilt wurde, man wolle der Residenz Huld und Gnade wieder zuwenden in der Voraussetzung, daß sie ihre Ergebenheit auch bethätigen, und besser wählen würde.

Diese Art und Weise, offen seine Ungnade gegen Städte auszusprechen, ist etwas durchaus Charakteristisches an Georg V. Daß sich dann an solche Aussprüche bei der nächsten Wahl die albernsten Gerüchte und Drohungen knüpften, z. B. der König würde die Residenz nach Celle verlegen, die Ministerien und alle hohen Behörden sollten von Hannover entfernt werden, ist natürlich, eben so daß bei einfältigen und furchtsamen Residenzphilistern damit gewirkt wird.

In einer Anrede an 12 Missionäre, welche von Hermannsburg ausgerüstet waren, sprach der König aus, daß

die Lage des Königreichs an der Nordsee und der Besitz dreier großen schiffbaren Flüsse den Willen und die Absicht Gottes bekunden, daß das welfische Königshaus und sein Königreich mit vollster Kraft thätig sei, sein göttliches Wort in fremden Landen auszubreiten, damit der Herr an dem Tage, wo er erscheinen werde, in allen Ländern Gläubige finde, die ihm froh entgegenkommen. —

Der sich bei allen Gelegenheiten kundgebende christlich orthodoxe Sinn des Königs war denn von keinem Stande früher bemerkt und ausgebeutet worden als von dem der Geistlichen. Pastöre und Pfaffen, die bis 1851 ein ganz liberales Christenthum exercirten, drehten den Mantel, seit sie zur Einsicht kamen, daß unter Georg V. nur solche Leute befördert und bestätigt werden, die auf die symbolischen Bücher schwören und ihnen nicht nur die Vernunft opfern, sondern auch die Bibel. Hannover hat bei der Wahl Steinacker's, Celle bei der Wahl Hartwig's Beispiele von Unduldsamkeit und Willkür Seitens des Consistoriums erlebt, die im 19. Jahrhundert merkwürdige Zeichen der Zeit sind. Das protestantische Pfaffenthum drängt offenbar zum Katholicismus zurück. Die Gesangbuchsfrage im Osnabrückschen und die Pfaffenwirthschaft unter Münchmeyer, Kranold und Consorten scheinen es zu einer Entscheidung zu treiben, wozu in jüngster Zeit ein Pastor Sulze Veranlassung gegeben. Daß jene Herren die Gemeinden gerade immer mehr von Kirche und Christenthum entfremden, scheint man mit blöden Augen nicht sehen zu können. Wahrhaft ergötzlich sind die politischen Expectorationen eines Pastor Ernst in zweiter Kammer. Beförderung einer heuchlerischen Frömmigkeit hat indeß noch niemals zur Stütze der Throne gereicht. —

Als am 2. Januar 1858 die Stände wieder zusammenberufen waren, wurden sämmtliche Mitglieder der ersten und

zweiten Kammer zur königlichen Tafel auf das Schloß geladen. Georg V. hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, in welcher er sagte: unter dem gnädigen Beistande des Allmächtigen sei der Verfassung ein Finanzcapitel verliehen, welches man mit Recht als ein Muster-Finanzcapitel für alle Verfassungen bezeichnen könne, wodurch der Raub (so versichern Ohrenzeugen — die Hannoversche Zeitung bringt statt dessen das Wort Eingriff) gesühnt worden, der schon einmal 1833 und leider abermals 1848 durch die frevelnde Hand der Revolution an dem Eigenthum des Herrscherhauses geschehen sei. Die spätern Geschlechter würden dankend anerkennen, was die Stände im Jahre 1857 vollbracht — und, so schloß die Rede:

„Ich trage keinen Anstand zu behaupten, daß Ihrer Namen insgesammt, Meine Herren, ja des einzelnen Namen eines Jeden von Ihnen, die zur Vollbringung dieses Werkes beigetragen, in den Blättern unserer Landesgeschichte stets mit Ruhm und Stolz Erwähnung geschehen wird!"

Das ist freilich nicht eingetroffen, Viele von denen, die 1857 für das Finanzcapitel stimmten, würden heute schon Anstand nehmen dies zu thun, jedenfalls wird die Geschichte ein ganz andres Urtheil über die Männer fällen als der König es gethan, ihre Namen werden aufbewahrt werden, aber wahrlich nicht zu ihrem Ruhme und nicht zum Stolze des Landes, man wird vielmehr sagen: das waren die Männer, die das gute Recht des Landes, das Georg V. zweimal mit seinem königlichen Worte verbürgt hatte, um eitler Drohungen, um des Eigennutzes und lächerlicher Eitelkeit willen opferten. —

In der zweiten Kammer, der man in Stüve, Bennigsen, Münchhausen, Braun, Meyer, Windhorst die Hauptführer entzogen hatte, hatte sich in dem Deputirten der Stadt Göttingen, dem Obergerichtsassessor Bennigsen, der den Staatsdienst quittirte, um gänzlich unabhängig dazustehen,

eine jugendliche Kraft mit einer Fülle von Wissen und einer Gabe der Rede hervorgethan, wie sie diese Versammlung seit ihrem Bestehen noch nie gehört hatte. Bennigsen fiel von selbst die Führerschaft der Opposition zu, die ihm die älteren Männer, der vielseitig erfahrene und überaus tüchtige Oberbürgermeister Barkhausen von Lüneburg, der Bürgermeister Neubourg von Stade und Andere mit Vertrauen überließen. Auf Bennigsen's Seite kämpften außer den eben Genannten, der immer schlagfertige, witzige, den Nagel auf den Kopf treffende Bauer Rädeker, Deputirter der Stadt Dannenberg, Obergerichtsanwalt Albrecht für Hildesheim, Adickes aus dem Bremischen, Landrath Hilling für Ostfriesland, Obergerichtsanwalt Müller aus Verden u. A. Diese Minorität erfocht mit jeder Niederlage, die sie durch den geschlossenen Phalanx der Majorität in der Abstimmung erlitt, einen Sieg in der öffentlichen Meinung, und Göttingen war stolz auf seinen Deputirten. Göttingen hatte mit schweren Geldopfern eine Kaserne erbaut, sie stand seit Jahren leer, die königliche Ungnade lastete auf Stadt und Universität. Man verhandelte jetzt eine Garnison gegen eine Loyalitätsadresse und der schwache Bürgermeister Oesterlei, der seine Strebungen für das Verfassungswerk von 1848 vergessen machen wollte, war dazu behülflich. Nachdem der Zweck theilweise erreicht war, wurde der Besuch der königlichen Familie zugesagt, um zu zeigen, daß die Gnadensonne über Göttingen wieder aufgegangen wäre. Die Stadt hielt es für nöthig, dem Könige ein Festgedicht zu überreichen, und sang denselben folgendermaßen an:

Willkommen, Gottwillkommen Dir,
Du Deines Landes treuster Vater,
Du Fürsten-Vorbild, Schmuck und Zier,
Du Segensspender, Trost, Berather,

Du guter König, der ein Herz
Wie Keiner hat für Deutschlands Ehre,
Für Deutschlands Freude, Deutschlands Schmerz,
Du Mann des Wortes und der Wehre!

Du unser König, unser Hort,
Hannovers Glück, Hannovers Freude,
Hannovers Hoffnung fort und fort
Und seiner treuen Herzen Weide! —

So ging es noch in 13 Strophen weiter fort, zu Ehren der Königin und des dreizehnjährigen Kronprinzen, der als „Ritter vom Geist“ besungen wurde.

Es ist nicht anders möglich, als daß Lobeserhebungen der Art das Gemüth eines blinden Mannes, der von dem wirklichen Leben gar keine Anschauungen, sondern nur Phantasiegebilde hat, noch mehr zu jener Exaltation von seiner Gottessendung u. s. w. reizen mußten, von der alle seine Reden Kunde geben. In dieser Beziehung erwähne ich nur der Rede, die am 21. September 1859 bei Grundsteinlegung der Christkirche gehalten wurde, in welcher wieder von den besonderen Beziehungen des Welfischen Hauses und seines Erbkönigreiches (? 1814) zu der göttlichen Vorsehung die Rede war und deren Schluß also lautete:

„Mit diesen heißen Gebeten für die Kirche, die Gemeinde und Mein Volk, Ihn innig anflehend, daß das alte Band des Welfischen Herrschers mit seinen Landen in vereinigter Glaubenswärme und Gottesfurcht bis zu jenem Tage umschlingen möge, wo wir zusammen vor unserem göttlichen Heilande erscheinen und durch sein theures Blut, welches Er am Kreuze, für uns vergossen, die Segnungen der Seligkeit erhalten, lege Ich den Grundstein der Christuskirche im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

An demselben Tage wurde auch das Richtfest des in der Nähe der neuen Kirche stehenden Schlosses, zu dessen

Bau die Stände 500,000 Thaler bewilligt hatten und das den Namen „Königssitz“ führen soll, gefeiert. Daſſelbe iſt nicht ohne architektoniſche Schönheiten, allein es hat den unglückſeligſten Platz, der bei Hannover irgend ausgeſucht werden konnte. Die Fronte iſt nach der Herrenhäuſer Allee, die alle Ausſicht auf das ſchöne Leinethal und die Deiſterberge abſchneidet, hin gekehrt, nach Oſten ſieht man auf den Judenkirchhof und auf die alte jetzt mit der Stadt vereinigte Vorſtadt, — nach Norden iſt gar keine Ausſicht, und nach Süden ſieht man auf die Stadt. Alle dieſe Uebelſtände beſprach das Publikum, ſchon ehe der Bau begonnen wurde. Dem Könige konnten ſie nicht einleuchten, der Königin ſollen ſie erſt aufgefallen ſein, als ihre Schweſter, die Großfürſtin, ihre allerhöchſte Verwunderung ausgeſprochen über ein Schloß, in dem man einen der vielen Thürme beſteigen müſſe, um mehr zu ſehen als die Herrenhäuſer Allee. „Königsſitz“ würde ſich zu Herrenhauſen, im Georgenpark, in dem früheren Wallmoden'ſchen Garten prächtig ausnehmen, — da wo es ſteht, iſt es beinahe unſichtbar, und ſchon jetzt ſpricht man davon, daß es die Bedürfniſſe nicht befriedige. Es iſt ſeitdem vor den neuen Kaſernen auch noch ein „Welfenplatz“ entſtanden. —

Die bekannteſte Rede des Königs, welche durch den „Kladderadatſch“ eine eigenthümlich populäre Verbreitung gefunden, iſt wohl die von Emden, obgleich ſie nur einen ſchon häufig ausgeſprochenen Gedanken in präciſerer Form wiedergiebt. Es muß bemerkt werden, daß in Folge einer zwiſchen der Demokratie einerſeits und dem Magiſtrate und der alt-liberalen Fraction andrerſeits eingetretenen Spaltung im Jahre 1857 zum erſten Male in Emden ein unfreier, dem Miniſterium Borries anhängender Deputirter gewählt war, der Kaufmann Vocke. Man hatte der Stadt Emden wegen Erweiterung der Schleuße und

Verlegung des Fahrwassers, Dinge, die offenbar Staatssachen, nicht Stadtsachen waren, Zusicherungen gemacht, deren Erfüllung sich jedoch, da man in Hannover Geld immer zu anderen Dingen gebrauchte, in die Länge zog. Bis 1859 war indeß in der Stadt selbst ein Umschwung vor sich gegangen, und zahlreiche Bürger hatten sich bei einer Erklärung vom 19. Juli 1859, die Bennigsen und andere ständische und liberale Notabilitäten im Sinne des Eisenacher Programms abgegeben, einer Erklärung, welcher der Nationalverein seine hauptsächlichste Entstehung verdankte, betheiligt. Diese Beitrittserklärungen, welche eine Centralisation Deutschlands unter Preußens Führung verlangten und welche dem Welfenhause zumutheten, einen Theil der erst 1814 auf dem Wiener Congresse demselben beigelegten Souveränetätsrechte zu opfern, waren in Hannover höchst ungern gesehen und man schritt sofort mit Arbeitsentziehungen, Contractbrüchen u. dgl. gegen alle Einzelnen, auf die man dadurch wirken zu können glaubte, vor, erlangte hie und da auch in der That Widerrufe. Man legte ein grünes Buch, nach Muster des Dresdner Schwarzen Buches an, in welchem alle diejenigen verzeichnet waren, die der nationalen Bestrebung anhingen. Dabei ward allen Behörden aufgegeben, mit solchen Individuen keinerlei Contracte und Geschäfte im öffentlichen Interesse abzuschließen, sie in keiner Weise zu befördern, den Gerichten sogar angedeutet, Advocaten und Anwälte, welche sich bei diesen Bestrebungen betheiligt, nicht zu Curatoren bei Concursen zu wählen. — Trotz aller dieser Maßnahmen hatten gerade in Emden eine große Anzahl von Bürgern ihren Beitritt zu jenem Programm erklärt.

Die königliche Familie hielt sich im Spätsommer 1859 in Norderney auf, und der Magistrat der Stadt Emden hielt es für angemessen, eine Deputation dorthin zu senden, welche

den König begrüßen, für die Verlegung des Amts und Amts-Gerichts Greetsyhl sich bedanken und bitten sollte, der Stadt ferner Gnade und Wohlgewogenheit angedeihen zu lassen. Die Deputation ward am 26. Aug. empfangen, und der König, nachdem er hervorgehoben, daß sein Bestreben immer gewesen sei, das Aufblühen der Stadt Emden zu fördern, erwiderte:

„Dagegen muß Ich indeß auch erwarten, daß die Bürger und Bürgervorsteher Mir in Meinen Bestrebungen entgegenkommen, nicht aber Mir und Meiner Regierung — wie noch jüngst durch Beitritt zu der durch einige Meiner Unterthanen abgegebenen bekannten Erklärung und die darin liegende Richtung geschehen — entgegentreten. Geschieht dies fernerhin, so werde Ich nicht mehr an das Aufblühen der Stadt durch thunlichste Hebung ihrer mercantilen und sonstigen Interessen, wie Ich es bisher durch die Anlegung der Eisenbahn und aller zum Aufschwunge des Handels damit verbundenen Einrichtungen gethan, denken können, namentlich werde Ich nicht Mein Augenmerk auf die **so nothwendige** Verbesserung der Schleuße und Verlegung des Fahrwassers lenken können, um, wenn die Zeit gekommen sein wird, dies thunlichst zu fördern."

Diese Rede machte nicht nur in Ostfriesland und Hannover das ungemeinste Aufsehen, sondern auch in ganz Deutschland. Denn wenn auch die öffentliche Meinung noch nicht mit Fichte den Zweck der monarchischen Regierung darin sieht, sich selbst entbehrlich zu machen, so zweifelt doch Niemand daran, daß das Wohl und Gedeihen der Unterthanen die Pflicht jedes Monarchen ist, und daß diese von Gott auferlegte Pflicht ihm nicht erlassen werden kann, wenn einzelne Einwohner einer Stadt eine ihm mißfällige politische Richtung einschlagen. War die Verbesserung der Schleuße und des Fahrwassers nothwendig, wie der König selbst erklärte, so mußte darauf das Augenmerk des Staatsoberhauptes gerichtet werden um so mehr, da ja nicht aus dem Säckel des Königs, sondern dem des Landes die Bau-

kosten bestritten wurden. Als daher bei der Rückreise von Norderney das Dampfschiff, welches die königliche Familie, den Grafen Borries und vieles Hofpersonal aufgenommen hatte, die Fluthzeit verfehlte und auf einer Untiefe sitzen blieb, wo man bei gräßlichem Wetter viele Stunden, nicht ohne Lebensgefahr, frierend, hungernd und dürstend ausharren mußte, da lag der von „Kladderadatsch“ ausgebeutete Gedanke nahe, daß der Flußgott sich über die königliche Rede erzürnt habe. Wäre es dem Könige vergönnt gewesen, bei jener Gelegenheit in den Herzen seiner „angestammten Unterthanen“ zu lesen, so würde er gesehen haben, wie sehr das Band der Liebe und Treue durch die mindestens begünstigten, wenn nicht provocirten Verfassungsbrüche gelitten habe*).

Als eine Eigenthümlichkeit im Wesen des Königs muß die Art und Weise betrachtet werden, in welcher er vor der Welt seine Blindheit zu verstecken sucht und verlangt, daß seine Umgebung dieselbe ignorire. Georg V. nimmt Paraden ab, er wohnt Revüen bei und läßt stundenlang die Truppen an sich vorüberziehen, die Haltung derselben lobend; er besucht Kunstausstellungen und äußert seine Meinung über Bilder; er redet bei Hofe und bei Hoffesten die Menschen an, als wenn er sie sähe. Der König hat es zu einer besonderen Virtuosität darin gebracht, bei Tafel, wo 20—30 Personen speisen, genau zu wissen, wo jeder seinen Platz hat. Er richtet dann plötzlich das Gesicht dorthin und redet den

*) Der Kladderadatsch brachte ein Gedicht, das indeß mit Variationen schon lange im Volke circulirt hat und manches Charakteristische enthält:

Du hast die Seebach und Niemann,
Hast Lüprecht, ein stattliches Heer,
Marienhütten-Actien —
Mein König, was willst du mehr u. s. w.

Der König soll nicht wenig stolz darauf gewesen sein, daß Niemann in Baden-Baden dem großen Protector Napoleon III. vorsingen durfte.

Mann an, so daß dies für denjenigen, der es zum ersten Male erlebt, wirklich etwas Erschreckendes und Ueberwältigendes hat. Bei Vorstellungen kommt in der Regel der Adjutant zu Hülfe, oder der Angeredete springt, wenn er nicht schon vor dem Könige steht oder vorgeschoben wird, rasch vor diesen hin. Es sollen da zu Zeiten, besonders wenn der König in ihm unbekannten Räumen sich bewegt, spaßhafte Verwechslungen vorkommen, z. B. daß ein Ofen statt eines Menschen angeredet wird. Eine ähnliche Anekdote erzählt man sich z. B. von einer Scene in Verden bei Gelegenheit des letzten Herbstmanövers, wo der König den „einzigen loyalen Advocaten im Lande" anredete, und wo ihm „der getreuste aller seiner Unterthanen," der Steuerdirector Bronnenberg, vorgeführt wurde. Wenn Georg V. zur Zeit, wo sich das Lager bei Verden befand, in der Umgegend herumritt, Bauerhäuser besuchte und sich die Einrichtung und den Viehstapel zeigen ließ u. s. w., so fragt der gesunde Menschenverstand natürlich, was das solle? Es liegt etwas entsetzlich Unwahres in dieser Art des Auftretens, für das es nur an dem rechten Ausdrucke fehlt, das aber allem übrigen Thun und Lassen einen gewissen Charakter, daß es anders sei, anders gemeint sei, als es sich giebt, aufdrückt.

Was müssen 6000 oder 10,000 Krieger denken von einem Könige, der sich ihnen gegenüber stellt, als könne er sehen, während jedes Kind weiß, daß er nicht das Geringste sehen kann? Die Umgebung Georg's V. hat diesen durch den knechtischen Sinn, mit dem sie sich seinen Launen gefügt, zu einem viel gefürchteteren Manne erzogen, als es Ernst August seiner Umgebung jemals war. Ein Beispiel möge genügen. Eines Morgens bittet Wermuth, nachdem er seinen Polizeibericht abgestattet, oder Lüprecht, nachdem er die Neuigkeiten aus der Couliſſenwelt referirt, irgend einem von ihnen protegirten Manne eine untergeordnete Stelle in irgend einer

Branche zu verleihen. Der König sendet sofort einen der Adjutanten zu dem Büreauchef, in dessen Ressort die Sache fällt und läßt ihn den allerhöchsten Wunsch wissen, die fragliche Stelle an X. zu verleihen. Der Büreauchef bedauert, Sr. Majestät nicht willfahren zu können, da die Stelle gestern einem der Anciennetät nach Berechtigten verliehen sei. Hierauf bittet der Adjutant den Büreauchef: er möge ihm diese Resolution schriftlich mitgeben. — Wie weit muß die sklavische Furcht gediehen sein, wenn der Beauftragte nicht mehr wagt, die Antwort, welche er erhalten, seinem Herrn mündlich zu hinterbringen, weil er fürchtet, ein Theil des Zornes oder der bösen Laune wegen der mißliebigen Antwort könnte sich auf ihn ablagern!

Nur solche sklavische Devotion und kriechende Schmeichelei kann dem Blinden die schwindelhafte Vorstellung von der Größe und Macht Hannovers eingeflößt haben, wie er sie besitzt. Man erzählt sich, daß, als Graf Platen dem Könige im vorigen Jahre eine diplomatische Depesche vorlas, worin die Königreiche Sachsen, Würtemberg, Hannover als Mittelstaaten bezeichnet waren, derselbe auffuhr: „Mittelstaaten geht nicht, muß Mittelreiche heißen.“ Platen meinte, daß Mittelreiche nicht correct und in der diplomatischen Sprache nicht gebräuchlich sei, — es half Nichts.

Doch genug. Auch der Kronprinz wird in dem Systeme erzogen. Man läßt den jetzt 15jährigen Knaben Reisen machen durch das Land, um Unterthanenjubel und Schmeicheleien in Empfang zu nehmen. Auf einer dieser Reisen in Reinhausen bei Göttingen, im Frühjahr 1860, äußert der 15jährige junge Mann: „Göttingen will ich nicht sehen, ich bin den Göttingern ungnädig, weil sie Bennigsen zum Deputirten gewählt haben,“ und er reiste auf einem Umwege

um die Stadt. Herr Paſt iſt ſein Erzieher, ein ſchlimmes Omen. Den Gouverneur des Prinzen, Oberſt-Lieutenant Freiherrn von Iſſendorf hat man in dieſen Tagen entlaſſen, weil er ſich dem Plane, den Kronprinzen mit Gewalt zur ſpecifiſchen Frömmigkeit zu erziehen, widerſetzte.

Da Sr. Majeſtät den Getreuen, welche das Finanzcapitel fertig gemacht und ſeitdem nach der Pfeife des Grafen Borries getanzt, eine Ehrenſäule noch nicht errichtet haben, ſo ſchließe ich damit, dieſe Würdigen hier dem deutſchen Publikum vorzuſtellen und die Belohnungen, welche bis jetzt an ſie verausgabt ſind, zu regiſtriren.

Die vom Könige ernannten Mitglieder zweiter Kammer Graf Borries, Landdroſt von Bülow, und General-Poſt-Director von Brandis ſind mit Titeln, Orden und einträglichen Stellen reichlich belohnt, letzterer iſt aus dem Militär an die Spitze der Poſtanſtalten verſetzt. Die Dotirung des Grafen Borries mit entſprechendem Grundbeſitz läßt noch auf ſich warten, da die Ebbe, trotz des Finanzcapitels und ſeiner Vortheile, nicht ſchwinden will.

Die Deputirten der Stifter, die Paſtoren Raven und Ernſt und der Ober-Schul-Inſpector Röbbelen ſind nicht nur ſämmtlich ſeit 1857 mit Orden verſehen, ſondern Ernſt iſt an die reich dotirte Pfarre zu Großen-Goltern verſetzt.

Der Deputirte des Conſiſtoriums zu Hannover, Heiſe, war unter dem Miniſterium Windhorſt aus Dankbarkeit für ſeine den bisherigen Miniſterien bewieſene Anhänglichkeit vom Amtsaſſeſſor zum Ober-Gerichtsrath mit 1500 Thlr. Gehalt befördert. Er hat es durch ſeine von Bennigſen und der Linken ſehr häufig empfundene Unparteilichkeit als Präſident zweiter Kammer und ſeine Fügſamkeit, auch wohl ſeine nahe Verwandtſchaft mit Wermuth zum Oberjuſtizrath,

Generalsecretär des Justizministeriums, einem Gehalt von 3000 Thlr. und zum Ritter des Guelphenordens gebracht.

Der Deputirte des Consistoriums zu Osnabrück, Räber, ein alter Burschenschafter, ist von Freiburg an der Elbe an das sehr einträgliche Scheffel versetzt, mit der 4. Classe des Guelphenordens bedacht. Domdechant Merz für Hildesheim hat die 4. Classe bekommen (Cardinal Antonelli zu Rom 1858 das Großkreuz mit Brillanten der achtungswerthen Gesinnung und des würdigen Strebens dieses Mannes wegen).

Der Stadtdirector Rasch geht nicht durch Dick und Dünn mit Borries, sondern nur durch Dünn, er hat nur das Ritterkreuz bekommen. Oberst Schomer, für die Stadt Nordheim, Generalsecretär des Kriegsministeriums, ist reich decorirt. — General-Polizei-Director Dr. Wermuth hat das Commandeur-Kreuz und die höchste persönliche Gnade Sr. Majestät; für seine Verwandten: z. B. Finanzrath Didrichs ganz passabele Stellen und seit dem 27. Mai d. J. auch Decorationen.

Amtsrichter Ludowig für Einbeck — 4. Classe. Bürgermeister Brehl für Osterode — Ritter; Ober-Regierungs-Rath Rosch er für die kleinen Göttinger Städte, Ritter; Regierungs-Rath Blumenhagen, der Hofgelegenheitsverfemacher, für Münden das Großkreuz; A. A. Bürgermeister Sudendorf, für die kleinen calenbergischen Städte, durch seine Schlauheit in dem großen Criminalprocesse gegen die unschuldig zum Tode verurtheilten Ziegenmeyer und Busse bekannt, Ritter; Oberbergmeister Pape für die Bergstädte — 4. Classe; Ober-Steuer-Inspector Stock für Harburg, Ritter; Kammerrath von Linsingen für die kleinen Lüneburgischen Städte; Ober-Zoll-Rath Cammann für Clausthal und Zellerfeld — hat bei der Schatzrathwahl, die auf seinen Schwager Ostermeyer fiel, sich seinen Ober-Zoll-

rath förmlich ausbedungen und das Gehalt darnach, außerdem mit der 4. Classe decorirt. — Amtsassessor und Bürgermeister Rasch für Nienburg ist bis jetzt leer ausgegangen; Amtsrichter Jäger für die hoyaischen Flecken ist im Jahre 1858 nicht pensionirt oder auf Wartegeld gesetzt, aber 1860 mit der 4. Classe beglückt; Amtmann Denicke für Diepholz — Ritter; Amtsassessor von Engelbrechten für die kleinen osnabrückschen Städte, Ritter.

Amtmann Bödicker für Meppen und Lingen, Ritter; Bürgermeister von Krogh, ein Schleswig-Holsteiner, der jetzt an der Spitze der großen Volksabstimmung, ob Welfen oder Nationalverein, steht, für Peine, Ritter; Amtmann von Linsingen für die hildesheimer kleinen Städte, Ritter; Kaufmann Bocke zu Emden, Ritter; Regierungs-Rath Erxleben für Esens, Ritter; General-Director Hartmann für Leer, Großkreuz. — Ortsvorsteher Kemna, die silberne Verdienstmedaille (das gewöhnliche Ehrenzeichen für verdiente Stabstrompeter u. dergl.). Amtmann Schwarz 4. Classe, Oeconom Hanstein, Hofbesitzer Keil, die silberne Verdienstmedaille. Bauermeister Rudolph, silberne Verdienstmedaille; die Genannten vertreten die Grundbesitzer in Calenberg, Grubenhagen, Göttingen. Hofrath Wilhelmi für Hohenstein, 4. Classe. —

Aus dem Lüneburgischen haben sich Hofbesitzer Wehling und Stein die silberne Verdienstmedaille, Major Fischer, Amts-Richter Klee das Ritterkreuz erstimmt. Weshalb die Treue des Amtmanns Melle von der Decken, welcher der Stadt Dannenberg drohte, Heinrich der Löwe habe das ungetreue Bardovick zerstört, Dannenberg möge in sich gehen, noch nicht besser belohnt, muß seine besonderen Gründe haben. Die bremischen Marschen haben den Amts-Richter Schaumburg und Hausmann von Thun geliefert, sie gehen vorläufig nur mit durch das Dünn. Von

den hoyaischen Freien sind der Domainenpächter Düvel und der Gutsbesitzer Schumann als Ritter decorirt, ein früherer Landwehr-Lieutenant hat den Titel Major und das Ritterkreuz bekommen, Herr Major Strauß. Von den Vertretern der Meppen-Lingenschen Bauern hat Amtsrichter Hey sich das Ritterkreuz ersprochen, Colon Böhmer die silberne Verdienstmedaille erstimmt. Letztere haben auch der Ortsvorsteher Hesse und Strube aus dem Hildesheimschen für gutes Verhalten erhalten, Herr Landesökonomie-Commissär Thölke wird mit der 4. Classe bedacht sein, oder am 27. Mai nächsten Jahres bedacht werden.

Das wären die Pappenheimer des Grafen von Borries, — würdige Leute allesammt, beinah sämmtlich decorirt. Eigentlich gehört noch hierher Schatzrath Ostermeyer, der sich 1857 um die Sache als Deputirter der hoyaischen Flecken, wie oben erwähnt, verdient gemacht, dafür mit Hülfe der Regierung, nachdem man Cammann abgekauft, von der zweiten Kammer zum Schatzrath gewählt und mit der 4. Classe geschmückt ist. Als Schatzrath wagt er dann und wann etwas Opposition zu machen, da er mit der Carriere zufrieden ist und nicht weiter steigen will.

Ihnen stehen als Undecorirte und Männer der Linken gegenüber: Bennigsen für Göttingen, Schütz für Hannover, früher Barkhausen, jetzt Baring für Lüneburg, Brauer Wolde für Celle, Kaufmann Hoppe für Uelzen, Hofbesitzer Redecker für Dannenberg, Landrath Bürgermeister Neubourg für Stade, Kaufmann Richter für Buxtehude, Obergerichtsanwalt Dr. Müller für Verden, Banquier Breusing für Osnabrück, Obergerichtsanwalt Linkelmann für Goslar, Amtmann a. D. Meier für Bentheim, Brauer Hastedt für die Grundbesitzer um Harburg, Hausmann Addix, Adickes, Krönke für Lehe,

Hagen, Land Wursten, Neuhaus-Osten, Vollhüfner Lehmann, Gutsbesitzer Müller, Hofbesitzer Mahlstedt für die bremische Geest, Schultheiß von Borstel und Dr. med. Wiebalk für das Land Hadeln, Vollmeier C. H. Meyer aus Heiligenloh im Hoyaischen, die Colonen: Buddenberg, Feldmann, Uhrberg aus dem Osnabrückischen, Hofbesitzer Gott aus dem Hildesheimschen, die Oeconomen v. Düffel, Leehoff, Steinbömer, Dicken und Landrath Hilling aus Ostfriesland, Colon Tigler aus dem Bentheimschen. Da sich, wie ich erfahre, eine Broschüre des Obergerichtsanwaltes Dr. Miquèl im Druck befindet, welche die Geschichte der Domanial-Ausscheidung zum Vorwurfe hat, so habe ich diesen Gegenstand nur kurz berührt und die Verdienste, welche sich Herr Amtmann Schwarz und der Hofbesitzer Kemna um die Krone erworben, nicht näher berührt.

Zur

Geschichte eines kleinen Staates.

Wenn man auf der Cöln-Mindener Eisenbahn, vom Rhein herkommend, die monotonen Ebenen der Grafschaft Mark und des Münsterlandes und dann die jene Ebenen abschließende Bergkette des Osning passirt hat, so öffnet sich dem Auge eine freundliche Landschaft, ein wohlangebautes, mit Gehöften und einzeln stehenden kleinen Häusern besäetes, von lebendigen Hecken und anmuthigen Hainen durchschnittenes, von wellenförmigen Erhebungen durchbrochenes Niederland, das rings am Horizonte von Bergen umrahmt scheint. Man verläßt bei der preußischen Stadt Bielefeld den südwestlichen Theil dieses Rahmens und hat in einer halben Stunde die preußische Stadt Herford und damit den nordöstlichen Saum der die Landschaft einfassenden Berge erreicht. Aber derjenige Theil des Niederlandes, den man während der kurzen Fahrt zur Rechten liegen sah, und die Hügel und Berge dahinter südwärts waren lippisches Gebiet.

Mancher mag auf diese Art einen guten Theil der deutschen Monarchie, die Lippe-Detmold heißt, überschaut haben. Ein Anderer fuhr vielleicht die Weser hinab und ward unterwegs an einer Haltstelle, wo ein schwankender Kahn einen vereinzelten Passagier an Bord brachte, von einem wohlunterrichteten Reisegefährten belehrt, daß das Dörfchen an dem linken Flußufer zu den Staaten Sr. Durchlaucht des Fürsten von der Lippe gehöre. Einen Dritten führte sein Weg von Westphalen nach Thüringen, und er sah

von der Paderborner Eisenbahn aus prächtig bewaldete Berge, welche einen Theil des teutoburgischen Waldes und des lippischen Forstes bilden. Aber betreten wird das Land von den wenigsten unserer Leser sein. Der große Strom der Reisenden, die von Nord nach Süd, von Ost nach West Deutschland täglich durcheilen, fließt an ihm vorüber. Von den Arterien und Venen des modernen Verkehrslebens, den eisernen Straßen, durchkreuzt und berührt es keine. Die Weser streift es nur an einem vorspringenden Winkel. Das Fürstenthum, von der Natur keineswegs stiefmütterlich bedacht — im Gegentheil ausgestattet mit einem reizenden Wechsel von Berg und Thal, von Hain und Feld, mit herrlichem Laubwald, — besitzt doch nicht die eminente landschaftliche Schönheit, welche die Menge der Touristen verlocken könnte, seinetwegen die Eisenbahn zu verlassen und sich schwerfälligen Postgäulen anzuvertrauen. Die lippischen Städtchen sehen den Landstädten Westphalens von gleicher Größe (1900—5000 E.) ähnlich und bieten wenig Sehenswürdigkeiten. Ein zum Badeort avancirtes lippisches Dörfchen, Meinberg, fristet in der Concurrenz mit dem altberühmten waldeckischen Pyrmont und dem neuberühmten preußischen Oeynhausen eine siechе Existenz und sieht selten „ausländische" Gäste. Der Versuch, der deutschen Einheit auf einem lippischen Berge ein Denkmal zu bauen, ist ebenso verunglückt, wie diese Einheit selbst, und die Ruine des Hermannsdenkmals kann natürlich nur geringe Anziehungskraft üben auf Fremde. Die lippischen Ackerfelder, fruchtbar allerdings und ergiebig an sich, produciren kaum mehr als den Bedarf der Bewohner, — von lippischer Industriethätigkeit verlautet wenig, von lippischer Kunst und Wissenschaft noch weniger, — und was bleibt dann übrig, das viele nichtlippische Menschenkinder in diese Gauen zu führen vermöchte?

Wie das Fürstenthum abseits des großen Verkehrs liegt, so dringt aus ihm auch selten ein Ton herüber in die deutsche Welt. Der lippische Moniteur, das Intelligenz- und Anzeigeblatt, ist zwar auf einem grünlich- grauen Löschpapier gedruckt, das seines Gleichen nicht hat, aber über die Landesgränzen kommt er nichts desto weniger nicht hinaus. Die Localpresse der benachbarten preußischen und hannoverschen Provinzen nimmt wohl hie und da Notiz von den „Ereigniſſen" im Ländchen, aber die größern Organe der Tagespresse gedenken des letzteren in der Regel nur, wenn ein Fürst stirbt oder ein Ministerium wechselt, oder wenn ein Schöppenstädter Streich passirt, der den Gelehrten des Kladderadatsch in die geschickten Hände gefallen ist.

Gleichwohl hat dies kleine Territorium von fast insularem Charakter, dessen von der Außenwelt isolirte Bevölkerung anscheinend noch heute schafft und denkt und lebt, wie sie vor fünfzig und hundert Jahren schaffte, dachte und lebte, — gleichwohl hat dieses Territorium von 21 Quadratmeilen einen hervorragenden Anspruch, in der neuesten Geschichte Deutschlands berücksichtigt zu werden. Die Revolution und Reaction der jüngsten Zeit hat in keiner deutschen Monarchie tiefere Furchen gezogen, als in dieser; nirgends tritt das Elend unserer Kleinstaaterei, der Fluch der Duodez-Souveränetät von Gottes Gnaden sichtbarer hervor, als hier. Und wenn sich anderswo der Verlauf der Dinge dramatischer gestaltet hat, so möchte derselbe kaum anderswo lehrreicher sein. Wir wollen es versuchen, diese Entwicklung in kurzen Zügen darzustellen.

Die Märztage von 1848 fanden das lippische Ländchen vorbereitet und unvorbereitet, — je nachdem man die Sache ansieht.

Vorbereitet insofern, als es an Mißvergnügen und Unzufriedenheit nicht fehlte, unvorbereitet insofern, als die

Opposition gegen das Bestehende aus den heterogensten, unzusammenhängendsten Elementen bestand.

Die lippische Fürstenkrone trug damals Leopold I. (1820—1851), der Sohn und Nachfolger der berühmten Fürstin Pauline. Diese Letztere hatte zu den aufgeklärten, humanen und energischen Regenten, wie es deren im vorigen Jahrhundert mehrere, in unserm wenige gab, gehört, welche ihre Pflicht gegen die Unterthanen schärfer im Auge hatten, als ihr Recht. Ihre achtzehnjährige vormundschaftliche Regierung hatte das Gepräge einer Autokratie gehabt, aber einer wohlwollenden und verständigen Autokratie. Sie hatte ihr Land mit möglichst geringem Schaden durch die napoleonische Zeit zu bringen und nach dem Frieden die während der Kriegsjahre geschlagenen Wunden möglichst zu heilen gewußt, — durch sparsame Finanzwirthschaft, einsichtsvolle Wahl ihrer Rathgeber, durch Zugänglichkeit und Leutseligkeit, durch eifrige Sorge für die Bildung und den Wohlstand der Bevölkerung, durch Reformen in der Justiz sich ein bleibendes Andenken gestiftet. Ihr Sohn Leopold war der Mutter wenig ähnlich. Er war ein Mann von beschränkten Gaben, von mäßiger Bildung, von engem Horizont, von geringer Energie. Diese Schwächen traten indeß nicht auffällig hervor. Der Fürst hielt sich in einer unnahbaren Ferne, er kam wenig in Berührung mit den Gesellschaftskreisen der Residenz, er kam gar nicht in Berührung mit dem Volke. Er liebte es nicht, Audienzen zu ertheilen, und man sah ihn nur im Theater oder im raschen Vorüberfahren auf dem Walle Detmolds — er mied, wenn irgend möglich, die Straßen der Residenz — oder auf den Chausseen des Landes. Leopold I. liebte mehr, als seiner Gesundheit zuträglich war, den Wein, er war ein Freund der Jagd und eines wohlgehegten Wildstandes, mehr als seinen feldbauenden Unterthanen recht schien, er war ein passionirter Liebhaber des Theaters und der Musik, ohne

ängstlich zu berechnen, ob die Kosten dieser Passion in richtigem Verhältniß standen zu den Einkünften des Landes. Man lobte ihn jedoch als treuen Gatten und strengen Vater, und sollten wir das Urtheil, das die öffentliche Meinung über ihn fällte, in wenige Worte zusammenfassen, so würden wir sagen: der kleine dicke Herr mit gerötheten Gesicht und mit militärischer Haltung war nicht beliebt und nicht unbeliebt, aber der lippische Landmann und Bürger blickte mit angestammter Pietät und royalistischer Devotion zu ihm auf. In der That, der Fürst hätte sich bei seiner Abneigung, irgendwie die Initiative zu ergreifen, vortrefflich geeignet für einen constitutionellen Monarchen. Er folgte den Vorschlägen seiner Räthe, unterschrieb, was sie ihm vorlegten, griff nicht willkürlich ein in Regierung und Justiz. Aber Lippe war keine constitutionelle Monarchie, sondern ein Staat von absolutistischer Façon, in welchem der Absolutismus nur gemildert war — nicht etwa durch die allerdings vorhandene ständische Verfassung — sondern durch den guten Willen der Büreaukratie. Diese letztere erlebte unter Leopold I. ihre goldene Aera.

Die lippische Büreaukratie von damals hatte die Licht- und Schattenseiten, die dieser Race im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt eigen waren. Sie repräsentirte ohne allen Zweifel die Intelligenz des Ländchens. Ihre Mitglieder waren fast die einzigen Bewohner des Fürstenthums, welche einen über das knappe Maß der Volksschule hinausreichenden Jugendunterricht erhalten, und welche um der Studien willen ein paar Jahre ihres Lebens jenseits der lippischen Gränzen zugebracht hatten. Sie waren zum größeren Theile das, was man aufgeklärte und anständige Leute nennt, und es herrschte unter ihnen im Allgemeinen ein löblicher Geist der Ordnung und der Gesetzlichkeit. Aber sie hatten auch ein starkes Bewußtsein von

ihrem Privilegium der Bildung, Gesittung und bevorzugten Stellung in der Gesellschaft. Es mochte gegen 30—40 Familien geben, welche dem Lande den Hauptbedarf an Beamten lieferten. Aus ihnen wurden die Posten der Administration und Justiz, die Pfarren, die höhern Schulämter, die Offizierstellen besetzt. Der pater familias hatte studirt, und es galt für eine Art von Degradation, wenn einer seiner Söhne ein bürgerliches Gewerbe ergriff, die Töchter blieben lieber ledig, als daß sie einem Gewerb- oder Handeltreibenden ihre Hand gegeben hätten. Wurde für irgend ein Amt Jemand aus dem Auslande berufen, etwa ein Philologe, weil es im Inlande an dieser Species mangelte, oder ein Anderer, der sich einflußreicher Connexionen erfreute, so ging ein Gemurmel des Mißfallens durch jene büreaukratische Gilde. Studirte der Sohn eines Handwerkers, so hatte er gewiß länger zu dienen, als Jakob um die Rahel, um der Ehre, als vollberechtigtes Mitglied der besten Gesellschaft zu gelten, theilhaftig zu werden. Wehe aber demjenigen, der Herz und Hand an eine hübsche Bürgerstochter verschenkte, wehe dem, der den Umgang mit seinen Standesgenossen zu Gunsten der Philister vernachlässigte! Beamtentöchter und Frauen waren seine Ankläger, — und hatte er getäuscht, so wurde er wieder getäuscht, er wurde nicht befördert und blieb sitzen, wo er saß. Sonst galt die Zukunft dessen, der erst einmal einen Posten irgend einer Art erlangt hatte, als gesichert. Er wurde — ob fähig ob unfähig — nach der Anciennetät befördert, oder man gab ihm Gratificationen und Zulagen, überwies ihm Nebenämter, wenn die wachsende Familie oder sonstige Gründe das „standesmäßige" Leben erschwerten.

Das Hauptquartier dieser durch Kreuz- und Querheirathen vielfach untereinander verzettelten Kaste war natürlich die Residenz, ihre Spitze das Regierungscollegium.

Das letztere besaß, wenn es auch immer mit kluger Rücksicht den „Willen des gnädigsten Fürsten" als höchste Potenz hinstellte, eine ausgedehnte, unbeschränkte Gewalt. Es versah auf der einen Seite die Functionen eines Ministeriums und war auf der andern Seite mit den wichtigsten Zweigen der Specialverwaltung betraut. Mitglieder des Regierungs-Collegiums saßen z. B. in der Kammer oder Landrentei (der Domanialverwaltung), in der Ober-Kirchen- und Ober-Schul-Behörde, in der Militär-, Polizei- und Steuerverwaltung, während sie qua Regierungsräthe die Oberaufsicht über alle diese Einzelbehörden hatten. Sie übten also einen unmittelbaren und mittelbaren Einfluß auf das Beamtenpersonal und auf die Bevölkerung des Landes nach allen möglichen Richtungen hin, und sie befanden sich in der glücklichen Lage, über Beschwerden, welche gegen ihre Verfügungen als Kammerräthe, Consistorialräthe erhoben wurden, selbst endgültig mit entscheiden zu dürfen, — abgesehen davon, daß sich durch jene Nebenämter ihr Einkommen steigerte*). Wenn eine solche, keines Widerspruchs gewohnte, völlig uncontrollirte, allem Anscheine nach lebenslängliche Machtfülle den Quintumvirn der Regierung Schwindel erregte, so konnte das kaum Wunder nehmen. Sie galten allerdings in ihrer Mehrzahl für geschäftskundige Männer, für fleißige Arbeiter, sie gaben in ihrem Privatleben keinen Anstoß, sie beobachteten in ihren Verfügungen die Dehors, die Landesgesetze, noch mehr, sie huldigten fast alle einem gewissen Liberalismus und Rationalismus. Die büreaukratische Kehrseite ihres Wesens kam jedoch zum Vorschein, wenn ihre Gewalt angefochten und angezweifelt wurde. Sie wurden dann brutal und

*) Einer der Regierungsräthe z. B. bezog, außer seinem Gehalte als solcher, an Honorar: aus der Consistorialkasse 20 Thlr., aus der Steuerkasse 204 Thlr. 13 Gr. 4 Pf., aus der Sportelnkasse 102 Thlr. 6 Gr. 8 Pfennige.

schlugen wie mit Keulen drein. Einen klassischen Ausdruck hat diese büreaukratische Brutalität im Landtagsabschiede von 1847 gefunden. In jenem Jahre hatten die Landstände eine außergewöhnliche Selbstständigkeit gezeigt, nicht nur Vorlagen der Regierung abgelehnt, sondern auch von ihrem unbestrittenen Recht, Wünsche an den Stufen des Thrones niederzulegen, einen ausgiebigen Gebrauch gemacht. Sie waren unter Anderem auf Geldforderungen nicht eingegangen, hatten ihre Einwilligung in eine Trennung des Staatshaushalts vom Domanialhaushalte von Bedingungen abhängig gemacht, sich der Beschwerden über Wildschäden angenommen, wegen des Gebrauchs der Schußwaffen gegen Wilddiebe reclamirt, Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in der Justizpflege, Besteuerung der Staatsdiener, Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen, Aufstellung eines General-Finanzetats beantragt, sich über Erhöhung des Salzpreises beschwert, und den Wunsch ausgesprochen, daß die Verhältnisse der Juden anders geordnet werden möchten. Eine schnödere Abfertigung möchte nicht leicht einer Ständeversammlung geworden sein, als die lippische Regierung sie in jenem Landtggsabschiede den Vertretern des Adels, der Städte und der Bauern gab. In trockenen Worten wurden die Wünsche abgewiesen und den Ständen bezüglich der nicht bewilligten Geldforderungen bemerklich gemacht, daß sie die Befugnisse einer zum Rathertheilen berufenen Versammlung überschritten hätten. „Eine Abänderung, den Gebrauch der Schußwaffen gegen Wilddiebe betreffend", ließ die Regierung den Landesherrn sagen, „bleibt zu unserem Ermessen verstellt, und werden wir dieselbe verfügen, sobald wir es für erforderlich erachten. Zur Competenz getreuer Stände gehört dieser Gegenstand nicht." Und in Bezug auf die verweigerten Gelder: Wir sehen uns „zu unserem Bedauern in die unangenehme Nothwendigkeit

versetzt, einstweilen, damit die Landesverwaltung ihren geregelten Fortgang behalte, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, selbst wenn dadurch die bestehenden Verhältnisse getrübt und vielfache Interessen verletzt werden sollten, in welcher Hinsicht wir die Verantwortung zum voraus von uns ablehnen."

Nahm die Regierung keinen Anstand, den Landtag in so wegwerfender Weise zu behandeln, so verfuhr sie noch rücksichtsloser jeder andern Spur von Opposition gegenüber. Wie bemerkt, — die einzelnen Regierungsräthe huldigten im Privatleben einem gewissen Liberalismus. Unter ihren Augen raisonnirte man an den öffentlichen Orten der Residenz so frei über deutsche und europäische Politik, wie etwa in der Kneipe zu Leipzig, wo Robert Blum sein Töpfchen Bier zu trinken pflegte. Das hinderte das Regierungscollegium indeß nicht, jedem Versuch, lippische Zustände öffentlich zu beleuchten, entgegenzutreten. Die Herausgabe politischer Journale wurde nicht gestattet. Brochüren u. s. w. unterlagen strenger Censur. Ein Censor legte der Regierung in übergroßem Eifer das politische Manuscript eines jungen Mannes vor, und sie gab neben der Verweigerung der Druckerlaubniß die charakteristische Antwort: der Verfasser habe es nur seiner Jugend zuzuschreiben, daß nicht criminaliter gegen ihn verfahren werde. In den vierziger Jahren bürgerte sich der Pietismus in Lippe ein. Es war die nothwendige Reaction gegen das rationalistisch-büreaukratische Regime, dem die Kirche verfallen war. Die Pfarrer, vom Consistorium ohne alle Mitwirkung, oft gegen den Willen der Gemeinde ernannt und versetzt, führten die Kirchenbücher ganz gut und versahen prompt ihre Geschäfte, aber die meisten von ihnen standen der Gemeinde auch nur als Beamte gegenüber. Die Regierung, im Einverständniß mit dem rationalistischen Consistorium und der Masse der rationa-

listischen Prediger, war dem Pietismus abhold. Sie verbot alle Privatzusammenkünfte zu religiösen Zwecken, brandmarkte solche mit dem Namen „Conventikel," und veranstaltete förmliche Treibjagden auf die Reiseprediger und die allerdings martyrdurstigen Betbrüder. Wo ein Dutzend Menschen zusammenkamen und Choräle sangen, schritt die Polizei ein. Und als man sich des Singens enthielt und mit weniger lauten Andachtsübungen begnügte, half das keineswegs: die Polizei drang in die Wohnhäuser, wo die Gläubigen sich zusammenfanden, schickte die Zuhörer nach Hause und nahm die sogenannten Rädelsführer in Strafe. Es war eine ganz ähnliche Hetzjagd, wie die im folgenden Jahrzehnt gegen die Mitglieder der freien Gemeinden in andern deutschen Staaten ausgeübte.

Nur zu gut fanden sich die Beamten in diesen im Regierungscollegium heimischen Geist. Mit Ausnahme der Städte war das Land in Aemter getheilt. An der Spitze jedes Amtes stand ein Amtmann oder Amtsrath. In seiner Hand lag die Justiz und die Administration, und er donnerte wie ein Jupiter im Kleinen in seinem District. Wohl milderten Verstand und Humanität bei Einzelnen solche Allmacht, aber es gab doch auch Amtleute, die schamlosen Mißbrauch von ihrer Gewalt machten und Gegenstände des Schreckens und des Hasses waren, andere, welche die Geschäfte maßlos verschleppten. Ein solcher Haß ruhte auf den Namen Helwing und Liebich. Namentlich der Letztere, Beamter im Amte Varenholz, war das Urbild eines Tyrannen, ein Geßler im Frack des neunzehnten Jahrhunderts. Seinen Hut hat er freilich nicht auf eine Stange gesteckt, aber wer ihm nicht die unbedingteste Devotion bewies, an dem rächte er sich auf die eine oder andere boshafte Art. Er provocirte Polizeivergehen, um sie hinterher strafen zu können. Er blieb selbst über die Polizeistunde hinaus im Wirthshaus

und schickte unmittelbar nach seinem Fortgange die Polizisten, um die durch die Anwesenheit des Amtmanns sicher gemachten Gäste in Strafe zu ziehen. Die einfachsten Sachen zog er in die Länge. Keiner trieb unerbittlicher Gerichtssporteln und Geldstrafen ein von armen Leuten als er, und seine Art Geständnisse zu erpressen galt allgemein als Tortur. Sein Hochmuth gränzte an Verrücktheit und erregte das Gelächter Derjenigen, die nicht zu seiner Jurisdiction gehörten. Aber er war der Schrecken des ihm untergeordneten Landvolks. Ein Ausgewanderter schrieb von Amerika: er sei drüben in einem herrlichen Lande, es gebe dort keinen Liebich und keinen Paul (der Untervogt, das Factotum des Amtmanns), und diese Phrase trug man von Mund zu Mund. Allerdings nicht in so schlimmem, aber auch nicht in gutem Rufe stand der Amtsrath Helwing, er galt für einen so auserlesenen Grobian, daß die ganze rothe Erde nicht seines Gleichen habe. Aber im Resultat war seine Amtsführung um wenig besser. Der Untervogt Sonntag, ein ehemaliger Corporal oder Feldwebel, war sein allmächtiger Günstling. Und dieser übte seine Macht in solcher Weise, daß er zuletzt seines Lebens nicht mehr sicher war und nach Sonnenuntergang nur bis an die Zähne bewaffnet das Haus verließ.

Die Regierung ließ das Alles geschehen, obschon Beschwerden bei ihr erhoben wurden. Sie gab beiden Beamten durch den Titel „Amtsrath" Zeichen ihrer Gnade. Sie folgte der echt büreaukratischen Maxime, man muß den Beamten unter allen Umständen schützen gegen die Unterthanen, den Beamten höhern Ranges gegen den niedriger stehenden. In Bezug auf den erwähnten Liebich kam es zu förmlichem Eclat. Derselbe war auch ein Tyrann gegen die ihm untergebenen jüngeren Juristen. Eine Versetzung zu Liebich galt gleich einer Strafe, gleich einem Exil. Manchen hatte er

schon zur Verzweiflung gebracht, endlich stieß er auf eine kernfeste Natur, die ihm männlich entgegentrat. Beide beschwerten sich über einander bei der Regierung, das fluchwürdige Treiben des ersten Beamten wurde nun auch officiell enthüllt. Und — man schlug die Sache nieder.

Es waren einzelne Districte, einzelne Klassen der Bevölkerung, die unter diesem Gebahren der Büreaukratie litten und eine stumme Erbitterung gegen die Regierung mit sich herumtrugen. Anderes hatte andere und weitere Kreise mit Mißbehagen erfüllt. Lippe war dem preußischen Zollverbande beigetreten, ohne Rücksicht zu nehmen auf die allgemeine Antipathie der Bevölkerung, hatte die Regierung den Anschluß durchgesetzt. Nicht aus merkantilen Rücksichten, nicht aus nationalen, — lediglich aus fiskalischen. Lippe war damals, wo das angränzende Hannover noch einen freihändlerischen Tarif hatte, nicht im mindesten genöthigt, beizutreten, — es war aus volkswirthschaftlichen Gründen nicht einmal berechtigt dazu, denn es hatte keine Fabriken, denen ein Schutz zu Gute gekommen wäre, seine ackerbauende und gewerbtreibende Bevölkerung mußte nur die Colonial-Waaren und Fabrikate, die sie bisher völlig steuerfrei bezogen hatte, höher bezahlen. Aber die Aversionalsumme von 100,000 Thlr., welche jährlich in die Regierungskasse fließen sollte, lockte. Die Opposition des Landtags ward gebrochen: die Regierungsräthe gaben Diners und Soupers, um die einzelnen Ständemitglieder zu bearbeiten, sie schwindelten ihnen vor von Hebung der Fabrikation und Industrie, sie schlugen die nationale Seite an, ja, sie erklärten, die Souveränetät des Fürsten sei bedroht, wenn Lippe sich noch länger vom Zollverbande fern halte. Dem widerstanden nicht die Beamten, nicht die Bürgermeister, nicht die Bauern. Es wurde rasch abgestimmt und in aller Eile der Vertrag mit Preußen sogar unter schlechteren Bedingungen, als sie andere Kleinstaaten

erhalten hatten, zu Stande gebracht. Im Jahre 1842 war der Anschluß erfolgt, im Jahre 1848 war der Regierung der Streich noch nicht vergessen.

Ein anderer Alp, der auf dem Lande lastete, war die Domanialverwaltung. Dieselbe spielt in Lippe — wir sprechen hier im Präsens, weil diese Verhältnisse noch heute unverändert fortbestehen — eine wichtige Rolle. Ein volles Fünftheil des ganzen Landes ist Domanium. Dasselbe besteht zum Theil aus Forsten, die unmittelbar verwaltet werden, zum Theil aus Landgütern, die verpachtet sind. Von dem Reste des Landes ist der weitaus größere Theil in den Händen von Bauern, deren Grundbesitz nach altem Brauch untheilbar vom Vater auf den ältesten Sohn vererbt. So bleibt nur ein kleiner Theil des Territoriums übrig für die Masse der Bevölkerung. Die Auswanderung nach Amerika ist nicht gering, aber sie consumirt bei weitem nicht den Zuschuß, den das Proletariat theils durch seine eigene natürliche Vermehrung, theils durch die ihm verfallenden jüngern Söhne der Bauern beständig erhält. Demnach existirt in Lippe ein immer wachsendes Proletariat, das nicht im Stande ist, sich durch Spinnen oder Tagelöhnerarbeit im Lande zu ernähren. Jährlich gehen 8—10000 Menschen außer Landes, um Arbeit zu suchen. So regelmäßig wie Zugvögel ziehen sie im Frühling aus, so regelmäßig wie diese kommen sie im Spätsommer oder Herbste wieder. Sie sind die wahrhaften Kuli's Deutschlands. In Holland, in Jütland, Holstein, Mecklenburg verdingen sie sich, Ziegelsteine zu bereiten, Gras zu mähen u. dgl. Von Speck, den sie im Schnappsack mitnehmen, von Brod, Kartoffeln und Kaffee nähren sie sich in frugalster Weise die Sommermonate hindurch, um nachher den Lohn möglichst ungeschmälert nach Hause zu bringen. Von dem Lohne zehrt die Familie dann den Winter über. Dies Prole-

tariat betrachtet das Domanium als einen ihm mit Unrecht verschlossenen Garten Eden. Es wirft lüsterne Blicke auf die wohlangebauten Felder, die üppigen Saaten, eine kleine Parcelle davon würde den Familienvater glücklich machen, lüsterne Blicke auf den Holzreichthum des lippischen Forstes. Und nicht dabei bleibt es: ein ewiger Krieg herrscht zwischen den lippischen Proletariern und der Domanialverwaltung: die Bittschriften um pachtweise Ueberlassung kleiner Stücke Landes nehmen kein Ende, die Strafurtheile über Forstfrevel bilden in vielen Aemtern des Landes ein langes Register, das sich jährlich in die Hunderte beläuft. Und nicht allein dies Proletariat sieht mit bösem Blick auf das Domanium und dessen Verwaltung, die Landrentei. Die letztere ist auch für den Besitzer kleiner Ackergüter ein Pfahl im Fleische. Während der Inhaber eines großen Gehöftes, das Ablösungsgesetz benutzend, sich von Lasten möglichst befreit hat, ist sein minder begüterter Nachbar, der auf einem in früherer Zeit vom Domanium abgetrennten Grund und Boden sitzt, der Landrenteikasse nach allen Dimensionen verpflichtet. Unter hunderterlei Titeln, die uns in's graue Mittelalter zurückversetzen, schöpft die Landrenteikasse den Rahm von der Milch. Sie erhebt ablösliche oder unablösliche Gefälle, Erbpacht, Mühlenpacht, Zehnten und Canon, Fleischzehnten, Blutzehnten, Korn- und Heidezehnten, Canon von Leibeigenthum und Gutseigenthum, von Gärten, Ländereien und Wiesen, Schaftriftengeld und Kuhweidengeld, Pfingst- und Michaelis-Kuhgeld, Schweinemahlungsgeld und Lämmergeld. Sie bezieht Viehabgaben in natura oder das Geld dafür von Hühnern und Eiern, Gänsen, Mahlschweinen, Mahlkühen, Mahlhammeln. Unter dem Titel Dienstgeld giebt es Burgfestdienstgeld, Extradienstgeld, Erntedienstgeld, ständiges Dienstgeld, auch erobertes Dienstgeld. Andere Abgaben und Gefälle sind rubrizirt als:

Jakobischulden, Heilige-drei-Königsschulden, Jesuitergefälle, Mittensommerschatz, Mittenwinterschatz, Michaelis- und Osterschatz 2c. Die Landrentei hat außerdem Gewerbconcessionen auf dem platten Lande zu ertheilen, sie bestimmt die Holzpreise, sie giebt Erlaubniß zum Holzsuchen und Laubsammeln, verpachtet die Güter-Complexe, sie hat den Betrieb des Salzwerks, stellt also eine Menge Leute an. Unzählige sind direct oder indirect von ihr abhängig. Es war im Jahre 1847 nur eine Stimme im Lande, daß sie ihre Gewalt mißbrauche. Das tiefe Geheimniß, worein sie gehüllt war, mehrte die Erbitterung. Unbegründete Anklagen kamen auf diese Weise zu den begründeten. Abgesehen von denen, die von der Landrentei begünstigt wurden und von denen, die aus Scheu, bei dem einflußreichen Regierungs- und Kammerrath Rohdewald in Ungnade zu fallen, schwiegen, war der Unwille gegen die Landrentei allgemein. Dieser Unwille traf aber die Regierung mit, nicht nur deßhalb, weil mehrere ihrer Mitglieder zugleich in der Domanialverwaltung saßen, sondern auch deßhalb, weil sie der überall gewünschten Trennung des Staatshaushaltes vom Domanialhaushalte Hindernisse in den Weg legte.

— — — — — — — — — — — —

Der März des Jahres 1848 rüttelte im Fürstenthum Lippe alle unzufriedenen Elemente auf, — rascher als in den meisten andern deutschen Staaten. In den ersten zehn Tagen des Monats hatte die Bevölkerung wirklich eine revolutionäre Miene angenommen. Alles forderte einen Umschwung der Dinge, alle im Vorigen erwähnten Beschwerden und Anklagen und viele andere wurden plötzlich laut. Es war wenig Uebereinstimmung, gar keine Organisation in der Bewegung, nur der Ruf erscholl überall: „ziehen wir nach Detmold!“ Was da geschehen sollte, war ungewiß, — aber in der Residenz kreuzten sich unheimliche Gerüchte:

es hieß, die Landleute wetzten ihre Aexte und Senſen, ſie beabſichtigten das Theatergebäude in Brand zu ſtecken u. dgl. m. Dieſer revolutionären Haltung des Landes gegenüber hielt die Büreaukratie nicht Stand, ſie wartete den Choc nicht ab, ſie brach zuſammen über Nacht.

Zwar wurden Verſuche gemacht, der Bewegung die Spitze abzubrechen. Ein Mann, der durch eine oppoſitionelle Haltung im Landtage eine bedeutende Popularität genoß und zugleich als der Sohn eines Regierungsrathes den leitenden Kreiſen naheſtand, Juſtizrath Petri, legte dem Detmolder Gewerbeverein eine Petition an den Fürſten vor, welche angeblich die Wünſche des Landes enthielt. Jedoch in dem Vereine ſelbſt fand er einen Widerſtand, dem er nicht gewachſen. Ein junger Advocat, Karl Vette, warf ihm eine andere Petition entgegen, welche viel weitgreifender war, und die große Mehrzahl des Gewerbevereins fiel dieſer zu.

Von dieſem Augenblick an hatte die Bewegung ein Ziel und einen Führer. Die Vette'ſche Petition ward mit fabelhafter Schnelligkeit im ganzen Lande verbreitet, überall adoptirt, ſie hieß die Volkspetition, und dem Verfaſſer fiel wie von ſelbſt die Leitung der für die Durchſetzung der geſtellten Forderungen zu ergreifenden Maßregeln zu. Seinem Vorſchlag, am 12. März Deputirte aus allen Landestheilen zur Ueberreichung der Petition nach Detmold zu ſenden, wurde allſeitige freudige Zuſtimmung. Die Communalbehörde der Reſidenz, vermuthlich im Einverſtändniß mit der Regierung, verſuchte es nochmals, dem Sturme Einhalt zu thun und richtete eine Petition an den Fürſten, die ſofort am 8. März dahin beantwortet wurde, daß die Landſtände demnächſt zuſammenberufen und mit ihnen über die andern Wünſche berathen werden ſolle. Aber das nichtsſagende Zugeſtändniß befriedigte nicht mehr, es beſtärkte nur den Entſchluß, die

Volkspetition am 12. zu überreichen. Vor dieser Ueberreichung zitterten alle Behörden. Der 8. März war für Detmold ein Tag entsetzlicher Angst. Eine bedrohliche Nachricht über die andere kam aus dem Lande: aus jenem Dorfe hätten sich 40 berittene Bauern auf Sonntag, den 12. angemeldet, aus einem andern 30 und so fort. In den Städtchen hätten viele Bürger ihre Wagen unentgeldlich zur Verfügung gestellt, um Jeden, der wolle, nach Detmold zu transportiren. Einige Gemeinden hätten bei Vette anfragen lassen, ob sie scharfes Geschirr mitbringen sollten. In Beamtenhäusern wurden Silbersachen und andere Kostbarkeiten eingepackt. Man bestürmte Vette und seine Freunde, sie möchten den Zuzug abbestellen. Umsonst. Da entschloß sich die Communalbehörde, für die Stadt das Aeußerste fürchtend, dem Fürsten nochmalige dringende Vorstellungen zu machen. Sie beschwor ihn, die in der Vette'schen Petition geforderten Concessionen, und zwar eiligst, zu gewähren. Seine fürstliche Durchlaucht hatte keine Ahnung von der in der Stadt herrschenden Aufregung. Er war im Theater, als ihm die Petition überreicht wurde. Einige Hofcavaliere gaben ihm den Commentar zu der Bitte der Stadtbehörden, und er — erklärte sich geneigt, auf die Forderung einzugehen. Früh am 9. März setzte eine vorläufige Bekanntmachung der Stadtbehörde und einige Stunden später eine von den Regierungsräthen contrasignirte Proclamation des Fürsten Detmold davon in Kenntniß.

Damit war die Revolution in Lippe geschlossen. Die Massendemonstration am 12. unterblieb. Der gefürchtete Tag ging unter allgemeinem Jubel ruhig vorüber.

Und was war durch die Revolution erreicht, was war der Inhalt der fürstlichen Concessionen?

Im Allgemeinen war wirklich gewährt, was gefordert worden. Der Landtag sollte sofort einberufen, Oeffentlich-

keit seiner Verhandlungen gestattet werden. Die entscheidende Mitwirkung des Landtags in allen legislatorischen Fragen wurde anerkannt, und die Regierung versprach über eine Umgestaltung der bestehenden Verfassung und der Finanzwirthschaft dem Landtag Vorschläge zu machen. Mitglieder des Regierungscollegiums sollten nicht ferner Mitglieder der Landrentei sein. Wir erwähnen das Versprechen der Einführung einer Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, Einführung einer Bürgerwehr, einer Revision der Zollverhältnisse, einer Verminderung der Kosten des Militärs. Natürlich fehlte auch nicht die Gewährleistung der Preßfreiheit und die Zusage, die Regierung werde auf eine deutsche Volksvertretung hinwirken.

Zum Belege, daß es mit den Concessionen ernst gemeint sei, erfolgte auch ein Personenwechsel im Regierungscollegium. Der Präsident desselben, Eschenburg, ein nach Lippe berufener Braunschweiger, nahm und erhielt unter dem Drucke der volksthümlichen Forderung, daß keine unfähigen Ausländer wieder in die Regierung berufen werden möchten, und um dem Unwillen, den seine Thätigkeit beim Abschluß des Zollvereinstractats erregt hatte, ein Opfer zu bringen, — seine Entlassung. Der Regierungsrath Rohdewald schied aus der Regierung, um an die Spitze der Domanialverwaltung zu treten, deren Seele er immer gewesen war. Dagegen wurden, allerdings nur vorläufig, die beiden hervorragendsten Mitglieder der ständischen Opposition, Justizrath Petri und Amtmann Heldmann in's Regierungscollegium berufen.

Es gab allerdings auch einige Leute, die mit den Concessionen noch nicht zufrieden waren. Sie vermißten namentlich die Zusicherung, daß der Fürst mit einer Civilliste, wie die Volkspetition forderte, sich einverstanden erkläre. Sie fanden in der Reorganisation der Regierung keine hinreichende Garantie, sie wiesen auf die Abnormität hin, daß Petri Vater

und Petri Sohn in diesem Collegium sitze, und sie hätten das Zustandekommen der Massenpetition gewünscht, damit der Fürst selbst aus dem Munde von Deputirten der verschiedensten Theile des Landes die volle Wahrheit über die Motive der revolutionären Haltung erfahre. Indeß in der allgemeinen Befriedigung verhallten ihre Stimmen, und man warf ihnen entgegen, daß der Landtag oder die neu zu schaffende Volksvertretung das Alles erledigen werde.

Bis die neue Volksvertretung in's Leben trat, verfloß jedoch noch weit über ein Jahr, erst am 11. Juni 1849 sollte sich dieselbe versammeln. Diese lange Zwischenzeit benutzte die Büreaukratie, um sich von dem Schlage, der sie getroffen, zu erholen.

Sagten wir, daß die Revolution mit dem 9. März abgeschlossen war, so ist das freilich nicht so zu verstehen, als ob damals sofort die landesübliche büreaukratische Ordnung zurückgekehrt sei. Darüber verging noch eine Weile. Die Executivgewalt war vorläufig ohnmächtig, sie ließ die Anwohner des lippischen Forstes Hasen und Rehe schießen nach Herzenslust, sie lieh den einzelnen Gutsbesitzern, welche vom Proletariat bedroht wurden, nur sehr dürftigen Schutz — die Executivgewalt war für eine Spanne Zeit auf den Advocaten Vette übergegangen. An ihn wandte man sich von allen Seiten, von unten — damit er Petitionen entwerfe, Beschwerdeschriften aufsetze, von oben — damit er die Gährung beschwichtige. Er gefiel sich in dieser Rolle, er machte von Detmold aus Expeditionen in's Land, er trat rettend ein, als einen Beamten des Obergerichts in der Residenz eine Katzenmusik bedrohte, er präsidirte in Volksversammlungen, aber er benutzte die Gewalt, die der Moment ihm zugeworfen hatte, schlecht, — für das Land, wie für sich. Ein Mann von scharfem Verstand, von hervorragender Redegabe, von einer einnehmenden Persönlichkeit, erschien er zum Volkstri-

bunen wie geboren, aber er besaß gar zu wenig Arbeitskraft und gar zu viele Passionen, er würde der neuen Regierung der gefährlichste Gegner gewesen sein, wenn sie etwa rasch in die Bahnen der Reaction hätte hineinlenken wollen, er machte sich allmälig selbst unschädlich bei der zuwartenden Haltung, die jene einnahm.

Aus der Eile, womit die neue Regierung die Landstände berief, — am 23. März schon traten sie zusammen, — schien hervorzugehen, daß die Ausführung des Patents vom 9. März überhaupt möglichst beschleunigt werden solle.

Die Landstände mit ihrem Drei-Curien-System, mit ihrem chapeau unter dem Arm, mit ihrer schlecht verhehlten Scheu vor der Oeffentlichkeit, begriffen doch damals in so fern die Zeit, als sie einsahen, daß es sich für sie nur darum handle, mit Anstand zu sterben. Sie erhoben keinen Widerspruch gegen die Verfassungs-Aenderung, die ritterschaftliche Curie verzichtete am 31. März einstimmig auf ihre Vorrechte und erklärte sich bereit, einer wirklichen Volksvertretung den Platz zu räumen. Und nicht Schuld der Stände war es, wenn ein Stillstand eintrat. Die Regierung fand bei dieser mittelalterlichen Corporation Widerstand, als sie die junge Preßfreiheit gesetzlich einzuschränken und als sie die fürstliche Verheißung vom 9. März, daß der Landtag eine entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung haben solle, in abgeschwächter, wesentlich modificirter Form zum Gesetz zu machen versuchte. Unter nichtigen Vorwänden schob sie die Beschlußfassung über ein neues Wahlgesetz auf und vertagte den Landtag.

Das „Zeitgewinnen" kommt unter allen Umständen dem zu Gute, der einmal das Räderwerk der Staatsmaschine zu seiner Disposition hat, — um so mehr in einer Duodez-Monarchie und in einer so durchweg büreaukratischen, wie

das Fürstenthum Lippe. Gebt den Bewohnern einer kleinen Residenz, die trotzig auf das Recht des mündigen Volkes pochten, nur Zeit, und sie erinnern sich erschreckt, daß der fürstliche Hofhalt eine Quelle ihres Verdienstes, — gebt ihnen Zeit, und die Phrase: „die Beamten sind von uns besoldet," wandelt sich in die andere um: „wir leben doch von den Beamten," gebt ihnen Zeit, und sie grüßen wieder mit alter Devotion, ja mit inniger Rührung den so leutselig gewordenen Rath und Geheimerath. Laßt den Nachwuchs der Büreaukratie, der in den Tagen des März die Volkssouveränetät proclamirte, sich nur besinnen, und er duckt sich und bückt sich und trägt Rechnung der Hoffnung auf Avancement und erkennt die Interessen seiner Kaste. Laßt den Bauern, der die von seinem Pascha-Amtmann ihm angelegte Kette zu brechen entschlossen war, erst eine Weile überlegen, und er wird wieder der Bauer der Gellert'schen Fabel. Bringt eine Revolution zum Stillstand, ruft die conservativen Elemente, deren immer mehr sind, als der revolutionären, aus ihrem gelähmten Zustande wach, — und ihr habt gewonnen. Die Revolution erringt ihre Siege durch rasches Handeln, die Reaction durch Zaudern.

Im Sommer 1848 bildeten sich in Lippe die politischen Parteien. Während der Märztage war Jedermann Demokrat; ein paar Monate später galt Derjenige, der sich einen Demokraten nannte, schon für einen gefährlichen Menschen. Die Ursache dieser Wandlung lag nicht etwa bloß in dem Verlaufe der großen Politik, sie lag in den Localverhältnissen Lippe's. Der rechte Demokratismus ist nur eine Frucht der Kultur, er wächst nicht wild auf dem Ackerfeld des Bauern oder auf dem „Kampe" des „Einliegers" oder „Kötters." Er war in Lippe nur vertreten durch einzelne Leute aus den höhern Ständen, größtentheils junge Juristen und Theologen, und durch eine Anzahl Volksschullehrer; im Uebrigen

bezeichnete der Name Demokratie nur das äußerste Maß der Unzufriedenheit. Jene jungen Leute verdankten ihren momentanen Einfluß nur ihrer Keckheit, ihnen fehlte aber meist das gewisse Alter, der gewisse Rang, das gesicherte Einkommen und das warme Interesse für die localen Zustände, lauter Eigenschaften, die in einer so primitiven Welt die nothwendige Basis einer dauernden politischen Geltung sind. Sie hatten im ersten Rausch der Märztage ein politisches Journal gegründet*), und verfochten den theoretischen Demokratismus nicht übel, aber in die Details der lippischen Administration und Justiz drangen sie nicht ein. Herangereift an der radicalen Literatur der vormärzlichen Zeit, boten sie gerade im Theoretisiren der lauernden Reaction zahlreiche Angriffspunkte. Ihre unverhohlene Sympathie für die deutsche Republik ward von den Gegnern benutzt, um den nur schlummernden Royalismus, die Pietät für den angestammten Fürsten wach zu rufen; ihre Aufforderungen, für das Proletariat Etwas zu thun, legte man aus als communistische Gelüste, und benutzte sie als wirksames Schreckgespenst bei dem wohlhabendern Theile der Landleute. Die demokratische Partei hatte auch selbst das Bewußtsein ihrer Schwäche. Gleich bei der Wahl eines Abgeordneten für das Frankfurter Parlament trat das hervor. Die Partei wagte es nicht, einen Candidaten aufzustellen, sie votirte für einen Mann, Professor Schierenberg, Director des Detmolder Gymnasiums, der Abgeordneter werden wollte um jeden Preis, und den seine krankhafte Eitelkeit bewog, durch öffentliche und private dehnbare Versicherungen sich Freunde auf der Rechten und Linken zu suchen, — sie votirte für diesen, um nur die Wahl des Regierungscandidaten zu vereiteln. Der eigentliche Candidat der Demokratie, Theodor Althaus, bewarb sich be-

*) Die „Wage", redigirt von Vette, Volckhausen und Wolff.

scheidenermaßen nur um den Posten eines Stellvertreters und blieb auch dabei in der Minorität.

Als der Hauptherd der Demokratie galt die Stadt Lemgo. Dort hatte seit vielen Jahren die Bürgerschaft im Streite gelegen mit dem Magistrat und bei der Regierung unablässig Klage geführt über jenen, der eine beispiellos liederliche Verwaltung, und — wenn man der öffentlichen Meinung glauben wollte — noch viel Schlimmeres durch büreaukratische Geheimnißkrämerei verdeckte. Die Regierung hatte die oft geforderte Abhülfe immer darauf beschränkt, daß sie dem Magistrate, wenn dieser die Rechnungsablage, welche den Stadtverordneten jährlich gemacht werden sollte, um einige Jahre verzögert hatte, Verweise ertheilte und ihm schließlich einen Boten sandte, der von dem Bürgermeister so lange verpflegt werden mußte, bis die Rechnung vorgelegt wurde. Die Revolution rief den Bürgern von Lemgo alles erlittene und jahrelang mit ohnmächtigem Grimme erduldete Unrecht in's Gedächtniß. Aber sie versäumten den rechten Moment. Statt eine sichre und prompte Volksjustiz zu üben und die Schuldigen mit Gewalt vom Amte zu suspendiren, bis eine Untersuchung die Schuld oder Unschuld derselben erwiesen haben würde, verließen sie sich auf den allgemeinen Umschwung der Dinge, auf das Patent vom 9. März, auf die neue Regierung. Sie fingen abermals an zu petitioniren, sich zu beschweren, Untersuchung zu fordern. Aber die neue Regierung war so wenig geneigt, ernstlich einzuschreiten, als die alte, war doch der Bürgermeister von Lemgo, der als der Hauptsünder betrachtet wurde, der Bruder des Regierungspräsidenten Petri und der Oheim des Regierungsraths Petri, und die Sache dauerte den Lemgoern zu lange. Sie wollten nun ihre Lokal-Revolution spielen nach der Universal-Revolution, sie hielten Volksversammlungen, zu denen mit Trommeln und Posaunen einberufen wurde, sie ängstig-

ten die verhaßten Beamten, und sie kamen endlich eines Tages in hellen Haufen nach der Residenz, um dem Fürsten eine Petition zu überreichen. Aber der Sinn für Ordnung hatte indeß schon solche Fortschritte gemacht, daß die Detmolder Bürgerwehr sich beeiferte, die Petenten mit gefälltem Bajonnet zum Thor hinauszutreiben, und daß die Detmolder Demokraten, wenn auch mit saurem Gesicht, nicht wagten, sich von der Attaque auszuschließen. Dieser Eclat hatte denn nun freilich eine Untersuchung der von der Lemgoer Bürgerschaft erhobenen Beschwerden zur Folge. Ein Regierungs-Commissär wurde nach Lemgo gesandt. Die Anklagen gegen den Magistrat stellten sich als vollkommen begründet heraus: außerdem daß jene verzögerte und nur durch gewaltsame Maßregeln erzwungene Rechnungsablage nun im Detail constatirt wurde, kam eine frevelhafte Unordnung im Allgemeinen an den Tag: da waren die Nachweise über die Stadtrechnungen lückenhaft, dort fehlten Quittungen, im andern Falle waren Rechnungen vom Bürgermeister quittirt, aber es stellte sich heraus, daß die Betreffenden kein Geld bekommen hatten; Decennien hindurch war fast kein einziger Concurs zur Erledigung gekommen, Stipendien, auf die jeder Bürger ein Anrecht hatte, waren 10 Jahre lang für die Familie des Stadtsecretärs in Beschlag genommen u. dgl. m. Aber die Regierung ließ den Bürgermeister im Amte und dictirte den Petenten Zahlung der Untersuchungskosten.

Die Bewohner Lemgo's wurden durch ein solches Verfahren allerdings der Demokratie in die Arme getrieben, und zwar in dem Maaße, daß die Stadtverordneten im Herbst 1848 einen an die deutsche Nationalversammlung gerichteten Protest gegen die in Frankfurt zur Sprache gekommene Mediatisirung der Kleinstaaten, den die Regierung eifrig und mit Erfolg im Lande colportiren ließ, nicht nur nicht unterzeichneten, sondern eine entgegengesetzte Eingabe machten und

drucken ließen. Sie erklärten darin, sie hätten gegen die beabsichtigte Mediatisirung des lippischen Fürstenthums Nichts zu erinnern. „Wir glauben," sagte die Petition, „die Mediatisirung wird von großem Vortheil sein, insofern als dadurch der Regierungskosten — durch Einziehung der Apanagen und Vereinfachung der Verwaltung — weniger und der Nepotismus, der wie ein Alp auf dem Lande lastet und ein Fluch aller kleinen Staaten ist, beseitigt werden würde." So gewann die Opposition in dieser Stadt an Terrain, allein der unschädliche, ziemlich harmlose Lärm der revolutionären Trommel und Posaune hatte die Bürgerschaft Lemgo's und mit ihr die übrige lippische Demokratie bei ängstlichen und conservativen Leuten, die vor allen Dingen Ruhe wünschten, in Verruf gebracht.

Die Wirksamkeit eines im Interesse des „gemäßigten" Liberalismus gegründeten Organs, der „Vaterländischen Blätter," und den Erfolg seiner Polemik gegen die Demokratie durfte man nicht zu hoch anschlagen. Das Blatt trat mit all der Zurückhaltung und Unselbstständigkeit auf, die der offiziösen Presse eigen; loyale Beamte abonnirten darauf, in der Masse fand es keinen Anklang. Eine kräftigere Unterstützung kam der Regierung dagegen von einer andern Seite.

Den unmittelbarsten Gewinn von der neuen, durch das Patent vom 9. März garantirten Freiheit hatte eine Partei gezogen, die dieser Freiheit grade am meisten abhold war, — die pietistische. Das Verbot der Conventikel, die Hetzjagd auf Reiseprediger hörte mit dem März natürlich auf, und das Vereinsrecht, die Religionsfreiheit, bald auch die Preßfreiheit wurden von den Pietisten im weitesten Sinne des Wortes ausgebeutet. Eine sogenannte „freie evangelische Gemeinde" bildete sich, ein „erweckter" Prediger aus dem Wupperthale trat an ihre Spitze. Eine Zeitschrift, „das lippische Volksblatt" wurde gegründet und wetteiferte mit dem be-

rüchtigten „Halliſchen Volksblatt“ und mit dem „Zuſchauer“ der „Kreuzzeitung“ in der Anpreiſung des Fürſtenthums von Gottes Gnaden und in der Verleumdung aller derer, die ſich zur Demokratie hielten. Wir würden ein Unrecht begehen, wenn wir nicht ausdrücklich bemerkten, daß die Regierungsräthe wie die große Mehrzahl der Beamten überhaupt für die theologiſchen Velleitäten des Pietismus wenig Sympathieen bewieſen, — doch die politiſche Doctrin der Pietiſten mußte, der Natur der Sache nach, der um ihre Machtfülle beſorgten Regierung zu Nutze kommen.

In ſolchem Parteitreiben verlief der Sommer und Herbſt 1848. Die günſtige Zeit für Ausführung des Patents vom 9. März, für Reorganiſation der Verwaltung und Juſtiz, für Erledigung der Domanialfrage ging damit für die Volkspartei unwiederbringlich verloren. Die Abſicht der Regierung, welche der durch die Revolution erhobene Regierungsrath Petri bei einer öffentlichen Wahlrede verrathen hatte, die Abſicht, Zeit zu gewinnen, wurde vollſtändig erreicht. Im December 1848 endlich wurden die alten Landſtände nochmals einberufen, ein Wahlgeſetz für die neue Volksvertretung und eine Inſtruction, — wenn wir es ſo nennen dürfen, — für dieſelbe mit ihnen vereinbart. Der künftige Landtag ſollte demnach ſich mit den zur Einführung der Grundrechte nöthigen Geſetzen, mit der Umgeſtaltung der Finanzverhältniſſe und der Verfaſſung beſchäftigen, bis zur erfolgten Feſtſtellung einer neuen Verfaſſung ſollten die neuen Abgeordneten „ſämmtliche, den ſeitherigen Landſtänden verfaſſungsmäßig zuſtehenden und durch unſer Patent vom 9. März 1848 verliehenen Rechte“ ausüben.

Am 11. Juni trat der neue Landtag — wie oben bemerkt — zuſammen. Er war, und Nichts konnte bezeichnender ſein für die Stimmung des Landes — trotz aller im Vorigen angedeuteten Verhältniſſe und trotz eines keineswegs libera-

len Wahlgesetzes — in überwiegender Mehrheit freilich nicht demokratisch, aber oppositionell. Das Gesetz verordnete eine indirecte Wahl und öffentliche Stimmgebung, es schloß alle Diejenigen, die je wegen eines Holzdiebstahls bestraft worden, also, da jährlich der Holzdiebe gegen 8—10000 verurtheilt wurden, eine Menge Menschen aus, es machte, indem es das passive Wahlrecht an die Bedingungen eines Alters von 30 Jahren knüpfte, grade zum Nachtheil der demokratischen Partei nicht wenige jüngere Leute wahlunfähig, — trotzdem brachte die entschiedene religiös-politische Reaction nur 3 oder 4 Abgeordnete in den Landtag, und wenn man dieselben mitzählte, konnte die Regierung in den entscheidendsten Fragen höchstens auf 8—9 Stimmen unter der Gesammtheit von 25 rechnen.

Dieser Landtag von 1849 bildet den Glanzpunkt in der — mit Ausnahme der Regierungszeit der Fürstin Pauline — ziemlich düstern lippischen Geschichte. Es gab da grade keine durch eminentes Rednertalent glänzenden Männer, keine brillanten Capacitäten, die Versammlung im Ganzen hatte etwas Kleinstädtisches, etwas Philisterhaftes, sie kam über manche, mit so kleinstaatlichen Verhältnissen nothwendig verknüpfte Vorurtheile nicht hinweg, es kam ihr im Einzelnen auf eine Inconsequenz gar nicht an, aber die Mehrheit bestand aus Menschen, die Detailkenntniß und Arbeitskraft, redlichen Sinn und ehrlichen Eifer, den kranken Staatskörper zu heilen, besaßen. Feste, geschlossene Parteien gab es da nicht, die Mehrzahl bildeten sogenannte praktische Leute, die einen Prinzip-Menschen zur Verzweiflung bringen konnten, die mit sich reden und handeln ließen, die in allen Fällen gemäßigt, in vielen nachgiebig, in manchen conservativ waren, die aber in der Hauptsache eine beifallswerthe Zähigkeit entfalteten. Eine Anzahl werthvoller Gesetze ging aus dem Landtage hervor, umfassendere Reformen wurden

angebahnt, und in den Hauptsachen, Verfassung und Finanzwesen, wäre sicher ein der Entwicklung des Landes günstiges Resultat erzielt, wenn die Regierung nur einigermaßen auf billige Forderungen und Wünsche eingegangen wäre.

Sie, die bisher sich passiv und zuwartend verhalten hatte, kehrte dem Landtage gegenüber ihr eigentliches Wesen wieder heraus. Sie hatte sich seit dem März den Zeitumständen in allen ihren Phasen willig accommodirt und sich den Anschein gegeben, als lasse sie, auf alle Initiative verzichtend, lediglich den Thatsachen, welche mächtiger als sie, und dem Rechte den Lauf. Sie hatte die Bürgerwehr dem Reichsverweser huldigen lassen, die Reichsverfassung anerkannt, die Grundrechte proclamirt, sie war aber auch sofort bei der Hand gewesen, den preußischen gegen die Reichsverfassung gerichteten Bestrebungen beizutreten. Sie hatte der Organisation der demokratischen Volksvereine und der pietistischen Vereine mit anscheinender Unparteilichkeit zugesehen, nur das schärfere und mißtrauische Auge entdeckte in einzelnen Symptomen ihre retrograde Tendenz. Wenn sie z. B. das Verfahren der Oberschulbehörde, — welche schon im Sommer 1848 es mit dem Amte eines Gymnasiallehrers für unvereinbar erklärte, ein Blatt, in welchem die Volkssouveränetät proclamirt werde, zu redigiren — billigte, wenn sie gegen die Lemgo'schen Ruhestörer und gegen Preßvergehen die alten Formen des Inquisitionsprocesses und das alte Criminalrecht, das Majestätsverbrechen mit Zuchthausstrafe belegte, in Anwendung brachte, und von Amnestie wie von Geschwornengerichten Nichts wissen wollte, so konnten freilich schwache Seelen immer noch ihrem Liberalismus vertrauen. Aber ihr Auftreten dem Landtage gegenüber enthüllte ihr eigentliches Wesen. Dies war Nichts als der vormärzliche, zwar aufgeklärte, aber herrische und anmaßende, wirklichem constitutionellen Treiben abholde Büreaukratis-

mus. Er trat auch hier nicht sogleich und nicht bei untergeordneten Verhandlungen hervor. Eine Reihe von Gesetzen wurde erledigt, ohne daß ein Conflict zwischen den beiden Factoren der Gesetzgebung ausgebrochen wäre. Gegen die Aufhebung der Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden hatte das Regierungs-Collegium, dem man eine Vorliebe für adliche Passionen nicht nachsagen konnte, Nichts einzuwenden. Ein Schulgesetz kam zu Stande, das freilich die in den Grundrechten vorgeschriebene Trennung der Schule von der Kirche nicht durchführte, aber immer noch liberal genannt werden durfte. Ein Staatsdienergesetz, eine Verwaltungsordnung für die Landesstrafen-Anstalt wurde vereinbart, das Ablösungsgesetz verändert, Familien-Fideicommisse aufgehoben, die Bestimmungen über Verhaftungen und Haussuchungen außer Kraft gesetzt u. dgl. mehr. Aber in den Cardinalfragen, in der Verfassungssache und in der Trennung des Staatshaushaltes vom Domanialhaushalte, kam es nimmer zur Einigung.

Die Regierung legte dem Landtage einen Verfassungsentwurf vor. Da dieser als formell und materiell unbrauchbar bei Seite geschoben und ein von einem Ausschusse ausgearbeiteter Entwurf der Berathung zu Grund gelegt wurde, gab der Commissarius bereits die patzige Erklärung ab: er könne den Verhandlungen über die Details nicht beiwohnen. Diese im ersten Zorn ausgestoßene Drohung wurde allerdings nicht verwirklicht, aber der vom Landtage beschlossenen Verfassung ward nicht nur die Zustimmung versagt, sondern der Versammlung schließlich sogar noch eine Rüge ertheilt, daß sie der an sie ergangenen Aufforderung, den Entwurf der Regierung zu prüfen, nicht nachgekommen sei.

Nicht besser erging es in der Domanialangelegenheit. Daß sie eine Lebensfrage für das Land ist, ward im Eingange

schon angedeutet. Zum Verständniß der Sache ist aber noch Einiges hinzuzufügen. Nach altem Herkommen und Gesetz hatte der lippische Landesherr aus seiner Landrentei nicht nur die Kosten der Hofhaltung, sondern auch die der Landesverwaltung und der Gerichtspflege zu bestreiten, das Land oder die Landkasse sollte ihm nur, wenn das Bedürfniß es erforderte, zu Hülfe kommen. Das Wort Bedürfniß ist ein sehr elastischer Begriff, es läßt sich sehr verschieden interpretiren. Bis zur Revolution stand es mit der Interpretation folgendermaßen.

Die Einnahme der unter ständischer Controle stehenden Landkasse betrug circa 149,000 Thlr., wovon 119,000 Thlr. aus Zollrevenuen, 28—29,000 Thlr. aus Grundsteuer und der Rest aus verschiedenen Quellen flossen. Hiervon wurden für das Militär 31,000 Thlr., für den Wegebau 34,000 Thlr. und kleinere Summen für Medicinalwesen, Schulwesen u. s. w. verausgabt. An die Landrenteikasse wurden gegen 29,000 Thlr. gezahlt (darunter sogenannte Sublevationsgelder, circa 12,800 Thlr., sogenannte Herrengelder 8500 Thlr.). Die Landrentei dagegen hatte eine bei weitem größere Einnahme von — jene 29,000 Thlr. eingerechnet — weit über 200,000 Thlr., welche für den Hofhalt, Apanage, für Verwaltungskosten, für Gehalte der Beamten u. s. w. ohne Controle verausgabt wurden. Wenn die Regierung nun auch die Nothwendigkeit einer Reform anerkannte, und dem Landtage Vorschläge machte, so gingen ihre Vorschläge doch von der eine Reform in der Wurzel vergiftenden Fiction aus, daß das gesammte Domanium, Landgüter, Forsten, Salzwerk, nebst den aus gutsherrlichem Verbande entsprungenen Abgaben, Privateigenthum des fürstlichen Hauses sei, und von dem eben so schlimmen Postulate, die Verwaltung dieses Domaniums müsse ohne Concurrenz des Landtages dem

Landesherrn verbleiben. Die Vorschläge der Regierung liefen nur darauf hinaus, daß einerseits der Zuschuß der Landeskasse zur Landrentei von circa 29,000 Thlr. aufhören, andererseits der Landkasse circa 18,000 Thlr. an Gefällen aus Regalien u. s. w. überwiesen werden sollten. Für diesen kargen Gewinn von circa 46,000 Thalern sollte die Landkasse die Verpflichtung übernehmen, die Kosten der Landesverwaltung und der Gerichtspflege zu bestreiten. Ja, jener karge Gewinn sollte noch geschmälert werden, indem eine Berechnung über die Domanial-Einkünfte und Ausgaben — freilich ohne die Basis einer Uebersicht des Besitzstandes — vorgelegt und daraus das Verlangen hergeleitet wurde, die Landkasse solle noch 9 — 10,000 Thlr. zu den Bedürfnissen des fürstlichen Hauses zuschießen. Der Landtag konnte auf solche Vorschläge nicht eingehen. Er machte billigere Gegenvorschläge, er erklärte sich, als diese schroff von der Hand gewiesen wurden, bereit, die Eigenthumsfrage in suspenso zu lassen, er schlug vor, dem Fürsten die volle, für nöthig erklärte Summe von jährlich 85,000 Thlr. nebst Benutzung der Schlösser, der Jagd und verschiedene Naturalien, dazu Apanagen u. s. w. zu garantiren und dagegen nur die Ueberschüsse für das Land und die Controle über die Verwaltung für den Landtag in Anspruch zu nehmen. Auch diese Vorschläge, so bescheiden und maßvoll sie waren, lehnte die Regierung trocken ab. Die Erledigung der Domanialfrage ward in infinitum vertagt.

Der Landtag rächte sich, indem er die oben erwähnten Zuschüsse der Landkasse zur Landrenteikasse, die Herrengelder und Sublevationsgelder verweigerte. Die Regierung erwiderte darauf im Landtagsabschiede vom 13. Aug. 1850 unter Berufung auf ein altes Gesetz von 1783, das, wenn man das Patent vom 9. März 1848 nicht ganz sophistisch auslegte, erloschen war, Folgendes:

„Wir vermögen dem am Landtage gefaßten Beschlusse (über die Herrengelder) keine Folge zu geben und haben die Auszahlung der Herrengelder zur Landrentei im vollen Betrage verfügt.“

„In Bezug auf die Sublevationsgelder erkennen Wir das Recht des Landtages zu deren Bewilligung an. Mit diesem Rechte ist gleichzeitig aber die Pflicht zu deren Bewilligung verbunden, sobald das Bedürfniß zur Bestreitung der Kosten der Landtagsverwaltung nachgewiesen wird. Ein solcher Nachweis war dem Landtage durch die ausführlichen Vorlagen über den Stand der Landrentei geliefert.“ — — „Indem Wir gegen den gefaßten Beschluß Unsere landesherrlichen Rechte hierdurch verwahren, haben Wir für jetzt verfügt, daß der für die Fortführung einer geregelten Verwaltung nothwendige Betrag vorläufig aus der Leihekasse angeliehen werde.“ Eine schiedsrichterliche Entscheidung über beide Posten ward vorbehalten.

Hiermit hatte die lippische Regierung die abschüssige Bahn der rettenden Thaten beschritten. Alle folgenden Acte der Reaction sind nur eine Fortsetzung dieses ersten. Die Regierung kehrt mit diesem Landtagsabschiede auf den vormärzlichen Standpunkt zurück. Die angekündigten Reformen stocken, die begonnene Entwicklung erlahmt, der Landtag verkommt in apathischer Hoffnungslosigkeit, über das Land breitet sich allmälig wieder die dumpfe Stille der vierziger Jahre.

Da starb am 1. Januar 1851 der regierende Fürst Leopold I., und sein ältester Sohn, Leopold II., folgte ihm nach. In seinem Namen lud die Regierung die Landtagsabgeordneten durch Circular auf den 22. Januar nach Detmold ein, um nach Vorschrift der ständischen Verfassung von 1836 dem neuen Regenten zu huldigen. An und für sich war diese Berufung des Circulars auf die antiquirte stän-

dische Verfassung schon ein böses Omen, aber es war auf eine viel schlimmere Ueberrumpelung der Abgeordneten abgesehen, als die Besorgtesten erwarteten. Der Eid, der dem Landtage zugemuthet wurde, lautete:

„Ich gelobe und schwöre u. s. w., daß ich Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht, dem Herrn Paul, Emil, Friedrich, Leopold, treu, hold, gewärtig und gehorsam sein werde, so wahr mir Gott helfe!"

Also kein Wort von Treue gegen die verfassungsmäßigen Gesetze, nur Treue, unbedingte, unbegränzte, gegen den Herrn, den Fürsten. Die Formel wurde den Abgeordneten auf ausdrückliches Verlangen kaum eine halbe Stunde vor der Landtagssitzung mitgetheilt, — zur Discussion, zur Einigung über das einzuhaltende Verfahren blieb keine Zeit. In der Sitzung selbst wurde keine Erörterung über die Eidesformel gestattet, einfach die Wahl gelassen, schwören oder nicht. Zwanzig Abgeordnete leisteten den Schwur, einige davon unter motivirten Erklärungen, fünf weigerten ihn. Der Repräsentant des Fürsten, der Geheime Oberregierungsrath Piderit, — der Fürst selbst war an dem Tage nicht in Detmold — rief den letzteren nach, das Weitere werde sich finden.

Und das Weitere fand sich in der That. Die fünf eidweigernden Abgeordneten, — der Stadtrichter Franz Hausmann, der Kanzleirath z. D. Althof, der Lehrer Echterling, der Bauer Hagemann, der Pastor Kulemann — waren so unbestreitbar in ihrem Recht, daß die Regierung sich weislich auf eine Widerlegung der Gründe ihres Verhaltens, die in das Protocoll des Landtags und in an die Wähler gerichteten Flugblättern niedergelegt wurden, nicht einließ. Die Ablegung eines solchen Eides war nicht nur an sich unvereinbar mit den Pflichten eines Abgeordneten, die Berufung der Regierung auf die Verfassung von 1836

war ein durchaus nichtiger Vorwand. In dieser Verfassung war gar kein Huldigungseid formulirt, und die Formulirung eines solchen konnte unmöglich der Regierung allein zustehen. Ueberdies hatte die Verfassung von 1836 nur eine durch das Patent vom 9. März 1848 begränzte Geltung, und die Regierung selbst hatte dies in bezeichnender Weise anerkannt, indem sie den zur Herstellung einer Verfassung im Jahre 1849 berufenen Abgeordneten gar keinen Eid abforderte. Was aber endlich eine Hauptsache war, der Fürst selbst hatte sich seinerseits zu Nichts verpflichtet. Sein Commissar hatte mündlich Etwas davon gesagt, daß der Fürst im Geiste des Vaters regieren und die (antiquirte) Verfassung von 1836 mit den gesetzlichen Modificationen befolgen werde, aber keine Vollmacht zu dieser Erklärung vorgelegt.

Also das Weitere fand sich, die Regierung erklärte die Sitze der eidweigernden Abgeordneten für erledigt und ordnete aus souveräner Machtvollkommenheit Neuwahlen an. Nur eine kleine Minorität in den betreffenden Wahldistricten wählte, die Mehrzahl protestirte. Aber der Rumpf des Landtags selbst drückte dem Verfahren der Regierung eine Art von gesetzlichem Stempel auf. Auch er entschied, als er im Mai zusammentrat, daß jeder Abgeordnete verpflichtet gewesen sei, den Eid zu leisten, und daß der den Eid Verweigernde nicht Abgeordneter sein könne. Gegen die eigenmächtig von der Regierung verfügte Anordnung der Neuwahlen ward Anfangs protestirt, doch fand man sich nachher damit ab, daß die Regierung ein Protocoll ausfertigte, wonach sie die Sache so angesehen haben wollte, als hätten die fünf Abgeordneten *selbst* ihr *Mandat niedergelegt*. Dieses Auskunftsmittel war um so lächerlicher, als jene am 14. Mai, abgesehen von ihrem Protest, selbst im Abgeordnetensaal erschienen waren, um ihre Plätze einzunehmen, von der Majorität aber ausgestoßen wurden.

Durch dieſen empörenden Gewaltact war der Landtag — ein freiſinniger Abgeordneter, der den Eid geſchworen, Amtmann Meyer, legte unmittelbar nach den erzählten Vorgängen ſein Mandat nieder — von allen eigentlich demokratiſchen Elementen purificirt, und der Oppoſition überhaupt war namentlich mit dem Ausſcheiden Hausmann's, des Vicepräſidenten der Verſammlung, eines im ganzen Lande in hoher Achtung ſtehenden, unerſchütterlichen Mannes, eines Demokraten von Einſicht und Beſonnenheit, der Lebensnerv zerſchnitten: die Seſſion von 1851 ſchleppte ſich in der Erledigung der laufenden Arbeiten und mit der Vorbereitung von kümmerlichen Organiſationsplänen hin. Die Berufung der Regierung auf den wieder erſtandenen Bundestag, von dem Vorkehrungen zu erwarten ſeien, wodurch die zwiſchen Landtag und Regierung obſchwebenden Streitigkeiten betreffs der Finanzen erledigt würden, deutete ſchon auf neue Gewaltthaten hin.

Aber ſie ſollten nicht von der Regierung vollzogen werden, welche die erſten ausgeübt hatte. Die Reaction verſchlingt wie die Revolution ihre eigenen Kinder.

Der Fürſt von der Lippe, Leopold II., dreißig Jahre alt, als er die Regierung antrat, hatte die Räthe ſeines Vaters anfangs ſämmtlich an ihrem Poſten und die Regierungsmaſchine in ihrem gewohnten Lauf gelaſſen. Niemand erwartete auch von ihm eine eigentliche Selbſtherrſchaft, ja die Büreaukratie hatte Grund zu der Hoffnung, ſich unter ſeiner Regierung einer noch größeren Autonomie zu erfreuen, als unter der des Vorgängers. Die geiſtige Beſchränktheit des neuen Regenten war, wenn nicht landes-, ſo doch reſidenzkundig. Nicht alle Lehrer des jungen Prinzen waren völlig discret geweſen, und man erzählte ihnen nach, daß es, trotz aller väterlichen Zwangsmittel, in dem Kopfe des jungen Menſchen unheimlich öde ausſehe.

Als der Prinz nach Beendigung seiner Studien von Bonn und später von Berlin, wo er in der Garde diente, in die Residenz heimkehrte, war es nicht besser geworden. Wie die Bonmots Friedrich Wilhelm's IV. in Berlin, so circulirten die Etourderien, die der Erbprinz einer Dame beim Tanz oder einem Staatswürdenträger beim Diner gesagt hatte, in Detmold, und wurden ebenso wie jene, nur vielleicht mit anderer Miene, belacht. Zu dieser geistigen Schwäche gesellte sich, wir wissen nicht von welchem Zeitpunkt an, die körperliche. Sie äußerte sich in einem nervösen Zittern, das ihm nicht erlaubte, Löffel und Gabeln von gewöhnlicher Schwere zum Munde zu führen; und diese physische und psychische Schwäche haben den jungen Mann bereits zum Hypochonder gemacht. Seine Ehe, im Herbst 1851 mit einer rudolstädtischen Prinzessin geschlossen, war nicht glücklich. Sie ist kinderlos. Nach dem Verlauf einiger Flitterwochen trat eine Disharmonie unter den Gatten ein, die gar nicht verhehlt werden konnte, und von der man sich im Lande zahlreiche Anekdoten erzählt, die wir aber, als außerhalb unsers Bereichs liegend, übergehen wollen.

Die Büreaukratie indeß, wenn sie auf die Eigenschaften des Fürsten wirklich Hoffnungen baute, verrechnete sich vollständig. Auch schwache Geister haben ihre Passionen, und gegen die Passionen eines Regenten hat der freche Büreaukratismus so wenig ausreichende Mittel wie der demüthige Constitutionalismus der Männer von Gotha und Erfurt. Leopold II. hatte in Berlin als preußischer Gardeoffizier die Ideen eingesogen, welche aus der Kreuzzeitung hinlänglich bekannt sind. Bei Lebzeiten des Vaters, der zwischen Bürgerlichen und Edelleuten in seiner Umgebung kaum einen Unterschied gemacht hatte, und in der ersten Zeit nach dem Tode jenes trat das wenig hervor, liefert doch Detmold auch kaum das Material, um einen hocharistokratischen,

durch keinerlei bürgerliche Beimischung infizirten Kreis herzustellen. Das ganze Land zählt nur wenige Junker, und die paar adeligen Cavaliere in der Residenz waren zum Theil mit der bürgerlichen Gesellschaft durch lange Gewohnheit eng verwachsen. Aber seit der Verheirathung des Fürsten machte sich seine Vorliebe für das Vollblut immer stärker geltend. In diesem Punkte stimmten seine Neigungen mit denen seiner Gemahlin überein. Ein im fürstlichen Stalle angestellter Herr von Unger, ehemaliger braunschweigischer Referendar, Freiherr von Stietencron, ein aus Mecklenburg stammender, in Lippe ansässiger Junker, und der Hofjägermeister von Donop wurden die vertrautesten und einflußreichsten Rathgeber des Fürsten. Unter ihrem Einfluß wurde der Entschluß gefaßt, mit der Revolution völlig zu brechen. Auf den 20. Oktober 1852 berief der Fürst den Landtag ein und ließ ihm die Zumuthung machen, in die Aufhebung des Wahlgesetzes von 1849 und in die Restauration der Verfassung von 1836 zu willigen. Der Landtag lehnte das ab, und der Fürst löste ihn auf. Im März 1853 verkündete eine „Verordnung" dann die Wiederherstellung der Verfassung von 1836.

Obwohl diese sämmtlichen Verordnungen von einem Mitgliede der Regierung contrasignirt waren, so mag es immerhin richtig sein, daß, wie das Gerücht sagte, die Regierung die Rückkehr zur alten Verfassung mit Mißfallen und den Einfluß der die Person des Fürsten umgebenden Junker mit Besorgniß ansah. Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie direct von jenem Vorgehen abgerathen hat: die Junker indeß wußten auch gegen die Regierung Rath.

Unter dem 13. September 1853 erschien in der Gesetzsammlung eine vom Regierungspräsidenten unterzeichnete fürstliche Verordnung, wonach dem Regierungs-Collegium die Angelegenheiten des Aeußeren und des fürstlichen Hauses,

die Landtags- und Militärsachen, die Oberaufsicht über Justiz und Polizei, Kirche und Unterricht, Anstellung der Staatsdiener, Recurs- und Gnadensachen entzogen und einem „Cabinet" übertragen wurden. Die Regierung war damit zu einer einfachen Verwaltungsbehörde degradirt. Und wer bildete dies Cabinet oder Cabinetsministerium, dem sie den Platz räumen mußte? Der aus dem Stalle hervorgezogene Herr von Unger und ein Mann, dessen Name ein Begriff geworden ist, Dr. Laurenz Hannibal Fischer. Der letzte ward Minister, der erste Secretär.

Das Regiment Hannibal Fischer ist der zweite Act der lippischen Reaction. Er hat zwei Jahre gedauert, und sein Verlauf ist ziemlich bekannt. Nur wird er für gewöhnlich in so fern falsch beurtheilt, indem man ihn mehr als eine mit der Vergangenheit nicht im Zusammenhang stehende Episode, denn als eine Fortsetzung anzusehen pflegt. Allerdings ist diese zweite Phase der Reaction von der vorangegangenen verschieden, aber mehr der Quantität als der Qualität nach, mehr in Bezug auf die Personen, als in Bezug auf die Prinzipien, mehr in der Form als im Wesen.

Wir brauchen die rettenden Thaten Fischer's, die mit der Ausschreibung der Wahlen für die Ständeversammlung (am 13. Okt. 1853) — ein beim Bunde erhobener, natürlich erfolgloser Protest des Landtagsausschusses hatte diese Ausschreibung verzögert — begannen, nicht im Detail zu verfolgen. Wer dieselben in ihrer Totalität überblicken will, kann sie nachlesen in Fischer's politischem Märtyrthum, wo er sie in widerlicher Ausführlichkeit und mit servilem Behagen beschreibt; für uns genügen einige kurze Bemerkungen über sein schamloses Treiben und dessen Erfolge.

Fischer kam in's Land, durch Herrn von Stietencron dem Fürsten empfohlen. Der Junker mag zu der Empfehlung vielleicht gute Gründe gehabt haben, der Fürst legte eine Probe

der größten Kurzsichtigkeit ab, wenn er diesen Menschen, in dem der gegen den Bundestag gehegte Haß und die auf demselben ruhende Verachtung zugleich so zu sagen Fleisch geworden waren, zum Cabinetsminister machte. „Ausländische“ Beamte sind in Lippe überhaupt, wie wiederholt bemerkt ist, ungern gesehen, nun vollends ein solcher? — Fischer brachte den regsten Eifer und das weiteste Gewissen in seinen Herrendienst mit. Er bot ohne Zaudern die Hand zur gröbsten Gesetzlosigkeit. Mit dem Landtage von 1848 vereinbarte Gesetze, z. B. das Jagdgesetz, das über Haussuchungen, über Fidei-Commisse — wurden aufgehoben — ohne ständische Mitwirkung — per „Edict.“ So weit das Vorschreiten Fischer's negativer Art war, nahm man es im Lande geduldig hin. Aber der Cabinetsminister wollte auch eine schöpferische Thätigkeit entfalten, er hielt sich für einen Meister im Organisiren, wollte Alles umgestalten nach seinen confusen Begriffen von väterlichem Regimente, und er heckte täglich neue Pläne aus, obwohl er das Land und dessen Verhältnisse gar nicht kannte. So großen Anklang er damit beim Fürsten fand, so wenig bei der Büreaukratie. Zum Theil um der Beschaffenheit seiner Projecte willen, mehr jedoch um seiner Person willen. Hätte auch nicht der Gedanke, gerade von einem solchen berüchtigten Subjecte abhängig zu sein, jeden Beamten gewurmt, so genügten seine brüsken Manieren, sein aller büreaukratischen Regelmäßigkeit widersprechendes Verfahren, ihm seine Untergebenen zu Feinden zu machen. Die Mitglieder der degradirten Regierung ballten gegen ihn die Faust in der Tasche, gingen mit finstern Gesichtern umher und legten ihm Hindernisse in den Weg, wo sie konnten. Die Beamten der Landrentei machte er sich abhold, indem er dem Fürsten vorrechnete, daß denselben bei deren Verwaltung Hunderttausende verloren gingen. Das Obergericht wurde ihm aufsäßig, da er will-

kürlich und täppisch in die Rechtspflege eingriff. So wurde ihm von allen Seiten ein passiver Widerstand entgegengesetzt in den Geschäften. Was von den zu seiner Zeit verfügten Anordnungen ihm ganz ureigen gehört, dürfte sich schwer angeben lassen. Vielleicht die Heranziehung der Jesuiten und die Aufhebung der Kirchenordnung! In der Gesellschaft behandelte ihn mit Verachtung, wer es irgend wagen zu dürfen glaubte. Fischer scheint das Gefährliche seiner Stellung geahnt, und darum mitunter darnach gehascht zu haben, sich im Volke Popularität zu erwerben. Einige Verfügungen zu Gunsten armer Leute und Bemerkungen darüber in seinem Märtyrerthum deuten darauf hin. Er hat aber nie eine Popularität besessen.

Die Verhaftung Fischer's in Coburg ist allerdings der Anlaß, aber nicht der Grund seiner Entlassung gewesen. Flotten-Fischer taugte nicht zum Werkzeug einer Partei, dafür war er bei all seiner Devotion viel zu eitel, hing seinen eigenen Projecten nach und bestand zu sehr auf seinem Kopfe. Er war wohl im Stande, den schwachen Fürsten an sich zu fesseln, auf die Dauer aber konnte er sich mit der religiös-politischen Reaction, die ihn hergerufen und die den Fürsten umgab, nicht vertragen. Er befriedigte weder die Junker, noch die Betschwestern. Er hatte für beide *Etwas* gethan, aber er wollte nicht *Alles* thun, und das rechnete man ihm zur Schuld an. Jene nahmen es ihm übel, daß er auch den Ständen, in welchen sie die erste Curie bildeten, die entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung bestritt und beim Bundestage ein ihren Ansprüchen nicht günstiges Urtheil erwirkte. Diese verziehen es ihm nicht, daß er die von den Pietisten geforderte Einführung des Heidelberger Katechismus verweigerte. So wurde der Fürst nach der Coburger Katastrophe bestürmt, den Cabinetsminister zu entlassen. Und er willigte nach langem Schwanken darin ein.

Was das Cabinetsministerium Fischer noch zu thun übrig gelassen hatte, um aus dem Fürstenthum Lippe einen reactionären Musterstaat zu machen, das that das Cabinet Oheimb.

Herr von Oheimb, der Nachfolger Fischer's, ist auch ein Ausländer, ein Preuße, früher Regierungsassessor in Coblenz. Als ein echter Zögling der Manteuffel'schen Schule regierte er mit ähnlichen Mitteln, wie sein Vorgänger und in ähnlichen Gleisen, wie der, aber das Hauptfeld seiner Thätigkeit ist ein anderes. Auf dem politischen Gebiete haben die erste Phase der Reaction und die zweite das Meiste erledigt, Herr von Oheimb sucht seine Lorbeern vorzugsweise auf dem Gebiete der Kirche. Er ist der Raumer des Fürstenthums Lippe. Der Pietismus hat an ihm seinen treuesten Ritter. Im Uebrigen ist er von Flotten-Fischer auch darin verschieden, daß er enthaltsamer ist im Projectenmachen und daß er die büreaukratischen Formen im gewöhnlichen Geschäftsgange nicht so muthwillig verletzt.

Die schreiendsten Gewaltthaten des Herrn v. Oheimb auf kirchlichem Gebiete sind die Beseitigung des Predigers Rudolf Kulemann und die Einführung des Heidelberger Katechismus gewesen. Der Erstere, als eidweigernder Landtagsabgeordneter schon früher erwähnt, stand bei der Reaction natürlich schlecht angeschrieben. Schon Fischer hatte einem wegen Verleumdung Kulemann's gerichtlich verurtheilten pietistischen Geistlichen die Strafe erlassen und denselben noch belobt, daß er in der Zeit der Revolution treu zu seinem Fürsten gestanden. Hr. von Oheimb schritt gegen Kulemann direct ein. Er ließ über denselben im Oktober 1856 plötzlich eine außerordentliche Kirchenvisitation verhängen, welche seine acht Jahre zuvor bei seiner Wahl zum Prediger in Lemgo angezweifelte Rechtgläubigkeit prü-

fen ſollte. Zur Ausführung dieſer Inquiſition berief Herr v. Oheimb die geeigneten Viſitatoren von auswärts her: zwei fanatiſche Pietiſten, Münchmeier aus dem Hannoverſchen, und Reiche aus Bückeburg; ein lippiſcher Pfaff, Heinrichs, von dem man vorausſetzen durfte, daß er ſich jeder Majorität anſchlöſſe, ward ihnen als drittes Commiſſionsmitglied beigegeben. Sie trafen in Lemgo ein; Kulemann ſtellte ſich ihnen nicht und proteſtirte gegen ein ſo componirtes Gericht. Die nichtswürdige Viſitations-Commiſſion forderte nun die Mitglieder ſeiner Gemeinde auf, Beſchwerden über ihren Prediger zu erheben. Nachdem 4—500 Perſonen, Männer und Frauen, erſchienen waren, um zu erklären, daß ſie keine Beſchwerden hätten, wandte man ſich an die aus Kulemann's Gemeinde ausgetretenen, der freien evangeliſchen Gemeinde des „erweckten" Pfarrer Steffann angehörigen Leute, um Klagpunkte zu finden. Was von ihnen ausgeſagt, wiſſen wir nicht. Inzwiſchen ließ ſich das lippiſche Conſiſtorium, — um das Herr v. Oheimb ſich ſonſt gar nicht kümmerte, obwohl es des beklagten Predigers zuſtändige Behörde war, — herbei, Kulemann zu ſuspendiren, und die Unterſuchung ſollte beginnen. Ehe es jedoch dazu kam, fand ſich der vielfach gehetzte, durch die Chicane ſeiner fanatiſchen Gegner und Amtsgenoſſen ermattete Mann mit Herrn v. Oheimb gütlich, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, ab. Er erklärte ſich gegen eine Penſion bereit, auf ſeine Predigerſtelle zu verzichten. Sie feilſchten eine Weile mit einander: endlich einigten ſie ſich über eine Penſion von 200 Thlr. und Kulemann verließ das Land, zu welchem Zweck ihm auch noch die Umzugskoſten vergütet wurden. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß dieſer verfolgte Mann nicht etwa ein Freigemeindler war, ſondern daß er nach theologiſcher Terminologie etwa als rationaler Supernaturaliſt zu claſſificiren ſein würde. Eine Schrift, worin er die Fragen, welche die Viſitatoren ihm

schriftlich vorgelegt, nachträglich freiwillig beantwortet hat, documentirt seine Gläubigkeit zur Genüge.

Wurde in diesem Falle freilich das Recht im Allgemeinen, aber doch nur in den Personen eines Predigers und einer Gemeinde verletzt, so kränkte Herr v. Oheimb in der Katechismusfrage die religiösen Gefühle der ungeheuren Mehrzahl der Prediger, der Volkslehrer, der ganzen Bevölkerung des Landes in nicht minder gewaltthätiger Weise. Im Fürstenthum Lippe ist seit langer Zeit ein den Namen des früheren um das Schulwesen hochverdienten Generalsuperintendenten Weerth tragendes Religionslehrbuch — der Weerth'sche Leitfaden — im Gebrauch. Er ist im Sinne eines gemäßigten Rationalismus geschrieben und hat seit Decennien die Galle der Pietisten erregt. In den vierziger Jahren bemühten sich schon die wenigen Geistlichen dieser Richtung um die Erlaubniß, den Heidelberger Katechismus an seine Stelle setzen zu dürfen, und Leitfaden und Katechismus waren in den Jahren der Revolution und der Reaction die Symbole oder Banner der Parteien. Herr v. Oheimb erledigte die Frage, indem er den Heidelberger Katechismus zum gemeingültigen Religionslehrbuch stempelte. Die Masse der Prediger, der Lehrer, der Gemeinden petitionirte oder protestirte. Alles vergeblich. Der Heidelberger Katechismus mit seiner wüsten Orthodoxie, seinen unfläthigen Verfluchungen ist im Schul- und Confirmanden-Unterricht eingeführt.

Diesen einzelnen Gewaltthaten entsprechend führt Herr v. Oheimb sein Regiment überhaupt. An die Spitze des Schullehrer-Seminars hat er eben jenen Geistlichen gestellt, der den Pastor Rudolf Kulemann verleumdet hatte und, deßhalb verurtheilt, von Fischer begnadigt war und hat denselben zugleich in's Consistorium geschoben. Aber der Cabi-

netsminister weiß wohl, daß er in Lippe selbst nicht genug gefügige und passende Werkzeuge finden kann, welche seinen Intentionen dienen. Er beruft also seiner würdige Genossen aus dem Auslande. Als Consistorialpräsident fungirt ein College von ihm, Herr de la Croix, ehemaliger Regierungsreferendar zu Coblenz, und dieser schuhriegelt nach den Eingebungen seines Meschores, des Consistorialschreibers Düsterstek, die Geistlichkeit und die Lehrer des Landes, die mit wenigen Ausnahmen im Stillen gute Rationalisten geblieben sind. Ein Adept der Kreuzzeitungspartei nach dem andern ist aus Preußen oder Kurhessen verschrieben. Ein einflußreicher Posten nach dem andern wird mit solchen oder mit den wenigen einheimischen Parteigängern des Pietismus besetzt.

Und wie verhält sich das Land diesem gesetzlosen Treiben, dieser schnöden Willkür gegenüber? Es ist nicht zu leugnen, daß der Pietismus einige Fortschritte auch in der lippischen Bevölkerung gemacht hat. In einem so isolirten Mikrokosmus wie Lippe, wo dem Denken der einfachen Menschen so wenige Objecte zu Gebote stehen, wo die Neigung, sich hervorzuthun, so wenig Spielraum findet, herrscht für die Dogmatik ein größeres Interesse als anderswo. Man streitet sich in den Dörfern, Flecken und Städten des Teutoburger Waldes in der That noch um den Sinn und Wortlaut Paulinischer Episteln, um die Dreieinigkeit und das Verhältniß des Sohnes zum Vater u. dergl. mehr. Dazu kommt, daß es seine Vortheile hat, dem Pietismus zu huldigen, und daß es einen Reiz auf den armen Mann übt, in der Betstunde sich mit dem Vornehmsten gleichgestellt — mit ihm sich demüthigend vor Gott — zu sehen. Aber die Masse der Bevölkerung knirscht mit den Zähnen über dieses Regiment. In dem Haß dagegen sind — mit Ausnahme der kleinen pietistischen Partei — Alle einig. Die Mitglieder der Regierung ver-

fluchen es ebenso gut wie die Anhänger der Demokratie. Man gehorcht, wo man nicht anders kann, man leistet keinen activen Widerstand, aber man rächt sich durch passiven Widerstand, wo nur irgend möglich. Die fremden Beamten, die Fischer und Oheimb in's Land gezogen haben, sind ein Gegenstand des allgemeinen Hasses, man nennt sie höhnisch die Fremdenlegion, man erzählt sich schadenfroh Geschichten von ihrer Unfähigkeit, sich heimlich ärgernd, daß man diese Leute doch ernähren muß. Aber wie gesagt, — eine active Opposition existirt in Lippe nicht. Die Landstände, welche 1853 von den Todten erweckt wurden, machen, wenn es hoch kommt, eine Opposition um des Kaisers Bart. Etwa so wie zu Fischer's Zeit, wo er ihnen vorschlug, das Budget en bloc zu bewilligen, und sie dies ablehnend vier Wochen beriethen, um endlich doch das Ganze zu genehmigen. Die Ritter, welche 1848 auf ihre Privilegien verzichteten, nehmen das Vorrecht der Abstimmung nach Curien wieder in Anspruch. Auch in der zweiten und dritten Curie des Landtags, die die Städte und das platte Land vertreten, sitzen nur sehr zahme Leute, die die Faust in der Tasche ballen wie alle andern, aber keinen energischen Widerstand wagen. Wenn die Stände zur fürstlichen Tafel geladen werden, weis't man, Vertreter des Adels und der Bürger und Bauern absondernd, den letzteren den Platz am Katzentisch an. Sie lassen sich das ruhig gefallen. Dem Bruder des Fürsten, dem Prinzen Woldemar, der sich verheirathete, haben sie ein reichliches Jahrgeld bewilligt, und man sagte ihnen nach, sie hätten das sogar mit einer Art von patriotischer Begeisterung gethan, da die Heirath bei der Kinderlosigkeit des Fürsten die Hoffnung auf Erhaltung des lippischen Regentenstammes gewährte. Wirklich oppositionelle Elemente weiß das Cabinet übrigens von vorn herein aus dem Landtage fern zu halten. Vor einigen Jahren, als die Stadt

Horn ihren Richter, Hausmann, in die Ständeversammlung wählte, erklärte sich dieser, die factische Beseitigung der Gesetze von 1849 anerkennend, bereit, die Wahl anzunehmen. Obwohl er alle gesetzlichen Eigenschaften besaß, und den Ständeeid abzulegen sich erbot, bestätigte das Cabinet die Wahl nicht. Es deducirte, er habe durch die Verweigerung des Huldigungseides die zu einem Deputirten erforderliche Qualität ein für allemal verloren, und die Landstände selbst, auf den Gedanken der Regierung eingehend, wußten ihm keinen bessern Rath zu ertheilen, als dem Fürsten seine Reue auszusprechen. Der Ehrenmann hat den Rath nicht beantwortet. — Auch die Octroyirung des Katechismus hat keinen ernstlichen Widerstand gefunden. Alles hat sich gefügt. Keine Gemeinde, kein Prediger, kein Lehrer, kein Privatmann hat dem allmächtigen Cabinet offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen gewagt. Mit Murren und Sträuben ist der Katechismus gekauft und benutzt, — aber gekauft und benutzt wird er doch.

Die Bevölkerung Lippe's ist in eine dumpfe Resignation versunken: sie läßt geschehen, was geschieht. Sie betrachtet die in vollständiges Geheimniß gehüllte Verwaltung der Landrentei, die schwerfälligen, alten Formen der Justiz, die Lähmung des industriellen Aufschwungs, die Aussaugung des Landes durch Fremde höchstens mit Ironie*), — denn sie hat auch nicht die mindeste Aussicht auf eine Aenderung im gewöhnlichen Verlauf der Dinge. Diese Fremdenlegion läßt sich auch bei einem Regierungswechsel nicht mehr beseitigen, schon

*) Im Jahre 1860 wurde ein Anwohner des lippischen Forstes von Beamten neben einem getödteten Hirsche angetroffen. Der Anwalt desselben erwirkte zu allgemeinem Erstaunen ein freisprechendes Urtheil. Aber das ganze Land jubelte auf, daß dem strengen Gesetze über Wildfrevel ein Schnippchen geschlagen war. — Solche Dinge sind die „Freuden" der Lipper.

die Rückſicht auf die unerſchwinglichen Penſionen läßt den Gedanken nicht aufkommen. Lippe kann nur noch Etwas erwarten von extraordinären Ereigniſſen. Und in der That iſt der Gedanke an eine Mediatiſirung, an eine Annexion an Preußen, nirgends ſo populär als da. In dieſer Beziehung hat ſich die Stimmung ſeit 1848 merkwürdig verändert. Was damals die Stadtverordneten von Lemgo der Nationalverſammlung in Frankfurt ausſprachen, würden heut, wenn man vor üblen Folgen eine Gewähr gäbe, 90 Procent der Bewohner des ganzen Landes unterſchreiben. Die Pietät gegen die fürſtliche Familie iſt ganz erſtorben. Den Fürſten ſelbſt beurtheilt man nach ſeinen Cabinetsminiſtern Fiſcher und Oheimb, und wie das Urtheil darnach lautet, braucht nicht ausgeführt zu werden. Was im Uebrigen von eigenen Aeußerungen deſſelben im Lande umläuft, dient nicht, die Antipathie gegen ihn zu mildern*).

Die Fürſtin hängt Paſſionen nach, die ſehr verſchiedener Natur, aber gleich unpopulär ſind unter den Lippern. Sie trägt ihre Sympathie für den Pietismus offen zur Schau, und macht die Exercitien deſſelben mit. Sie beſucht Buß- und Betſtunden und pilgerte im vorigen Jahre zum Grabe eines pietiſtiſchen Heiligen, eines Bauern, und pflanzte Blumen auf deſſen Gruft. Auf der andern Seite fröhnt ſie der

*) Eine Anekdote mag zum Beleg dienen. Vor nicht zu langer Zeit befand ſich ein Maler in Detmold, der bei Hofe zu thun hatte. Eines Tages brauchte er gewiſſe Farben und erkundigte ſich nach einem Telegraphenbüreau, um dieſelben eilig zu beſtellen. Man gab ihm zur Antwort, ein ſolches Büreau exiſtire in Detmold nicht. Als der Maler das nächſte Mal zur Tafel geladen war, fragte er den Fürſten, wie es komme, daß Detmold keine Telegraphenverbindung habe. Der Fürſt erwiderte: Ich liebe derartige Einrichtungen der Neuzeit nicht, ſie führen revolutionäre Ideen herbei, von denen ich mein Land rein halten möchte. Es kann ſein, daß das auf die Dauer nicht möglich iſt, aber wenigſtens will ich thun, was ich kann.

noblen Paſſion der Parforce-Jagd. Bei Lippſpringe, auf der preußiſch-lippiſchen Grenze iſt zu dieſem Zwecke ein großes Areal zuſammengepachtet, ein Piqueur mit 1000 Thlr. Gehalt angeſtellt, der hundert Hunde unter ſeiner Aufſicht hat. Der Herzog von Naſſau, lippiſche Prinzen und weſtphäliſche Edelleute kommen dort zuſammen und hetzen die armen Haſen zu Tode. Die Fürſtin macht dies grauſame Spiel mit.

Der Bruder des Fürſten, Woldemar hat in der preußiſchen Garde gedient wie jener und theilt die politiſche Richtung deſſelben. Die jüngeren Brüder treiben ſich im Auslande umher.

Lippe iſt ein widerſtandloſes und hoffnungsloſes Opfer der rothen Reaction, es iſt nichts als ein Aſyl der Manteuffel-Raumer'ſchen Sippſchaft. Wie lange wird Deutſchland dieſer Sippe die bequeme Freiſtätte laſſen? —

Gotthold Ephraim Lessing.

Von

F. Lassalle.

Gotthold Ephraim Lessing.

1. **Lessing vom culturhistorischen Standpunkt.**
2. **G. E. Lessing's Leben und Werke, von Adolph Stahr.** Berlin bei Guttentag, 2 Bde.*)

Wir leben in einer Epigonenzeit, und grade zu ihrer Ueberwindung läßt sich gegenwärtig schwerlich Besseres in ihr thun, als uns in die leuchtenden und abgeschlossenen Gestalten unserer größeren Vorfahren zu vertiefen und in ihnen Sammlung und Stärkung, Gewißheit unseres nationalen Berufs und Auffrischung unseres nationalen Genius zu suchen.

Dies ist auch der mehr oder weniger instinctive Grund, der die literarische Production unserer Zeit so überwiegend auf das Ende des vorigen Jahrhunderts, auf den unvergänglichen Ruhm unserer Göthe- und Schillerperiode zurückwirft. Aber so glänzend diese war, sie war selbst nur wieder das Entwicklungsresultat der ihr voraufgehenden Epoche, und *diese* ist es, welcher der Lorbeer gebührt, Deutschland aus der unsäglichen geistigen Verdumpfung gerissen zu haben, in die es seit dem westphälischen Frieden, fast ein volles Jahrhundert, versunken war. — Die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist die Periode, von der wir

*) Wir bemerken, daß der nachfolgende Aufsatz bereits im November 1858 kurz nach dem Erscheinen von Stahr's „Lessing's Leben und Werke," welches uns zu demselben den äußern Anlaß gab, von uns niedergeschrieben worden ist, seine Veröffentlichung aber damals unterblieb.

Der Verfasser.

ſprechen, und in zwei Männer faßt ſie ſich ganz und gar zuſammen, die, wie ſehr auch getrennt durch Stellung und Verhältniſſe, wie ſehr auch einander entgegengeſetzt durch Bildung und Geſchmack, durch Neigung und Richtung, dennoch nur einen und denſelben Zeitgedanken in der ſo verſchiedenen Sphäre ihrer Thätigkeit verwirklichen: — Friedrich der Große und Leſſing.

Von beiden pflegt man zu ſagen, daß ſie ihrer Zeit unendlich überlegen geweſen ſeien. Aber ſeiner Zeit noch ſo weit überlegen ſein, heißt nur: ſie zum vollſtändigſten Ausdruck bringen! —

Werfen wir einen Blick auf das Charakteriſtiſche jener Epoche, ſo liegt dies in Frankreich wie Deutſchland übereinſtimmend darin, daß eine Wirklichkeit vorgefunden wird, welche, nach allen Seiten hin ein unlebendiges und verknöchertes Product vergangener Jahrhunderte, dem Individuum nirgends die Möglichkeit eines Eingreifens in dieſelbe, einer Bethätigung ſeiner eigenen Lebendigkeit und ſeiner geänderten Bedürfniſſe geſtattet. Hergebrachte, mit der damaligen Gegenwart ſelbſt in keinerlei Zuſammenhang mehr ſtehende Formen beherrſchen alle Gebiete des Daſeins, ſind in Staat und Religion, in Kunſt und bürgerlichem Leben die allein gültigen, unantaſtbaren Normen, die jeden lebendigen Trieb im Voraus erſticken und Allem, was geſchieht, dieſe ſcharf ausgeprägte Phyſiognomie eines altgebornen philiſtröſen Zopfthums geben, welche in Deutſchland jene Periode kennzeichnet.

Bei einem ſolchen Tode des Geiſtes iſt die ihn in ſeinem Innerſten beſchäftigende Frage nur die eine: ob er das Grabgewölbe ſeiner Wirklichkeit wird ſprengen können, oder ob er in dieſer Verſteinerung verharren muß, durch kein entzauberndes Wort zu neuem Leben, zu neuem Rechte auf ſich ſelbſt erweckt.

In Frankreich war dieſe Spannung gegen das Gewordene eine ſo ungeheure und comprimirte, daß man eben deshalb ſogar mit dem Begriff der Geſchichte und ihrer Entwickelung überhaupt (Civiliſation) gänzlich brach und auf den Naturzuſtand des Subjects als das dagegen Wahre und Höhere zurückgehen wollte. (Rouſſeau.) Und eben weil in Frankreich keine beſtehende Macht von oben herab dieſen Umſchwung vollzog, iſt er dort in der Wirklichkeit ſpäter zum Durchbruch gekommen, aber deshalb auch von um ſo gründlicheren Conſequenzen begleitet geweſen.

In Deutſchland war es Friedrich der Große, welcher in ſeiner Auflehnung gegen alle hiſtoriſchen Machtverhältniſſe, gegen Kaiſer und Reich, dieſen Umſchwung in die Hand nahm. Das war kein Krieg im gewöhnlichen Sinne, in dem es ſich nur um die gleichgültige Frage handelte, ob ein Landſtrich dieſem oder jenem Fürſten gehören ſolle, das war eine — Inſurrection, welche der Marquis von Brandenburg, wie er am Hofe der Madame von Pompadour genannt wurde, gegen die Kaiſerfamilie, gegen alle Formen und Ueberlieferungen des deutſchen Reichs, ja gegen den einmüthigen Willen des europäiſchen Continents unternahm, eine Inſurrection, die er durchkämpfte wie ein ächter, auf ſich ſelbſt geſtellter Revolutionär, das Gift in der Taſche! Und gleichſam damit auch in den Formalien nichts fehle, was dazu dienen konnte, die Bedeutung des großen Kampfes in ſein rechtes Licht zu ſtellen, unterließ es das deutſche Reich eben ſo wenig ſeinen Achtprozeß gegen Friedrich zu ſchleudern, als es deſſen Geſandter in Regensburg unterließ, den die Inſinuation beſorgenden Reichstagsboten unter dem Beifallklatſchen von ganz Deutſchland die Treppe hinunterwerfen zu laſſen.

Es ſollte ſich jetzt zeigen, ob die Gegenwart die Kraft noch beſitze, die hiſtoriſche Wirklichkeit nach eigenem Willen

wieder in Fluß zu bringen, oder ob sie sich für immer verloren geben müsse an das verknöcherte Gebäude eines überlebten Staatszustandes.

Und es zeigte sich! Als der Hubertsburger Friede geschlossen wurde, hätte der deutsche Kaiser der Sache nach bereits ganz eben so gut die deutsche Kaiserkrone niederlegen und die Auflösung des Reichs proclamiren können, wie er dies ungefähr 40 Jahre später bei der Stiftung des Rheinbundes wirklich that.

Die Ohnmacht des Bestehenden war dargethan, die Mumiendecken waren von dem Leichnam des deutschen Reichs gerissen worden. Das Ueberlieferte war als todt und machtlos nachgewiesen — ein neues Leben mußte beginnen.

Blos von dieser *insurrectionellen* Bedeutung seines Kampfes aus läßt sich der Zauber begreifen, den die Erhebung Friedrich's auch außerhalb seiner Staaten, und trotz der Gräuel und Lasten des Kriegs, auf das ganze zujauchzende Deutschland ausübte.

Wie in Rußland am Osterfeste die Begrüßung ist: „Christ ist erstanden!“ und die Antwort hierauf: „Ja wahrhaftig, er ist erstanden!“ so ging ein solches aufjubelndes Gefühl erlösender Auferstehung durch die erstaunten Länder. Der Alp war gestürzt, der so lange das Leben zusammengeschnürt hatte. Es gab wieder eine *Gegenwart*, eine nicht mehr nur historische, eine *neue*, eine *selbsterworbene* Lage der Dinge!

Und es verminderte die intensive Macht dieses Dranges in nichts, es verallgemeinerte nur seine Ansteckung, wenn er, wie fast stets nothwendig, in Zuschauern und Acteuren des großen Erstehungsdramas mehr oder weniger unklar über seinen eigenen Inhalt und seine nothwendigen Folgen wie ein geistiger Instinkt, wie eine die Einzelnen unbewußt durchdringende Atmosphäre wirkte. Die Worte, mit denen

ſich Leſſing's Major von Tellheim darüber rechtfertigt, Dienſte unter Friedrich dem Großen genommen zu haben: „Ich ward Soldat, aus Parteilichkeit, ich weiß ſelbſt nicht für welche politiſche Grundſätze“ — ſo konnte damals eben ſo ſehr das ganze beifallklatſchende Europa ſich ſelber antworten, wenn es ſich um den innerſten Grund dieſes Beifalls hätte fragen wollen. Und merkwürdig ähnlich im Hauptpunkt ſchreibt Friedrich der Große ſelbſt, ſchon als er ſich in den erſten ſchleſiſchen Krieg begiebt, an ſeinen Freund Jordan: „Meine Jugend, das Feuer der Leidenſchaften, Begierde nach Ruhm, ſelbſt, um Dir nichts zu verhehlen, Neugierde und endlich ein geheimer Inſtinkt haben mich der ſanften Ruhe, die ich genoß, entriſſen.“ (H. W. VIII. S. 85.)

Auch die Reformen Friedrich's im Innern ſind nur die nothwendigen Folgen der hier aufgezeigten Bedeutung ſeiner Erhebung, und die Aufklärung, wie man jene Periode zu bezeichnen pflegt, iſt überhaupt nichts anderes als: die zum Bewußtſein gekommene Ueberlegenheit des Subjects über die Welt ſeiner Ueberlieferungen. War dieſe zum Prinzip proclamirt, auf welchem das Beſtehen des Staates nach Außen beruhte, ſo mußte ſie ſich auch nun von ſelbſt in dem Innern des Staats und der Verwaltung durchführen. —

Aber alles Revolutioniren in der äußern Wirklichkeit bleibt ſelbſt äußerlich und verläuft im Sande, wenn es dem Geiſt nicht gelingt, eben ſo ſehr mit der hiſtoriſch überlieferten Welt des geiſtigen Innern fertig zu werden, ſein neues Princip durch alle ihre Inſtanzen und Gebiete durchzuführen und ſie von neuem aus ihm aufzubauen.

Und hierzu erfand die Geſchichte — Leſſing.

Wir ſagen, ſie erfand ihn. Denn gleichwie ein Inſtrument in ſeiner Einrichtung und Geſtaltung im Voraus

die Zwecke und Functionen an sich trägt, die es vollbringen soll, so lagen in dieser merkwürdigen und reichen Natur alle die gewaltigen und sich scheinbar widersprechenden Eigenschaften vereinigt, diese Frische und dieser vor keinem Bücherstaub zurückschreckende Wissensdurst, dieser unmittelbare Schönheitssinn, und dieser Trieb des tiefsten begrifflichen Denkens, diese Allseitigkeit und diese Fähigkeit, sich in jedes Einzelne so zu vertiefen, als wenn es Alles wäre, diese zerschmetternde Stärke der Persönlichkeit und dieser Haß gegen alle Willkür derselben, diese wesentlich kritische Richtung und diese Fähigkeit, die Kritik zum eigenen positiven Schaffen steigern zu können, — deren Vereinigung allein ihn befähigte, zu werden, was er ward: der siegreiche Revolutionär im Reiche des Geistes, der Rächer und Wiederhersteller der untergegangenen Präsenz des lebendigen Selbstbewußtseins in Literatur, Kunst, Religion, Ethik, Geschichte.

An dem Faden *dieses Einen Begriffs*, das Prinzip der lebendigen Präsenz des Selbstbewußtseins und seiner treibenden Innerlichkeit zum Durchbruch zu bringen in allen Adern der geistigen Welt, die nicht weniger als die äußere von todten Ueberlieferungen beherrscht, von äußerlichen Normen und dem Formelkram einer um allen inneren Zusammenhang mit der Gegenwart gekommenen Vergangenheit eingeschnürt und erdrückt war, — an diesem Faden hängt die gesammte Thätigkeit Lessing's; alle seine so mannigfaltigen Productionen sind nur Radien diesem einheitlichen Centralpunkt entflossen. Was jetzt gelten soll, muß sich dem Subjecte durch sich selbst bewähren, und diese Bewährung liegt nur *darin*, daß es der *eigenen innern Natur des Subjects entspricht*. Lessing ist nichts anderes als der *weltliche Luther*, als der durch keine *religiöse Voraussetzung* mehr *beschränkte*

Luther. Die unmittelbare innere Gewißheit des Glaubens ſchlägt daher hier in die entwickelte innere Gewißheit verſtändigen Denkens um. Das Testimonium spiritus sancti wird hier zum immanenten Selbſtbewußtſein des Subjects, zu ſeinem eigenen verſtändigen Begriff von der Sache.

Und eben deshalb iſt Leſſing nichts anderes als — wir ſchreiben dies Wort nieder ganz unbekümmert um alles etwaige Naſenrümpfen, — der größere Luther, der dort das Gebiet der Religion nicht weniger als alle andern Felder des Geiſtes ſeinem neuen Begriffe unterwarf.

Zuerſt ging es an das Drama. Hier herrſchte im ungeſtörten Alleinbeſitz die franzöſirte antike Tragödie. Die Regeln des gleich einem Kirchenvater kanoniſirten Ariſtoteles waren in dem ſeichteſten Formalismus verkommen. Stoffe, die einer fernen, in ihrem innerſten Weſen nicht mehr verſtandenen Vergangenheit entnommen waren, ſollten das Kunſtmonopol haben, die tragiſche Erſchütterung hervorzubringen. — Es war nicht zweifelhaft, in welcher Weiſe ſich die geſchilderte Richtung zu dieſer Verſteinerung des Tragiſchen verhalten mußte. Es war nicht zweifelhaft, aber darum nicht weniger eine weltbewegende That. An Stelle jenes überlebten formellen Kanons ſetzte Leſſing ſeine auf den innern Begriff der tragiſchen Kunſt zurückgehende Kritik derſelben, die ihn zu dem Reſultate brachte, daß der um die Regeln des Ariſtoteles ſo unbekümmerte Shakeſpeare dem wahren Weſen der antiken Tragödie näher ſtehe als die Franzoſen; an Stelle der Corneille-Racine-Voltaire'ſchen Tragödie ſetzte er das bürgerliche Drama, und zunächſt Miß Sara Sampſon. Die gegenwärtige Welt des Geiſtes, — das iſt der weltbewegende Charakter dieſer That — dieſe lebendige Quelle ſeiner Leiden und Freuden, ſollte vom Geiſte auch im Gebiete der tragiſchen Kunſt ſich

erobert, die tragische Kunst zur Darstellung seines ihn bewegenden und erfüllenden gegenwärtigen Inhalts umgestaltet werden. Man muß bei dem „bürgerlichen Drama“ bei Lessing an nichts weniger denken, als an die geistlose Versumpfung, in welche dieser Begriff später in der Iffland'schen Periode verfiel. Bei Lessing handelt es sich stets um die großen Gegensätze des Geistes, um seine reellen und wahren Interessen. Minna von Barnhelm ist bereits ein politisches Drama. Bis vor Kurzem noch lag unsere heutige Bühne unter dem Drucke eines Verbots, welches nicht gestattete, Fürsten des preußischen Regentenhauses auf die Bretter zu bringen. Nun, in Minna von Barnhelm ist bereits nicht die Person, aber der Geist Friedrich des Großen, seine Regierungshandlungen und Maximen, der siebenjährige Krieg, der Gegensatz zwischen Sachsen und Preußen, der ganze Charakter und die Lebensluft jener Periode, wie sie durch das große Ereigniß des eben beendigten Kriegs bestimmt war, in Scene gesetzt und auf die Bühne gebracht. (Man vergleiche die schöne Ausführung Stahr's hierüber, Band I. p. 216—222.) —

Selbst die Prosa, welche Lessing in Minna von Barnhelm und der Emilia Galotti zur Sprache des Dramas machte, später übrigens im Nathan selbst wieder aufgab, war damals dem steifen Alexandriner gegenüber ein Fortschritt, war eine durch jenes inhaltliche Princip selbst hervorgebrachte Form. Es war die Sprache der realen Natürlichkeit, die nur für den Inhalt der Gegenwart, unmöglich für eine nothwendig auf Stelzen einherschreitende Heroen- und Götterwelt gebraucht werden konnte. —

Von diesem Prinzip der geistigen Gegenwärtigkeit als der allein bewegenden Seele des Dramas ist Lessing nie wieder abgegangen. Jener bis aufs Aeußerste getriebene Conflict zwischen der inneren Freiheit des Sub-

jects, seinem Recht auf Selbständigkeit und Ehre, und einer äußeren Uebermacht, welcher in Emilia Galotti spielt und zuletzt in ächt römisch-republikanischer Weise mit einem Selbstmord Seitens der Helden, ja mit einem Morde des eigenen Kindes, als dem höchsten Triumphe der unbesiegbaren Freiheit und Selbstbestimmung der Person endet, — dieser Conflict hätte damals ebensogut in jedem kleinen deutschen Fürstenthume spielen können. Und wie schön hat Lessing in dem Prinzen diese moderne Fürstennatur, die im Unterschiede von der alten Tyrannis nichts selbst verschuldet, sondern in heuchlerischer Selbstbelügung Alles dem Diener aufbürdet, zu schildern gewußt!

Vom Nathan, der drei Religionen dramatisirt, bedarf es vollends keiner Bemerkung, wie er nur den innersten Geist der Zeit zu seinem Inhalt hat, und hier wie in jedem Lessing'schen Drama ist es immer nur der volle Werth des auf sich selbst gestellten, von Geburt, Religion, Lage, Gunst der Großen und allen objectiven Umständen unabhängigen Selbstbewußtseins, welcher gefeiert wird.

Lessing ist daher par excellence der Dichter der humanen Idee. Brechen seine Helden auch noch nicht wie Tell zur äußern Freiheit durch, — obgleich Lessing auch hierzu schon in den Fragmenten des Spartacus und des Henzi den Anlauf nahm — so verstehen sie es dafür meisterhaft, sich in ihrer innern zu behaupten. Ja sogar scheinbar abweichende Züge stimmen hiermit überein. So ist aufgefallen, daß Lessing wiederholt mit Vorliebe den Soldatenstand, im Tellheim wie in Odoardo Galotti, gefeiert hat. Aber der Soldatenstand ist in der That derjenige, der, wenn ihn nicht besondere historische Verhältnisse in einen Gegensatz zum Land und dadurch in eine culturfeindliche Stellung werfen, vorzüglich geeignet, individuelle Tüchtig-

keit und Selbständigkeit zu erzeugen. Im Felde, wie Schiller sagt:

„— Da steht kein Andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein."

Klar genug spricht sich Tellheim darüber aus, wenn er sagt, daß er Soldat ward — „aus der Grille, daß es für jeden tüchtigen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen, Kälte und Entschlossenheit zu lernen." Es ist der ächte Lessing'sche Begriff der selbständigen Persönlichkeit, der uns hier entgegentritt. —

Wie klar bewußt sich Lessing über sein treibendes Prinzip in der tragischen Kunst war, wie warm durchdrungen er war von dem Begriff des nationalpolitischen Dramas als der intensivsten Steigerung, zu welcher es die geistige Gegenwärtigkeit des dramatischen Conflicts in der Gemüthswelt der Hörer zu bringen vermag, wie er in diesem höchsten Inhalt der geistigen Interessen die Macht und den Stoff sieht, die am tiefsten das Individuum zu bewegen und zu ergreifen haben, spricht sich vielleicht am deutlichsten in seinen Aeußerungen über Du Belloy's „Belagerung von Calais" aus, ein Stück, welches damals ein so großes Aufsehn in Frankreich erregt hatte. „Wenn es dies Stück nicht verdiente," sagt Lessing, „daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dies Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, auf das die großen Thaten seiner Vorfahren ihren Eindruck nicht verloren haben, das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um das sich nur geschäftige Müßiggänger kümmern. —

Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stück noch hinter den Franzosen! Es grade herauszusagen, wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren. — — Man erkenne es immerhin für französische Eitelkeit. Wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu einer solchen Eitelkeit fähig sein werden*)!"

Und es ist wieder nur eine — und eine wie deutliche — Consequenz seines oben entwickelten Prinzips, wenn er anderwärts und über ein andres Gebiet den gewaltigen Satz aufstellt, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukomme, „der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt." —

Vom Drama war nur ein Schritt zur Kunst überhaupt. Was bei den Franzosen das große Wort in der Aesthetik jener Zeit führte, war „der gute Geschmack," dies reine willkürliche Belieben, das noch heute unsere sogenannte gebildete Gesellschaft beherrscht. Und da bei der reinen Willkür niemals stehen geblieben werden kann, da sie ferner als das selber der Sache Aeußerliche sich wieder nur an Aeußerlichkeiten hinverlieren kann, so erforderte „der gute Geschmack" wieder „die Muster." Die Willkür des einen hatte zu ihrer nothwendigen Folge die Aeußerlichkeit der andern.

So war es in letzter Instanz auch hier wieder das Aeußerliche, das Gegebene als solches, welches die Kunst überhaupt beherrschte, die eben dadurch jeder immanenten Gliederung nach ihrem innern Begriff entnommen war. Die Classiker, besonders Homer, galten einmal für „solche Muster" im Reiche des Schönen, und so war denn durch diese Aeußerlichkeit der Geschmackswillkür und ihrer Muster die confuseste Verwirrung in den

*) Lessing's W. B. VII. S. 79. Maltzahn'sche Ausgabe.

Gebieten dieſes weiten Reiches eingetreten. Was für das Eine galt, ſollte unterſchiedslos auch für das Andere gelten. In blendenden Antitheſen wurde die Poeſie aufgefaßt als eine „redende Malerei," die Malerei als eine „ſtumme Poeſie." Das Weſen der beſtimmten Künſte und damit nothwendig der Begriff des Schönen überhaupt war verloren gegangen.

Leſſing wurde die Willkür des guten Geſchmacks und die Aeußerlichkeit der Muſter zugleich los, indem er auf den Begriffsunterſchied der redenden und der bildenden Künſte zurückging, grade hiermit den Begriff des Schönen der beſtimmten Kunſt, und ſomit den des Kunſtſchönen überhaupt entwickelte.

Dieſe That, die Leſſing in ſeinem Laokoon vollzog, war eine der folgenſchwerſten für die Entwickelung des deutſchen Geiſtes, ſie war nicht weniger im höchſten Sinne hiſtoriſch und revolutionär als ſeine andern Thaten. Auch das Schöne wurde hierdurch der Aeußerlichkeit und Poſitivität, der Jenſeitigkeit überhaupt entriſſen, in welcher es bis dahin noch für den Gedanken vorhanden war, und welche es, als die Sphäre der Sinnlichkeit, der unmittelbaren Wirkung auf Gefühl und Empfindung u. ſ. w. ſogar nothwendig an ſich zu haben ſchien. Das Schöne war in die Innerlichkeit des Denkens zurückgeführt, war verinnerlicht worden. Oder der Gedanke hatte jetzt auch die angebliche Jenſeitigkeit und Selbſtändigkeit durchbrochen, welche dem Schönen um ſeiner Sinnlichkeit willen zukommen ſollte. Er war ſelbſt dieſer Sphäre der Unmittelbarkeit gegenüber in ſein Souveränetätsrecht eingeſetzt, er war als die beſtimmende Seele des Sinnlich-Schönen nachgewieſen.

Hierdurch iſt Leſſing nicht nur Kritiker und Kunſtrichter, er iſt der Vater und Schöpfer der modernen Kunſtphiloſophie überhaupt geworden. Und wenn heutzutage nicht nur von

unſerer gebildeten Welt, ſondern ſelbſt von unſern Kritikern ſo häufig noch der Standpunkt feſtgehalten wird, daß der Gedanke an das concrete Schöne „nicht heran kann," wenn man ſich noch heutzutage nur allzuoft — wie Leſſing im edlen Zorne ſagt — „beim Pöbel wie bei den Gelehrten mit dem elenden Sprüchwort begnügt, daß man über den Geſchmack nicht ſtreiten könne," wenn alſo auch für dieſe Alle Leſſing nicht geſchrieben hat, ſo hat der deutſche Geiſt doch nichts deſtoweniger mit dem Leſſing'ſchen Erbtheil zu wuchern gewußt, und eine das geſammte Gebiet des Schönen zu einem ſyſtematiſchen Organismus des Begriffs gliedernde, die poſitiven Geſtaltungen des Geiſtes der Freude ſeines eigenen Selbſtverſtändniſſes erſt erſchließende Kunſtphiloſophie iſt die glorreiche Folge des glorreichen Schrittes geweſen, den jener Eroberer auch auf dieſem Felde des Geiſtes gemacht hat. —

Und die Fahne des Gedankens in der Hand, getrieben von dem Feuer ſeines Begriffs, immer weiter ſtürmte er von Schanze zu Schanze gegen alle Poſitionen der geiſtigen Welt! Faſt war das Intereſſe an jeder einzelnen mit der Breſche verloren, die er ſiegreich in ſie geſchoſſen hatte. Von der Kunſt trieb es ihn zur Religion. —

Der Proteſtantismus beruht auf der Vorausſetzung der Inſpiration und dieſe wieder auf jener der hiſtoriſchen Aechtheit und Wahrheit der Schrift. Aber wie ungewiß bleibt nicht jeder hiſtoriſche Beweis, alle hiſtoriſche Gewißheit überhaupt? Und wie unmöglich iſt es demnach, dieſe zur Grundlage jener abſoluten Gewißheit, jener unantaſtbaren innern Ueberzeugtheit machen zu wollen, welche der religiöſe Glaube erfordert? „Wenn wird man aufhören" — rief Leſſing daher gegen dies hiſtoriſche Gerüſt ſich kehrend aus*) — „an den Fäden einer Spinne nichts Gerin-

*) Werke. B. X. S. 60. Vergl. ebend. S. 40 fg.

geres als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen? Nein! so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt. Wie? Es soll nicht wahr sein, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und abertausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft und Geschichte Anlaß geben, auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen können?" Im Grunde war der Gedanke nicht unerhört, nicht neu. Schon Episcopius (geb. 1583) hatte gesagt: „Impossibile omnino est, id quod dictum, factum, scriptumve ab aliquo est, postquam auctor in vivis esse desiit, ita probare ab eo scriptum, dictum factumve esse, ut cavilli aut tergiversationis locus nullus reliquus maneat." (Disp. de autor. sacr. scr. Opp. II. 2. p. 444.) Aber wenn Zwei dasselbe sagen, so ist es darum nicht dasselbe. Episcopius machte aus diesem Satze eine Bemerkung, Lessing dagegen, seinem Begriffe gemäß, ein alles dem Geiste Aeußerliche und Historische von sich abstoßendes System. „Freilich," fährt er fort, „wenn dies wahr ist, wo bleiben alle historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion?" „Wo sie wollen!" — war seine von Energie strotzende Antwort. Und nun zog er seine großen Consequenzen: „Zufällige Geschichtswahrheiten können nie der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten werden*)," und kam so zu den Resultaten: „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern diese lehrten sie, weil sie wahr ist**)," und zu dem Schlusse, daß „die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten schlechterdings nothwendig sei, wenn dem

*) W. W. X. S. 39.

**) s. das IX. und X. Axiom B. X. S. 148 fg.

menſchlichen Geſchlecht damit geholfen ſein ſolle*)." Mit andern Worten: alle hiſtoriſche Beglaubigung iſt für das denkende Selbſtbewußtſein äußerlich und darum nichtig. Die Wahrheit der religiöſen Dogmen kann nur darin beſtehen, daß die Innerlichkeit des Selbſtbewußtſeins in ihnen präſent iſt, daß es ſich in ihnen wiederfindet.

Wie in der Dogmatik, ſo iſt es auch in der religiöſen Ethik nicht weniger dieſer ſelbe Begriff von der immanenten Präſenz des Selbſtbewußtſeins, der mit Leſſing zum Durchbruch kommt. Auf die evangeliſchen Handlungen angewendet, erzeugt dieſer Begriff die Tugend als den von allen religiöſen Geboten und Verheißungen unabhängigen Selbſtzweck, als die innere Freude des Bewußtſeins an dem Guten als ſeiner eigenen Natur. Das Chriſtenthum ſelbſt iſt Leſſing nur der Vorläufer eines „neuen Evangeliums," einer Zeit, wo der Menſch „das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und ſtärken ſollten, die inneren beſſeren Belohnungen deſſelben zu erkennen**)." So wird Leſſing — nach Spinoza — zum Begründer der philoſophiſchen Ethik, welche die Tugend als die Realiſirung des eignen Begriffs auffaßt. Aber eben weil hier das Handeln des Menſchen als ein durch ſeinen eigenen Begriff nothwendig beſtimmtes erſcheint, iſt auf dieſem Standpunkt ſchon nicht mehr von der blos formellen Freiheit des „bald ſo bald anders handeln Könnens" — dieſer nicht aus ſich ſelbſt beſtimmten und darum unfreien Willkür — die Rede, und wenn man die Hegel'ſche Auffaſſung der Freiheit in die Antitheſe zuſammendrängen kann: Frei-

*) W. W. X. S. 323. §. 76.

**) W. W. S. 324. §. 85 u. 86.

sein heißt müssen (nämlich: den substantiellen menschheitlichen Begriff realisiren müssen), so erhebt sich bereits Lessing zu dem formalen Grundgedanken dieser Erkenntniß in seinem gewaltigen Ausruf: „Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß." —

In diesem ausschließlichen Interesse des Selbstbewußtseins an seiner eigenen Innerlichkeit, in dieser Ausschließung alles dessen, was, ob Vergangenheit, ob Zukunft, dem Selbstbewußtsein ein Jenseitiges ist, schwingt sich Lessing zu dem, grade durch die Hypothese, die darin noch zugelassen wird, erschütternd kühnen Satze auf: „Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben unzweifelhaft unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben."

Am deutlichsten aber vielleicht spricht Lessing den ihn beherrschenden Begriff in jenen eben so berühmten wie schönen sich fast bis zur Paradoxie treibenden Worten aus: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz der Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein*)."

*) W. W. X. S. 53.

Natürlich! die Wahrheit, als ein für sich fertiger Inhalt gedacht, ist der geistigen Natur des Subjects äußerlich, schrumpft zu einem unlebendigen, todten Satze zusammen. Seine eigene innere Selbstentwicklung, sein eigenes Streben — das ist es, was die Hauptsache bildet für den Geist, welcher mit der Gültigkeit des Objectiv-Aeußerlichen gebrochen hat, und in der Lebendigkeit seines inneren Entwickelungsprocesses sein Wesen zu haben weiß. Das eigene Suchen nach Wahrheit, das ist die Wahrheit selbst, wie sie vorhanden ist, für das triebvolle Selbstbewußtsein. Freilich

„es irrt der Mensch, so lang' er strebt."

Aber wenn alles Streben Irren ist, so ist eben deshalb auch das Irren als positive Strebung aufzufassen, und so gelangt Lessing zu der übergreifenden Erkenntniß: „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein entwickeln kann und entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? — Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht*)?" d. h. es ist jetzt nicht nur in der Gegenwart dem Objectiv-Gegebenen der Anspruch auf normalitive Gültigkeit und Verbindlichkeit gegen das Selbstbewußtsein genommen, sondern dies ist auch rückwirkend durch das Reich der Vergangenheit durchgeführt und die Geschichte selbst zu einer innern Entwicklung des Selbstbewußtseins geworden.

Hier ist es, wo der deutsche Genius in Lessing am prinzipiellsten sich von Rousseau ebenso wie Voltaire unterscheidet. Die Geschichte hört hier auf, ein Reich des Unsinns und der Willkür zu sein. Das Selbstbewußtsein tritt aus seiner

*) W. W. X. S. 53.

negativen Stellung gegen das Historische in die positive über, in diejenige, welche das Historische als seine eigene Entwickelung zu begreifen weiß. Lessing ist so derjenige gewesen, der den ersten Grundstein gelegt hat zu der höchsten That, durch welche später die deutsche Philosophie ihren culminirenden Gipfelpunkt erreicht hat, — zu der als die Selbstentwicklung des Geistes begriffenen Geschichte. (Doch ist auch der tiefe Begriffsunterschied, der jene Lessing'sche Geschichtsanschauung noch von der Hegel'schen trennt, nicht zu übersehen. Bei Lessing ist, seinem nachgewiesenen Gesammtstandpunkt gemäß, die Geschichte die Entwicklung des subjectiven Selbstbewußtseins — des „menschlichen Verstandes," wie er selbst sagt — bei Hegel ist sie die Entwicklung des objectiven Begriffes des Geistes.) Zugleich ist erst durch diese positive Stellung, welche das Selbstbewußtsein zu dem Gegebenen einnimmt, sein Sieg der totale geworden, indem jetzt nicht nur die gegenwärtige selbständige Gültigkeit und Verbindlichkeit des Historischen für das Selbstbewußtsein, sondern sogar die Selbständigkeit seines Ursprungs in der Vergangenheit getilgt und zu einer innern Geschichte des Selbstbewußtseins umgewandelt ist.

So hat sich in Literatur, Drama, Kunst, in Dogmatik, Ethik, Religion, ja in der Geschichte überhaupt das Selbstbewußtsein in sein übergreifendes Recht gesetzt und ist sich als der Schöpfer dieser Welt zum Bewußtsein gekommen. Der centralische Begriff Lessing's hat sich durch alle Radien seiner Thätigkeit hindurchgeführt.

Freilich lag wohl schon bei der oben gegebenen Wendung, die Religion sei wahr, nicht wegen der Inspiration, der Auferstehung Christi und aller dieser und anderer historischen Facten, sondern weil sie wahr sei, d. h. wegen ihrer innern, dem Selbstbewußtsein entsprechenden Natur, es lag, sage ich, schon in dieser Wendung klar zu Tage, wie hierdurch

die Religion als solche vollständig aufgehoben war. Denn sie war hiermit in das Selbstbewußtsein als in ihre höchste Instanz zurückgenommen. Nicht die Religion als solche war wahr, sondern Dasjenige, was das Selbstbewußtsein in ihr als sich und seiner eigenen Natur entsprechend vorfand.

Wie klar sich Lessing selbst über diese totale Aufhebung der Religion gewesen, zeigen sehr deutlich seine so nachdrücklichen Worte an Mendelssohn hinsichts der Antwort desselben auf die Lavater'sche Aufforderung, Christ zu werden: „Ich bitte Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur erfinnlichen Nachdruck zu thun. Sie allein können und dürfen in dieser Sache so schreiben und sind daher unendlich glücklicher als andre ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

O, wie recht hatte doch Göze und sein Anhang, als er Lessing für „einen der frechsten Störer des öffentlichen Friedens" erklärte, der „die Grundfesten des heiligen römischen Reichs wankend zu machen suche." Ueber die Thoren, welche nicht einsehen, daß das ganze Unrecht der Göze's von damals wie heut eben nur darin besteht, — Recht zu haben!

Nicht minder bezeichnend war die Stellung, welche Lessing in dem durch die Wolfenbüttler Fragmente veranlaßten großen Streit gegen den flachen Rationalismus und die Aufklärungswirthschaft in der Theologie jener Zeit einnahm. Wie Jeder, der einen wahrhaften Begriff zu Markte bringt, haßte Lessing die elenden Vermittlungshalbheiten, weit stärker und energischer, als die alte ungeschminkte Orthodoxie. Er erklärt offen, jene entschiedene Orthodoxie als

den ehrlicheren, als den minder gefährlichen Feind, der „mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streite, während die neuere Theologie denselben lieber bestechen möchte," der Verlegenheit und Halbheit dieser letzteren vorzuziehen; er hält es für nützlicher, „sich mit seinem offenbaren Feinde zu vertragen, um gegen den heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können;" er erklärt, die Orthodoxie vorzuziehen, „weil, wenn einmal die Welt mit Unwahrheiten hingehalten werden soll, die alten gangbaren jedenfalls besser sind als die neuen." (S. Stahr, B. II. S. 277 fg.)

Im Grunde war dies nur eine Folge seiner schon bei der Vertheidigung Berengar's gegen Mosheim in noch allgemeinerer Gültigkeit ausgesprochenen Prinzipien. Der mache sich — sagt er daselbst — um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, der uns „grobe Irrthümer benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mittelding von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit, dahingegen der versteinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist." „Wer nur darauf denkt" — schreibt Lessing aus seiner großen Natur heraus — „die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen*)." Wenn man das „auf ewig" in dem vorletzten Satze in ein „auf um so längere Zeit" mildert, so ist damit eines der tiefsten Gesetze der geschichtlichen Bewegung ausgesprochen. Aber so wenig der Laokoon für unsere gebildete Gesellschaft, so wenig sind diese Worte Lessing's für die Kuppler von heute geschrieben, welche wieder auf so vielen Gebieten des Lebens,

*) W. W. B. VIII. S. 26.

und mehr denn je, die offenen, ehrlichen Gegensätze in dem „unreinen Wasser“ ihrer elenden Vermittlungshalbheit ersäufen möchten. —

Allein wenn wir den Begriff Lessing's durch die Gebiete der Kunst, Religion, Geschichte durchgeführt haben, wie ist es mit der Politik? Doch — fast könnte es Boshaften erscheinen, als wäre schon alles Bisherige nichts als Politik gewesen, und wem das nicht genügt, der lasse sich mit dem Lessing'schen Fragmente des Spartacus genügen. Der Consul höhnt den Spartacus:

„Ich höre, Du philosophirest, Spartacus!“
Spartacus.
„Was ist das: — „„Du philosophirest““?
Doch ich erinnere mich. Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können.
Wo Du nicht willst, daß ich philosophiren soll —
Philosophiren, — es macht mich lachen! Nun wohlan!
Wir wollen fechten!“

Zwei Decennien drauf — und die Prophezeiung traf ein. Rousseau hatte genug vergeblich philosophirt, und der Spartacus der französischen Revolution fing an zu fechten!

Und „das wird auch wohl das Ende vom Liede sein in dem Handel zwischen dem Spartacus und dem Consul der Zukunft“ — sagt Stahr, indem er dies Bruchstück anführt Bd. II. S. 327.

Doch die Größe des Gegenstandes hat uns fortgerissen. Es ist Zeit, uns endlich dem Werke selbst zuzuwenden, welches unsere Betrachtungen veranlaßt hat.

Wenn Adolph Stahr einen Lessing schrieb, so mußte dies von vornherein gewisse hochgespannte Erwartungen erregen. Wer Stahr's Thätigkeit in der Philologie, Archäologie, Aesthetik, Geschichtschreibung u. s. w. verfolgt hat, der weiß, für wie besonders befähigt man ihn voraussetzen

mußte, Leſſing's Wirken ganz zu verſtehen und zur Darſtellung zu bringen. Seit ſo geraumer Zeit auf faſt allen den Feldern productiv, in welchen Leſſing ſein ſchaffendes Genie bethätigt hatte, mußte Stahr aus einer langen Erfahrung, und aus einer ſo detaillirten, wie ſie nur die eigene Beſchäftigung mit einer beſtimmten Fachwiſſenſchaft erzeugt, wiſſen, wie unendlich viel jede dieſer Disciplinen dem neugeſtaltenden Geiſte Leſſing's zu danken hat.

Und indem er in jedem dieſer Gebiete eine geraume Strecke an der leitenden Hand Leſſing's zurückzulegen genöthigt war, mußte ſich hieraus bei ihm die Liebe zu dieſem Genius zu einer Wärme ſteigern, wie wir ſie nur einem verehrten Lehrer gegenüber zu empfinden pflegen. Die Wirkſamkeit Leſſing's auf die nationale Entwicklung war ſo bei Stahr überall zu einer Einwirkung auf ſeine perſönliche Entwicklung, war ihm zu einem perſönlichen Erlebniß geworden.

Es kam aber noch eine andere Seite hinzu, welche dazu beitragen mußte, die Erwartung zu einer ungewöhnlichen Höhe zu ſpannen. Schon Leſſing klagte über den ungewöhnlich ſcharfen Gegenſatz, der in Deutſchland Schriftſteller und Gelehrte im engeren Sinne zu trennen pflegt. „Unſere ſchönen Geiſter," ſagt er, „ſind ſelten Gelehrte, und unſere Gelehrten ſelten ſchöne Geiſter. Jene wollen gar nicht leſen, gar nicht nachſchlagen, gar nicht ſammeln, kurz gar nicht arbeiten; und dieſe wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchicklichkeit, ihrem Stoffe eine Geſtalt zu ertheilen." Dieſer Gegenſatz, der im Allgemeinen heute in noch größerer Schärfe beſteht als damals, — er dürfte faſt bei keinem der gegenwärtigen Schriftſteller zu innigerer Verſöhnung und Ausgleichung gekommen ſein, als bei Stahr, und hierin ſehen wir einen Hauptdienſt, welchen er der deutſchen Literatur geleiſtet hat. —

Durch das vorliegende Werk hat nun Stahr alle diese so hoch gespannten Erwartungen, er hat sich selbst bei weitem übertroffen. Es ist dasselbe weitaus die größte seiner Thaten, es ist eine der geschlossensten Leistungen im Gebiete der gesammten deutschen Literatur. Keine einzige Seite dieses so reichen Stoffs, welche nicht mit jenem tiefen Sinn für das Historisch-Bedeutsame, den Stahr der modernen Philosophie verdankt, die seine Bildungsgrundlage ausmacht, behandelt und zur prägnantesten Form herausgerungen worden wäre!

Was aber die größte Seite dieses Werkes bildet, ist die, daß Stahr aus demselben ein Volksbuch hat machen wollen und gemacht hat. Aller gelehrte Ballast, welcher das verdienstvolle Danzel-Guhrauer'sche Werk zu einer nur für den Literaturhistoriker und Gelehrten bestimmten Quelle gemacht hat, ist von Stahr fortgelassen worden. Er hat es verstanden, die tiefsten und schwierigsten Fragen in einer Kürze, Einfachheit und Leichtigkeit zur Darstellung zu bringen, welche sie den Gebildeten, wie dem Volke fast spielend zugänglich machen und hierdurch diesem Werke die eingreifendste Wirkung auf die gesammte deutsche Nation sichern müssen. Es ist uns nicht wohl ein Buch bekannt, welches bei einer so geringen Mühe eine reellere Belehrung und tiefere Gedankenbildung hervorzubringen geeignet wäre. Dies Buch soll nicht nur ein Volksbuch werden, es wird dies auch ohne Zweifel sein. Die Gebildeten werden es anblättern wollen, um sich aus ihm bequemen Stoff zu holen, über Lessing „mitzusprechen" — und keiner von ihnen wird es aus der Hand legen, ohne zu seiner eigenen Ueberraschung durch dasselbe zu einem Ideengang und einem Verständniß der wichtigsten Interessen des Geistes emporgehoben zu werden, welche jenen äußerlichen und frivolen Zweck bei weitem überschreiten. Das Volk aber, das deutsche Volk,

welches ernste Arbeit niemals scheut, sofern sie seinen Kräften nur eben möglich ist, wird dies Buch mit Liebe und Eifer ergreifen, um aus ihm die Bedeutung und Wirksamkeit eines der größten deutschen Genien zu erfahren, die jemals für die Entwickelung des freien Geistes gekämpft haben.

Und indem es diese seine frühere Wirksamkeit erfahren will, wird es ihm eine neue geben. Wir sprechen es mit der vollständigsten Sicherheit aus, daß, während die 13 Bände füllenden und zu ihrem Verständniß die genaue Kenntniß damaliger Zustände voraussetzenden Schriften Lessing's, während aus ähnlichen Gründen das gelehrte Danzel-Guhrauer'sche Werk dem Volke unzugänglich und Lessing somit einer Einwirkung auf das gegenwärtige Volksbewußtsein so gut wie entrückt war, durch diese comprimirte und alle nöthigen Elemente des Verständnisses in sich selbst tragende Stahr'sche Darstellung eine neue und zweite Periode der Wirksamkeit Lessing's auf unsern Volksgeist beginnen wird, nicht viel geringer als jene, die Lessing auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat.

Was die Verführung der Schrift vergrößern wird, ist ihr Styl. Sie muß als ein fortlaufendes Stylkunstwerk bezeichnet werden. Ihre Eigenthümlichkeit in dieser Hinsicht besteht in einer gewissen keuschen Gemessenheit der Formen, in einer gedämpften Wärme, in einer von nichts mehr als von Kälte entfernten meisterhaften Mäßigung des Ausdrucks, die, je weniger sie selbst sagt, umsomehr Herz und Geist des Lesers zu ihrer Ergänzung zu erregen weiß, und besonders in einer gewissen Ethik des Styls; denn man fühlt es aus diesem Styl heraus, daß er schwerlich der Rücksicht auf das heutige Publikum entsprungen ist, welches solchen Styl nicht zu verlangen pflegt, und sich dadurch auch beinahe des Rechts begeben hat, ihn zu begehren; daß er nicht einmal der Rücksicht des Verfassers auf seinen eigenen

schriftstellerischen Ruhm entsprungen, daß er vielmehr seinen Quell in der tiefen, sittlichen Ehrfurcht hat, die den Darsteller vor seinem Gegenstande durchdringt. Ein Denkmal Lessing's, sagte sich der Darsteller — denn dies ist es, was man als die läuternde Macht dieses Styls herausfühlt, dies ist es, was wir als die Ethik desselben bezeichnet haben — durfte nur gegossen werden aus einem glockenreinen Metall, aus einem Erze, aus dem jede Schlacke ausgeschieden. Besonders jene Kapitel, welche Lessing's Lebensschicksale behandeln, sind wahre Meisterwerke in dieser Hinsicht. —

Dies bringt uns auf eine letzte Seite dieses Werks, welche eine der bedeutendsten derselben bildet und uns hauptsächlich zu dem veranlaßt hat, was wir soeben über die unzweifelhafte Wirksamkeit desselben auf das Volksbewußtsein der Gegenwart gesagt haben. Es ist dies das eigentlich biographische Element des Werkes. Welch kämpfendes Heldenleben! denn dies Leben war ein fortgesetzter, ein bis zu seinem letzten Athemzuge ununterbrochener Kampf gegen die ganze Misere, wie sie nur deutsche Zustände in solcher Allseitigkeit aufzuweisen haben. Wenn irgend Jemand zum Glück geboren war, so war es die heitere, freudige, sich selbst klare Natur Lessing's! Wenn irgend Jemand wenigstens dem Unglück vollständig entnommen schien, so war es, durch ihre unbesiegliche Stärke und Thatkraft, durch die vollständige Abwesenheit jeder sentimentalen Weichheit, die durch und durch gesunde Natur Lessing's. Und sie haben diesen Mann trotz alledem soweit zu bringen gewußt, daß er sich mit Selbstmordgedanken trug, und nur der Stolz ihnen das Gegengewicht hielt! „Und heute noch — sagt Stahr II. S. 237 — wie viele Deutsche, die sich an Nathan dem Weisen erquicken, wissen es denn, daß Lessing, während er das erhabenste Werk seines Genius schuf, mit der

negativen Stellung gegen das Historische in die positive über, in diejenige, welche das Historische als seine eigene Entwickelung zu begreifen weiß. Lessing ist so derjenige gewesen, der den ersten Grundstein gelegt hat zu der höchsten That, durch welche später die deutsche Philosophie ihren culminirenden Gipfelpunkt erreicht hat, — zu der als die Selbstentwicklung des Geistes begriffenen Geschichte. (Doch ist auch der tiefe Begriffsunterschied, der jene Lessing'sche Geschichtsanschauung noch von der Hegel'schen trennt, nicht zu übersehen. Bei Lessing ist, seinem nachgewiesenen Gesammtstandpunkt gemäß, die Geschichte die Entwicklung des subjectiven Selbstbewußtseins — des „menschlichen Verstandes," wie er selbst sagt — bei Hegel ist sie die Entwicklung des objectiven Begriffes des Geistes.) Zugleich ist erst durch diese positive Stellung, welche das Selbstbewußtsein zu dem Gegebenen einnimmt, sein Sieg der totale geworden, indem jetzt nicht nur die gegenwärtige selbständige Gültigkeit und Verbindlichkeit des Historischen für das Selbstbewußtsein, sondern sogar die Selbständigkeit seines Ursprungs in der Vergangenheit getilgt und zu einer innern Geschichte des Selbstbewußtseins umgewandelt ist.

So hat sich in Literatur, Drama, Kunst, in Dogmatik, Ethik, Religion, ja in der Geschichte überhaupt das Selbstbewußtsein in sein übergreifendes Recht gesetzt und ist sich als der Schöpfer dieser Welt zum Bewußtsein gekommen. Der centralische Begriff Lessing's hat sich durch alle Radien seiner Thätigkeit hindurchgeführt.

Freilich lag wohl schon bei der oben gegebenen Wendung, die Religion sei wahr, nicht wegen der Inspiration, der Auferstehung Christi und aller dieser und anderer historischen Facten, sondern weil sie wahr sei, d. h. wegen ihrer innern, dem Selbstbewußtsein entsprechenden Natur, es lag, sage ich, schon in dieser Wendung klar zu Tage, wie hierdurch

die Religion als solche vollständig aufgehoben war. Denn sie war hiermit in das Selbstbewußtsein als in ihre höchste Instanz zurückgenommen. Nicht die Religion als solche war wahr, sondern Dasjenige, was das Selbstbewußtsein in ihr als sich und seiner eigenen Natur entsprechend vorfand.

Wie klar sich Lessing selbst über diese totale Aufhebung der Religion gewesen, zeigen sehr deutlich seine so nachdrücklichen Worte an Mendelssohn hinsichts der Antwort desselben auf die Lavater'sche Aufforderung, Christ zu werden: „Ich bitte Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur erfinnlichen Nachdruck zu thun. Sie allein können und dürfen in dieser Sache so schreiben und sind daher unendlich glücklicher als andre ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

O, wie recht hatte doch Göze und sein Anhang, als er Lessing für „einen der frechsten Störer des öffentlichen Friedens" erklärte, der „die Grundfesten des heiligen römischen Reichs wankend zu machen suche." Ueber die Thoren, welche nicht einsehen, daß das ganze Unrecht der Göze's von damals wie heut eben nur darin besteht, — Recht zu haben!

Nicht minder bezeichnend war die Stellung, welche Lessing in dem durch die Wolfenbüttler Fragmente veranlaßten großen Streit gegen den flachen Rationalismus und die Aufklärungswirthschaft in der Theologie jener Zeit einnahm. Wie Jeder, der einen wahrhaften Begriff zu Markte bringt, haßte Lessing die elenden Vermittlungshalbheiten, weit stärker und energischer, als die alte ungeschminkte Orthodoxie. Er erklärt offen, jene entschiedene Orthodoxie als

den ehrlicheren, als den minder gefährlichen Feind, der „mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streite, während die neuere Theologie denselben lieber bestechen möchte," der Verlegenheit und Halbheit dieser letzteren vorzuziehen; er hält es für nützlicher, „sich mit seinem offenbaren Feinde zu vertragen, um gegen den heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können;" er erklärt, die Orthodoxie vorzuziehen, „weil, wenn einmal die Welt mit Unwahrheiten hingehalten werden soll, die alten gangbaren jedenfalls besser sind als die neuen." (S. Stahr, B. II. S. 277 fg.)

Im Grunde war dies nur eine Folge seiner schon bei der Vertheidigung Berengar's gegen Mosheim in noch allgemeinerer Gültigkeit ausgesprochenen Prinzipien. Der mache sich — sagt er daselbst — um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, der uns „grobe Irrthümer benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit, dahingegen der versteinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist." „Wer nur darauf denkt" — schreibt Lessing aus seiner großen Natur heraus — „die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen*)." Wenn man das „auf ewig" in dem vorletzten Satze in ein „auf um so längere Zeit" mildert, so ist damit eines der tiefsten Gesetze der geschichtlichen Bewegung ausgesprochen. Aber so wenig der Laokoon für unsere gebildete Gesellschaft, so wenig sind diese Worte Lessing's für die Kuppler von heute geschrieben, welche wieder auf so vielen Gebieten des Lebens,

*) W. W. B. VIII. S. 26.

und mehr denn je, die offenen, ehrlichen Gegensätze in dem „unreinen Wasser“ ihrer elenden Vermiktlungshalbheit ersäufen möchten. —

Allein wenn wir den Begriff Lessing's durch die Gebiete der Kunst, Religion, Geschichte durchgeführt haben, wie ist es mit der Politik? Doch — fast könnte es Boshaften erscheinen, als wäre schon alles Bisherige nichts als Politik gewesen, und wem das nicht genügt, der lasse sich mit dem Lessing'schen Fragmente des Spartacus genügen. Der Consul höhnt den Spartacus:

„Ich höre, Du philosophirest, Spartacus!“
Spartacus.
„Was ist das: — „„Du philosophirest““?
Doch ich erinnere mich. Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können.
Wo Du nicht willst, daß ich philosophiren soll —
Philosophiren, — es macht mich lachen! Nun wohlan!
Wir wollen fechten!“

Zwei Decennien drauf — und die Prophezeiung traf ein. Rousseau hatte genug vergeblich philosophirt, und der Spartacus der französischen Revolution fing an zu fechten!

Und „das wird auch wohl das Ende vom Liede sein in dem Handel zwischen dem Spartacus und dem Consul der Zukunft“ — sagt Stahr, indem er dies Bruchstück anführt Bd. II. S. 327.

Doch die Größe des Gegenstandes hat uns fortgerissen. Es ist Zeit, uns endlich dem Werke selbst zuzuwenden, welches unsere Betrachtungen veranlaßt hat.

Wenn Adolph Stahr einen Lessing schrieb, so mußte dies von vornherein gewisse hochgespannte Erwartungen erregen. Wer Stahr's Thätigkeit in der Philologie, Archäologie, Aesthetik, Geschichtschreibung u. s. w. verfolgt hat, der weiß, für wie besonders befähigt man ihn voraussetzen

mußte, Leſſing's Wirken ganz zu verſtehen und zur Darſtellung zu bringen. Seit ſo geraumer Zeit auf faſt allen den Feldern productiv, in welchen Leſſing ſein ſchaffendes Genie bethätigt hatte, mußte Stahr aus einer langen Erfahrung, und aus einer ſo detaillirten, wie ſie nur die eigene Beſchäftigung mit einer beſtimmten Fachwiſſenſchaft erzeugt, wiſſen, wie unendlich viel jede dieſer Disciplinen dem neugeſtaltenden Geiſte Leſſing's zu danken hat.

Und indem er in jedem dieſer Gebiete eine geraume Strecke an der leitenden Hand Leſſing's zurückzulegen genöthigt war, mußte ſich hieraus bei ihm die Liebe zu dieſem Genius zu einer Wärme ſteigern, wie wir ſie nur einem verehrten Lehrer gegenüber zu empfinden pflegen. Die Wirkſamkeit Leſſing's auf die nationale Entwicklung war ſo bei Stahr überall zu einer Einwirkung auf ſeine perſönliche Entwicklung, war ihm zu einem perſönlichen Erlebniß geworden.

Es kam aber noch eine andere Seite hinzu, welche dazu beitragen mußte, die Erwartung zu einer ungewöhnlichen Höhe zu ſpannen. Schon Leſſing klagte über den ungewöhnlich ſcharfen Gegenſatz, der in Deutſchland Schriftſteller und Gelehrte im engeren Sinne zu trennen pflegt. „Unſere ſchönen Geiſter," ſagt er, „ſind ſelten Gelehrte, und unſere Gelehrten ſelten ſchöne Geiſter. Jene wollen gar nicht leſen, gar nicht nachſchlagen, gar nicht ſammeln, kurz gar nicht arbeiten; und dieſe wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchicklichkeit, ihrem Stoffe eine Geſtalt zu ertheilen." Dieſer Gegenſatz, der im Allgemeinen heute in noch größerer Schärfe beſteht als damals, — er dürfte faſt bei keinem der gegenwärtigen Schriftſteller zu innigerer Verſöhnung und Ausgleichung gekommen ſein, als bei Stahr, und hierin ſehen wir einen Hauptdienſt, welchen er der deutſchen Literatur geleiſtet hat. —

Durch das vorliegende Werk hat nun Stahr alle diese so hoch gespannten Erwartungen, er hat sich selbst bei weitem übertroffen. Es ist dasselbe weitaus die größte seiner Thaten, es ist eine der geschlossensten Leistungen im Gebiete der gesammten deutschen Literatur. Keine einzige Seite dieses so reichen Stoffs, welche nicht mit jenem tiefen Sinn für das Historisch-Bedeutsame, den Stahr der modernen Philosophie verdankt, die seine Bildungsgrundlage ausmacht, behandelt und zur prägnantesten Form herausgerungen worden wäre!

Was aber die größte Seite dieses Werkes bildet, ist die, daß Stahr aus demselben ein Volksbuch hat machen wollen und gemacht hat. Aller gelehrte Ballast, welcher das verdienstvolle Danzel-Guhrauer'sche Werk zu einer nur für den Literaturhistoriker und Gelehrten bestimmten Quelle gemacht hat, ist von Stahr fortgelassen worden. Er hat es verstanden, die tiefsten und schwierigsten Fragen in einer Kürze, Einfachheit und Leichtigkeit zur Darstellung zu bringen, welche sie den Gebildeten, wie dem Volke fast spielend zugänglich machen und hierdurch diesem Werke die eingreifendste Wirkung auf die gesammte deutsche Nation sichern müssen. Es ist uns nicht wohl ein Buch bekannt, welches bei einer so geringen Mühe eine reellere Belehrung und tiefere Gedankenbildung hervorzubringen geeignet wäre. Dies Buch soll nicht nur ein Volksbuch werden, es wird dies auch ohne Zweifel sein. Die Gebildeten werden es anblättern wollen, um sich aus ihm bequemen Stoff zu holen, über Lessing „mitzusprechen" — und keiner von ihnen wird es aus der Hand legen, ohne zu seiner eigenen Ueberraschung durch dasselbe zu einem Ideengang und einem Verständniß der wichtigsten Interessen des Geistes emporgehoben zu werden, welche jenen äußerlichen und frivolen Zweck bei weitem überschreiten. Das Volk aber, das deutsche Volk,

welches ernste Arbeit niemals scheut, sofern sie seinen Kräften nur eben möglich ist, wird dies Buch mit Liebe und Eifer ergreifen, um aus ihm die Bedeutung und Wirksamkeit eines der größten deutschen Genien zu erfahren, die jemals für die Entwickelung des freien Geistes gekämpft haben.

Und indem es diese seine frühere Wirksamkeit erfahren will, wird es ihm eine neue geben. Wir sprechen es mit der vollständigsten Sicherheit aus, daß, während die 13 Bände füllenden und zu ihrem Verständniß die genaue Kenntniß damaliger Zustände voraussetzenden Schriften Lessing's, während aus ähnlichen Gründen das gelehrte Danzel-Guhrauer'sche Werk dem Volke unzugänglich und Lessing somit einer Einwirkung auf das gegenwärtige Volksbewußtsein so gut wie entrückt war, durch diese comprimirte und alle nöthigen Elemente des Verständnisses in sich selbst tragende Stahr'sche Darstellung eine neue und zweite Periode der Wirksamkeit Lessing's auf unsern Volksgeist beginnen wird, nicht viel geringer als jene, die Lessing auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat.

Was die Verführung der Schrift vergrößern wird, ist ihr Styl. Sie muß als ein fortlaufendes Stylkunstwerk bezeichnet werden. Ihre Eigenthümlichkeit in dieser Hinsicht besteht in einer gewissen keuschen Gemessenheit der Formen, in einer gedämpften Wärme, in einer von nichts mehr als von Kälte entfernten meisterhaften Mäßigung des Ausdrucks, die, je weniger sie selbst sagt, umsomehr Herz und Geist des Lesers zu ihrer Ergänzung zu erregen weiß, und besonders in einer gewissen Ethik des Styls; denn man fühlt es aus diesem Styl heraus, daß er schwerlich der Rücksicht auf das heutige Publikum entsprungen ist, welches solchen Styl nicht zu verlangen pflegt, und sich dadurch auch beinahe des Rechts begeben hat, ihn zu begehren; daß er nicht einmal der Rücksicht des Verfassers auf seinen eigenen

schriftstellerischen Ruhm entsprungen, daß er vielmehr seinen Quell in der tiefen, sittlichen Ehrfurcht hat, die den Darsteller vor seinem Gegenstande durchdringt. Ein Denkmal Lessing's, sagte sich der Darsteller — denn dies ist es, was man als die läuternde Macht dieses Styls herausfühlt, dies ist es, was wir als die Ethik desselben bezeichnet haben — durfte nur gegossen werden aus einem glockenreinen Metall, aus einem Erze, aus dem jede Schlacke ausgeschieden. Besonders jene Kapitel, welche Lessing's Lebensschicksale behandeln, sind wahre Meisterwerke in dieser Hinsicht. —

Dies bringt uns auf eine letzte Seite dieses Werks, welche eine der bedeutendsten derselben bildet und uns hauptsächlich zu dem veranlaßt hat, was wir soeben über die unzweifelhafte Wirksamkeit desselben auf das Volksbewußtsein der Gegenwart gesagt haben. Es ist dies das eigentlich biographische Element des Werkes. Welch kämpfendes Heldenleben! denn dies Leben war ein fortgesetzter, ein bis zu seinem letzten Athemzuge ununterbrochener Kampf gegen die ganze Misere, wie sie nur deutsche Zustände in solcher Allseitigkeit aufzuweisen haben. Wenn irgend Jemand zum Glück geboren war, so war es die heitere, freudige, sich selbst klare Natur Lessing's! Wenn irgend Jemand wenigstens dem Unglück vollständig entnommen schien, so war es, durch ihre unbesiegliche Stärke und Thatkraft, durch die vollständige Abwesenheit jeder sentimentalen Weichheit, die durch und durch gesunde Natur Lessing's. Und sie haben diesen Mann trotz alledem soweit zu bringen gewußt, daß er sich mit Selbstmordgedanken trug, und nur der Stolz ihnen das Gegengewicht hielt! „Und heute noch — sagt Stahr II. S. 237 — wie viele Deutsche, die sich an Nathan dem Weisen erquicken, wissen es denn, daß Lessing, während er das erhabenste Werk seines Genius schuf, mit der

drückendsten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brod zu kämpfen hatte?“ In der That stand es damals so, damals, wo Lessing auf der Höhe seines Ruhmes und seines Wirkens sich befand, daß, wie er selbst an seinen Bruder über die beabsichtigte Veranstaltung einer Subscription auf Nathan den Weisen mit einer unendlich comprimirten, einschneidenden Bitterkeit schreibt, sogar wenn seine Freunde hinlänglich eifrig wären, dennoch „vielleicht das Pferd verhungert sei, ehe der Hafer reif geworden!“

Dieser fortgesetzte Lebenskampf Lessing's ist von Stahr mit einer tiefergreifenden Wahrheit und Einfachheit, mit einer erschütternden Wirkung dargestellt. Die Anstellung in Wolfenbüttel hatte den äußeren Sorgen ein Ende machen sollen. Grade sie verstrickte ihn für immer in eine Misere, in der er von nun an unwiderruflich langsam verbluten und zu Grunde gehen sollte. Lessing sollte erfahren, was es auf sich hat, für einen Mann von Verdienst und Seelenadel, mit Fürsten zu thun zu haben. In der ungeschminkten Darstellung dieses Verhältnisses, und damit des Charakterbildes von Lessing überhaupt, hat Stahr eine unendliche Ueberlegenheit über das Danzel-Guhrauer'sche Werk, welches z. B. Bd. II. S. 277 sich nicht scheut, jenen Fürsten noch darzustellen als „einen Prinzen, welcher nach Art der großen Seelen des Alterthums (!) den Heldenruhm des Feldherrn mit der Achtung vor den Heroen des Geistes in Poesie und Philosophie verband, der wie zur Zeit kein anderer deutscher Fürst sich freute, sie im eigenen Vaterland zu finden, ja aufzusuchen.“

Wenn Danzel-Guhrauer genau wissen, daß dies damals der beste Fürst im deutschen Vaterland in dieser Hinsicht war, so — gratuliren wir!

Die einfache Wahrheit jener loyalen Darstellung ist nämlich die: mit üblicher Selbstverlogenheit wollte man mit

dem Genie und den Heroen des Ruhms kokettiren, man wollte sich in effecthaschender Eitelkeit mit dem Besitze eines Lessing's wie mit einem Putze schmücken, ohne irgend ein Opfer für ihn bringen, ohne selbst nur für eine erträgliche Gestaltung seiner Existenz das Geringste thun zu wollen. Wenn man nur Lessing in seinen Diensten hatte, — was kam es darauf an, ob er in dem verkommenen und ungesunden Wolfenbüttel, aufgerieben von den unwürdigsten Sorgen und der drückendsten Noth, verkümmerte und geistig und leiblich zu Grunde ging?

Und als es schien, daß Lessing sich vielleicht doch noch erinnern könne, er sei als — „Vogel auf dem Dach" niemals elender, niemals in ärmerer und kummervollerer Lage gewesen, da griff man zu einem Spiel — doch lassen wir lieber Stahr reden: „er (Lessing) sollte schrecklich enttäuscht werden. Denn nun beginnt ein Schauspiel empörendster Art, ein Spiel fürstlicher Herzlosigkeit mit dem Schicksale, dem Leben und Charakter des ausgezeichnetsten Mannes, den Deutschland besaß, ein Spiel, das zwei Jahre lang diesen edelsten Charakter bis zu hoffnungsloser Verzweiflung verbitterte und seine leibliche und geistige Vollkraft für immer untergrub. In Lessing's Briefen aus dieser Zeit sind die Zeugnisse enthalten für die Prometheus-Qualen, die eines Fürsten leichtsinnige Wortbrüchigkeit über ihn verhängte, und zugleich ein unaustilgbares Brandmal für das Andenken des Prinzen, der sein ganzes Leben lang beflissen war, den Schein eines hochgebildeten, humanen, Kunst und Wissenschaft schützenden Fürsten durch geschickte Repräsentation um sich zu verbreiten, der mit einem Moses Mendelssohn über Philosophie gefühlvoll correspondirt und sich den Anschein gab, denselben Lessing in seiner ganzen Bedeutung und Größe zu erkennen und zu würdigen, den er Jahre lang im Elende verschmachten ließ." Und Lessing selbst schreibt an seine

Braut, nur gewisse Arbeiten, mit welchen er nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden könne und müsse, wenn er nicht alle seine daselbst zugebrachte Zeit verloren haben solle (er meint offenbar die bald darauf erfolgte Herausgabe der Fragmente), hielten ihn zurück. Dann aber solle nichts in der Welt ihn länger halten:

„Ich denke überall so viel wieder zu finden, als ich hier verlasse. Und wenn ich es auch nicht wiederfände. Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen."

Der Herzog hatte Lessing eine Stelle gegeben, die ihn so arm ließ, daß er, als er starb, auf Staatskosten begraben werden mußte!

Doch — vielleicht beweisen uns die Danzel-Guhrauer, daß jener Fürst auch dies wieder nur aus antiker Begeisterung that, um Lessing auch dadurch den Helden des Alterthums um so ähnlicher zu machen! O, über die deutschen Gelehrten! —

Dennoch ist diese Biographie von nichts mehr entfernt als davon, einen niederdrückenden Eindruck auf den Leser zu machen. Denn diese Misere wird noch weit überboten durch den stets sich gleichbleibenden Stolz und die Tapferkeit Lessing's. In dieser langen Verwicklung von Elend nicht Ein Athemzug, nicht Ein Gedanke, nicht Eine Regung, deren er sich zu schämen gehabt hätte! Dieser Triumph sittlicher Kraft ist es, den Stahr auf die erschütterndste Weise zur Darstellung zu bringen gewußt hat, und der seinem Buche die erhebende Wirkung giebt. Ja, es ist ein Heldenleben, wie nur irgend eines jener Helden des Plutarch, aber um so unendlich ergreifender, als dies Heldenthum ausgeübt wird in Umständen und Conflicten, welche den heutigen Verhältnissen um so viel näher und analoger sind. Darum wird dieses Buch zündend wirken auf die deutsche Jugend, kein ernster Leser wird es

aus den Händen legen, ohne durch daſſelbe beſſer und ſittlicher geworden zu ſein. Die Katharſis, welche dies Werk in jedem eines geiſtigen Eindrucks nur einigermaßen fähigen Gemüth hinterlaſſen wird, iſt die, es zu erheben über die Qualen und Conflicte, die ihm ſelber zuſtoßen können. Eines edeln, eines nur irgend wahrhaft beſcheidenen Gemüths wird ſich eine edle Gleichgültigkeit bemächtigen gegen Alles, was uns ſelbſt widerfahren kann in einem Kulturkampf, in welchem die Größten und Beſten langſam und qualvoll verblutet ſind. —

Und ſo kommt denn dieſes ſo vortreffliche und bedeutende Werk dreimal zur Zeit! Die Geſchichte kann eine fortlaufende Reihe von Dramen genannt werden, und die dramatiſche Situation von heut iſt der von damals wieder äußerſt ähnlich geworden.

Leſſing's eigenes großes dramatiſches Geſetz aber war: „ähnliche Situationen erzeugen ähnliche Charaktere!“

Vom enthüllten

Polizeistaate und was daran hängt.

Zwei offene Briefe

an den

Herrn Minister des Innern, Grafen Schwerin Excellenz ꝛc.

von

einem Ostpreußen an der Elbe.

Motto:

— — „Verfassungen, wie meine, wollen geschmeichelt sein."

Don Carlos und das constitutionelle Deutschland.

I.

An der Elbe, im Wonnemond 1861.

Excellenz!

Warum ich gerade Ihnen, der sich erhaben und unerreichbar über die öffentliche Meinung gestellt, und der vor Allem die Presse bisher keiner andern als einer höchst bedenklichen Aufmerksamkeit werth erachtet hat, diesen offenen Brief schreibe oder eigentlich widme? —

Es geschieht aus einem Gefühle der Dankbarkeit, dessen Ausdruck Sie nicht von sich ablehnen können, wenn Sie auch wollten. Denn, wie Bettina zu Göthe sagte: „Wenn ich Dich liebe, was geht es Dich an?“ so würde ich Ihnen zurufen: „Wenn ich Ihnen dankbar bin, was geht es Sie an?“ —

Und, in der That, geht es Sie persönlich gar nicht an. Ich bin Ihnen dankbar für die Geschichte Ihres Ministeriums, die lehrreicher ist, als seit lange die Geschichte eines preußischen Ministers gewesen. Wie keine bisher hat sie uns einen tiefen Blick durch die sumpftrübe Oberfläche unsrer Zustände auf den Grund derselben gestattet; sie hat uns gezeigt, daß unser Rechts- oder Verfassungsstaat Nichts sei, als ein thönernes, zerbrechliches Götzenbild, gestellt auf die ehrnen Fundamente des Polizeistaats. Allerdings eine unerfreuliche Entdeckung. Aber im politischen Leben haben

wir Ursache für eine melancholische Wahrheit erkenntlicher zu sein, als für die glücklichste Selbsttäuschung.

So bezwecken auch diese Blätter nicht Ihnen für diesen Polizeistaat, seinem ganzen Umfange nach, die Verantwortlichkeit aufzubürden. Sie haben ihn nicht erfunden, ja nicht einmal gesehen, als ihn schon Jeder mit Händen greifen konnte, möglich sogar, daß Sie noch nicht an ihn glauben. Er hat sich an Ihnen enthüllt, wie ein großes Naturgesetz sich dem Auge des Forschers an einem willenlosen Gegenstande enthüllt, der das Spiel einer bisher unverstandenen Naturkraft geworden, wie der Apfel, der Newton die Gesetze des Falles verrieth. Warum soll es nicht auch für den Fall von Staaten ewige Gesetze geben?

Excellenz! Ich spreche von der Geschichte Ihres Ministeriums, als von etwas bereits Abgeschlossenem. Und das ist sie in der That. Sie sind nicht mehr in der Lage, noch ein Codicill zu Ihrem politischen Testamente zu machen, wenn auch Nichts Sie hindern darf, Ihr fünfundzwanzigjähriges Ministerjubiläum auf's Festlichste zu begehen. —

Gestatten Sie mir einen Blick auf diese lehrreiche Geschichte zu werfen.

Man begrüßte in Preußen den Moment, in welchem das Portefeuille des Ministers des Innern aus verhaßten Händen in die Ihrigen überging, freudig als den Anbruch einer „neuen Aera." Ja, das ganze deutsche Volk wünschte sich Glück dazu. Denn noch immer, so oft Preußen in die Bahn des Fortschrittes einlenkt, bedeutet es — Deutschland! Um so größer daher die Geringschätzung der öffentlichen Meinung des übrigen Deutschlands gegen Preußen, um so lauter das Frohlocken seiner Neider und Widersacher, so oft und so schnöde Preußen die Hoffnungen des Vaterlandes täuscht. — Und was man von Ihnen erwartete,

beruhte auf keiner unbescheidenen Zuversicht zu Ihrer staatsmännischen Weisheit, auf keiner Ueberschätzung Ihres Charakters. Niemand versah sich zu Ihnen, daß Sie Preußen eine großartige Politik geben könnten; daß an Ihren Namen sich eine Epoche kühner Reformen knüpfen würde. Denn, um gerecht zu sein, selbst wenn Sie gewesen wären, was Sie nicht sind — ein großer Mann — so war doch Preußen nicht in der Lage, einen großen Mann gebrauchen zu können, und es wird nicht eher in einer solchen sein, als bis eine Macht, die höher steht als die Throne — das Unglück — die Berufungspatente der Minister contrasignirt. So wenigstens lehrt uns die preußische Geschichte dieses Jahrhunderts. — Die freudige Genugthuung, mit der Deutschland und Preußen Sie damals empfing, galt lediglich dem seit lange nicht erlebten Schauspiele, einen ehrlichen Mann an der Spitze der Staatsverwaltung zu sehen. Für einen solchen, der als Minister erfüllen würde, was er als Abgeordneter versprochen, wurden Sie, Herr Graf, ohne Ausnahme von allen Parteien gehalten. Ihr Name galt dem Lande als Bürgschaft für die verfassungsloyalen Intentionen des Regenten, der Sie zum leitenden Minister berufen. Alle Welt glaubte zuversichtlich, daß mit Schwerin die manteuffel'sche Mißregierung für alle Ewigkeit zum Manteuffel gegangen sei; daß die zehn Jahre lang mit Füßen getretene Verfassungsurkunde endlich eine volle, unverkümmerte Wahrheit werden würde.

Wahrlich, niemals haben bescheidenere Erwartungen einen gerechteren Anspruch auf Erfüllung gehabt! Eine Bescheidenheit, welche einem intelligenten und, wie es sich dessen rühmt, mannhaft kriegerischen Volke von sechszehn Millionen, auf den Blättern der Weltgeschichte kaum zur Ehre gereichen dürfte. Bedenken Sie — die Verfassung! Jene Verfassung, die das rettende Novemberministerium dem

Lande octroyirt und — gebrochen hatte, das war Alles, was das gemißhandelte Preußen von seinem neuen Minister erwartete.

Und dennoch haben Sie die Erwartungen Preußens und Deutschlands getäuscht. Ihre Ministerregierung war keine „neue Aera" — sie war blos ein Amendement zur Regierung Manteuffel. Was haben Sie gethan, um der Welt zu beweisen, daß Sie die Gewaltthaten verabscheuen, welche Ihr Vorgänger zum Regierungssystem erhoben hatte? Welche Sühne boten Sie dem preußischen Volke für sein zehn Jahre lang gehöhntes und geschändetes Recht? Welche Garantie für die Nimmerwiederkehr solcher Zustände? — Sie duldeten, daß die Paschas des Herrn von Manteuffel ruhig in ihren Paschaliks, in Ostpreußen wie am Rheine, in Posen wie in Schlesien, in Pommern wie in Sachsen weitet regierten. Alles, was Sie thaten, war, daß Sie biedere Rescripte an dieselben erließen, um sie an die Verfassung zu mahnen. Hat doch ein ganzes Jahr lang collegialisch, Seite an Seite mit Ihnen, der manteuffel'sche Minister Simons, ganz wie ehedem, in Preußen — das Recht gewaltet! Es war nicht der Einfluß Ihres sittlichen Widerwillens, der diesen Mann mit der ehernen Stirne doch endlich veranlaßte, sein Amt niederzulegen. — Sie setzten der öffentlichen Meinung dieselbe ostensible Geringschätzung entgegen, die sich an einem Herrn von Manteuffel allerdings motiviren ließ — Sie aber, Sie verdankten dieser öffentlichen Meinung Ihr Ministerportefeuille. Sie deckten mit Ihrer ministeriellen Autorität criminell anrüchige, von Ihrem Vorgänger übernommene Beamte, auf die das Volk mit Fingern wies, und entschädigten dieselben mit Belohnungen für die Ungunst des allgemeinen Urtheils. Confiscationen mißliebiger Blätter, Preßprozesse und was dahin gehört, kennzeichnen Ihr Ministerium, wie sie das alte System

gekennzeichnet haben. Sie blieben taub gegen die Vorstellungen von Abgeordneten und Magistraten, welche dringend die Beseitigung pflichtvergessener Staatsdiener und der durch diese herbeigeführten Mißstände forderten. Und wenn man anfangs zu Ihrer Staatsleitung die Zuversicht hatte, daß Sie wenigstens dem Gange der Justiz gegen amtlichen Mißbrauch ungehemmt und unbeeinflußt freien Lauf lassen würden, so hat der Stieber-Schwarck'sche Prozeß bewiesen, daß auch Graf Schwerin so gut wie Herr v. Manteuffel eine der Regierung unbequeme, rücksichtslose Rechtspflege übel zu vermerken und zu strafen wisse. — Selbst die von Ihnen verantwortlich gegengezeichnete, lang genug vergebens erwartete Amnestie, die einzige That Ihrer Ministerverwaltung, für die Ihnen Herr v. Manteuffel keine Schablone hinterlassen hat, und die Ihnen volle Gelegenheit darbot, den liberalsten Zug Ihres Herzens mit den peinlichsten Rücksichten der „Staatsraison" in Einklang zu bringen, hätte von einem Triumvirat Manteuffel-Simons-Westphalen nicht kläglicher zugerichtet werden können. Ein in einem bedeutungsvollen Momente im Namen des Fürsten erlassener Gnadenact — bestimmt, die Zeit des Zerwürfnisses zwischen Thron und Volk für immer der Vergessenheit zu übergeben — mit polizeilichen Hintergedanken und Clauseln, welche dem aus weitem Exil Heimkehrenden an der Schwelle des ersehnten Vaterlandes das Recht der Heimath höhnend aufkündigten; eine Amnestie, welche von dem Manne, der in schweren Prüfungen seine Charakterehre bewährt hat, ein demüthigendes, reuiges Bittgesuch fordert, bevor er ihrer Vergünstigung theilhaftig werden soll; die sogar dem unbesonnenen Vertrauen auf die rückhaltlose Versöhnlichkeit der Regierung halspeinliche Anklagen, Festungskasematten und Zuchthauszellen in Aussicht stellt! — Weit und gastlich, mit Friedenspalmen und den Zweigen des Oel-

baums geschmückt, sind die Pforten des Vaterlandes seinen flüchtigen Söhnen geöffnet, dahinter aber liegen tückische Fußangeln und Fallgruben! — Wird die Weltgeschichte diese Amnestie amnestiren können? —

Doch es ist nicht zu läugnen, daß unter Ihrem Ministerium Manches in Preußen besser geworden! —

Um so schlimmer! muß man sagen. Denn nicht überall trifft das Sprichwort zu: „das Bessere ist der Feind des Guten.“ — In einem Staate, in welchem das lang unterdrückte Recht wieder proclamirt wird, da soll es nicht besser werden, sondern gut, d. h. anders, weil es eben kein Mittelding, keinen neutralen Boden, kein Compromiß geben darf zwischen Unrecht und Recht. — Sie haben hie und da Mißbräuche beseitigt, nicht den Mißbrauch, nicht die Missethäter. Unter Manteuffel wurde das Böse verübt aus ministerieller Willkür, unter Schwerin das Gute, consequenz- und principlos, aus ministeriellem Gutdünkel.

Was gereichte dem Lande mehr zum Heil und weniger zum Verderben?

Wer die Wohlfahrt der Staaten nach dem Stande der öffentlichen Moral beurtheilt, kann nicht zweifelhaft sein. Das manteuffel'sche Regierungssystem hatte wenigstens das Gute jeder decidirten politischen Stellung. Dadurch, daß es seine willigen Beamten zu Schergen demoralisirte, ihnen den Platz dem Volke gegenüber anwies, hatte es endlich doch den heilsamen Ingrimm des tief verletzten öffentlichen Rechtsgefühls im Volke geweckt und wach erhalten. Eine Regierung, die sich ehrlich den allgemeinen Abscheu zu verdienen weiß, hebt den Geist selbst verkommner Nationen bis zur — Erhebung! — Ihr haltloses Schwanken zwischen Recht und Eigenwillen; Ihre Versuche, den Staat verfassungsmäßig mit verfassungsscheuen Beamten zu regieren, hat Alles dazu gethan, die schlechten Beamten durch den

Dünkel ihrer Unentbehrlichkeit noch zu verschlechtern, und wiederum Alles, das Rechtsbewußtsein des Volkes irre zu leiten; seinen gesunden, sittlichen Haß gegen amtliche Niedertracht abzustumpfen. Sie waren auf dem besten Wege, nach Art der „guten“ und „edlen“ Minister von ehedem, aus der Zeit des patriarchalischen Absolutismus, jede Rechtsgewährung zu einer Wohlthat, zu einer Gunstbezeugung zu erniedrigen, für die Ihnen Dank gebühre. — Daß bei all dem die öffentliche Moral vor der entnervenden Wirkung Ihrer Regierung bewahrt wurde, ist nicht Ihr Verdienst; es ist das Verdienst der von Ihnen perhorrescirten Presse. Ein paar Flugblätter rauschten wie die Kraniche des Ibycus über das Theater hin und — „sieh da, sieh da, Timotheus!“ das böse Gewissen unseres Staates hatte sich verrathen und

„Die Scene wird zum Tribunal!“

Wie vergnügt mag sich Ihr Vorgänger, Herr von Manteuffel, die Hände gerieben haben über die Scandalsuppe, die im Grunde Niemand als e r Ihnen eingebrockt hatte und die Sie so treuherzig ausgelöffelt haben! Welche Genugthuung für ihn, daß gerade unter dem Minister des angeblich regenerirten Rechtsstaats die Bestialität des degenerirten Polizeistaats sich so herrlich offenbaren mußte! — In der That die Geschichte Ihres Ministeriums wird sich in Zukunft, von Epigonen, die mehr Grund zum Lachen haben als wir, wie ein Capitel aus dem „Reineke Fuchs“ lesen lassen, nur daß — falls dies zu Ihrer Beruhigung dienen könnte — Niemand S i e für den Reineke halten wird.

Denn, bei Alledem, wie Sie auch die Erwartungen Preußens und Deutschlands von der „neuen Aera“ getäuscht haben mögen, Sie sind ein ehrlicher Mann geblieben in jeder Beziehung des Wortes. Gewiß, Sie bekennen sich noch zu derselben politischen Ueberzeugung, der Sie oft auf der Abgeordnetentribüne am Dönhofsplatze den freimüthigen

Ausdruck gegeben; Sie haben sich noch jene Biederkeit Ihres Wesens und alle die braven pommerschen Umgangsformen erhalten, die Ihnen Jeder nachzurühmen wußte, dem Sie persönlich näher getreten waren. Wer wäre zu glauben berechtigt, daß die Gesinnungstreue des Abgeordneten dem verführerischen Ehrgeize des Ministers erlegen sei? daß Sie um die traurige Selbsttäuschung zu beklagen wären, man werde ein großer Staatsmann, wenn man aufhöre ein ehrlicher Mann zu sein? — Ihr bescheidnes Selbstbewußtsein wird Sie vor solchem Wahne gehütet haben. Dem staatsmännischen Genie eines Burke konnte allerdings die Welt noch immer ihre Bewundrung nicht entziehen, als sie ihn bereits wegen des Abfalls von seinen Principien verachten gelernt; die Verirrungen eines Mirabeau machte das Pantheon vergessen; Talleyrand besiegelte mit seinen Meineiden die Geschicke Europas; der Name Metternich wird unsterblich sein, so lange ihm Deutschland flucht; welche staatsmännischen Eigenschaften aber besitzen Sie, die den Ruf Ihrer Ehrlichkeit auch nur um einen Tag überleben könnten? —

Und auch was man im schlicht rechtlichen, im bürgerlichen Sinne des Wortes unter einem ehrlichen Manne versteht, sind Sie als Minister geblieben — kein Mensch in Preußen wagt es daran zu zweifeln. Wie bald oder wie spät Sie auch Ihr Ministerhôtel zu verlassen genöthigt sein mögen, Sie werden aus demselben um keinen Thaler reicher fortziehen, als den, welchen Sie sich etwa von Ihrem Gehalte erübrigt haben, geschweige denn bereichert um eine unbegreifliche halbe Million, deren dunkler Ursprung vor indiscreter Wißbegier unter den Schutz der Staatsanwaltschaft gestellt werden müßte. Sie würden in jedem Augenblicke mit gutem Gewissen den Hypothekenschein Ihrer Güter der Oeffentlichkeit zur Einsicht vorlegen und der Welt beweisen

können, daß Sie eben so berechtigt sind Ihre Nationalkokarde am Hute wie Ihren Ordensstern auf der Brust zu tragen. Freilich, ein Zeugniß, wie es jeder unbescholtene Hausknecht in seinem Dienstatteste führt. Aber, Excellenz, es macht Ihnen wahrlich keine Schande, wenn Sie dasselbe Ihren Personalacten beifügen. Denn, leider, seit Preußen durch die Novemberthat des Jahres 1848 gerettet worden, hat die vordem nie angezweifelte Integrität des preußischen Beamtenstandes, in den niedrigsten wie höchsten Sphären, aufgehört etwas Selbstverständliches zu sein. Nicht immer seitdem war die öffentliche Meinung in der Lage, abgetretenen Ministern in's Dienstzeugniß schreiben zu können, daß das, was sie in's Privatleben mit sich genommen — die Achtung des Landes gewesen wäre. —

Mit einem Worte, Excellenz, Sie sind noch immer der Graf Schwerin von der liberalen Verfassungsgarde des Abgeordnetenhauses, die bei Ihrem Ministerantritte von der linken Seite des Hauses plötzlich nach rechts hinüber schwenkte und die Schlachtlinie der Feudalen aus ihrer bisher inne gehabten Position auf die linke Seite schob; einer der sinnreichsten Flankenmärsche, von denen bisher die parlamentarische Kriegsgeschichte zu berichten weiß. Die Opposition wurde conservativ, um Sie dem Lande zu conserviren, und fragt das enttäuschte Land: wozu? — so liegt das blos darin, daß dasselbe von einem möglichen Minister — Unmöglliches erwartet hat. —

Excellenz! Sie sind Gothaer.

Nicht Ihres Liberalismus wegen erhielten Sie ein Portefeuille, sondern wegen der Harmlosigkeit Ihres Liberalismus. Man wollte den bösen Manteuffel durch den guten Gothaer vergessen machen. Das war Alles. Und — es ist fast ein Pleonasmus, es noch zu bemerken — Sie sind Gothaer geblieben, wie alle die andern ministermöglichen Herren „von

jener Seite des Hauſes," Herr v. Vincke nicht ausgenommen, Gothaer bleiben würden, wenn ſie einmal ausgingen die preußiſche Magna Charta zu ſuchen und ein Miniſterportefeuille fänden. Was ſollten Sie mit Ihren Grundſätzen aus den ſtenographiſchen Berichten in der Sphäre jener „Staatsraiſon" anfangen, wo die Rückſicht nach oben und die Vorſicht nach unten ganz beſondere Vor- und Rückſicht fordert, und wo ſelbſt das Einmaleins aufhört eine ewige Wahrheit zu ſein? Daß Sie heute noch wie ehedem von der Wahrheit Ihrer oft genug Angeſichts des Landes ausgeſprochenen Ueberzeugungen — überzeugt ſind, kann dem Lande wenig nützen. Glauben Sie denn, daß es nicht auch in den Reihen der craſſeſten Reaction Leute gibt, die ſehr wohl wiſſen, was Recht und Geſetz iſt? — Ueberzeugungen, die dem Vaterlande zu Gute kommen ſollen, müſſen ein ſcharfes Schwert ſein, mit dem der Mann von Charakter rückſichtslos und unbarmherzig gegen Alles, was in der Staatsführung verlogen und niederträchtig iſt, den Kampf aufnimmt. Die Herren von Gotha aber bedienen ſich ihrer Ueberzeugungen als Regenſchirm. Sie ſpannen ihn auf, wenn der politiſche Horizont ſich verdunkelt, und meinen das böſe Unwetter beſchworen zu haben, weil ſie trocken und ſicher darunter wegzukommen gewußt. Bei heiterem Wetter aber führen ſie ihr Geſinnungsparapluie unterm Arm, wie einſt der galliſche Bürgerkönig Louis Philipp, allerhöchſtſeligen Andenkens, ſtets mit ſeinem Begleiter, dem wackern Regenſchirm „Riflard," — ſo benamſte ihn das gottloſe Charivari — im Volke erſchien, um durch dieſes harmloſe Werkzeug des Friedens die Herzen friedliebender Gewürzkrämer zu gewinnen. — Meine Herren von Gotha! Niemand wird in Abrede ſtellen können, auch Sie haben mit Ihrem hübſch glatt zuſammengelegten, in prächtigen Taffetfarben ſchillernden Liberalismus ſich die Liebe und Hoch-

achtung aller constitutionellen Philister des deutschen Vaterlandes gewonnen, welche vor Nichts mehr Angst haben, als vor ihrem „guten Rechte“ und die es gern sehn, daß man der Freiheit gute Worte gibt, damit sie nicht gar zu früh, am liebsten gar nicht komme. — Aber der bürgerfreundlich liberale Riflard hat den guten Louis Philipp nicht vor der Februarrevolution geschützt. Mit Regenschirmen schlägt man keine Schlachten. Und wenn das Volk erscheint, lassen sich die Gewürzkrämer entschuldigen. —

Excellenz! Ihre ehrenwerthen Gesinnungen, An- und Absichten haben nicht ausgereicht, von Preußen jenen Scandal fern zu halten, der dem „Kladderadatsch“ ein volles Anrecht auf preußische Geschichtschreibung gegeben hat.

Während an fast allen Staaten Europas, in gewaltigen Bewegungen, Krisen und Katastrophen, der politische Läuterungsprozeß unsrer Zeit sich offenbart; während Italien durch einen großen Mann, der ein opferfreudiges Volk gefunden, seine einheitliche Gestaltung in kürzerer Zeit erringt als die Incompetenzerklärung des deutschen Bundestages auf eine landständische Petition wegen Verfassungsbruches abseiten eines unsrer Duodeztyrannen erfolgt; während in Rußland die Despotie, wie von einem unsichtbaren Geiste getrieben, den Kampf gegen sich selbst aufnimmt und die Bahn der modernen Staatsreform beschreitet; während das aus seinen Fugen gehende Oesterreich, wenn auch spät, vielleicht zu spät, an seinem alten System verzweifelnd, aus einem Concordatsstaate sich zum freien Verfassungsstaate bekehrt; während jenseits des atlantischen Oceans das als selbstsüchtig verschrieene Yankeethum alle Schrecken und Opfer eines Bürgerkrieges auf sich nimmt, um die große Schöpfung Washington's von der Schmach der Sklaverei zu befreien, kurz während überall etwas geschieht, was —

sei's Gutes, sei's Schlimmes — von dem lebendigen Odem der Geschichte zeugt, in Ungarn, in Polen, in Griechenland, Syrien, Montenegro, China, auf St. Domingo u. s. w., haben über Preußen die Zeitungsblätter nichts Bedeutenderes mitzutheilen als die Chronique scandaleuse des sich enthüllenden Polizeiregiments, von den Milchkühen der bucolischen Polizeischöpfung in Rummelsburg, vom Stachelschimmel des Herrn von Zedlitz, von unsichtbaren Schutzmannschaften, die gleich Schutzengeln nirgends existiren als im Reiche des Idealen und auf dem Papier, und die dennoch auf Kosten der Berliner Commune mit grauen Commißhosen bekleidet werden müssen und was dergleichen polizeiliche Gaunerstückchen mehr sind. Und die Gauner? Sie sind die Helden des Tages. Sie beschäftigen die öffentliche Meinung, die Presse, die Magistrate, die Gerichtshöfe, das Abgeordnetenhaus, die Minister, das Cabinet; sie sind das Schiboleth der Parteien, sie sind Prinzipienfragen, sie sind Ministerpolitik, sie sind Cabinetspolitik, sie sind mehr als das! — —

„Patzke ist arretirt!" Auf den Flügeln des elektrischen Blitzes eilt diese Kunde von Berlin nach allen Richtungen der Windrose, so weit der Erdball in den Fäden des Telegraphennetzes eingesponnen liegt. „Wer ist Patzke?" fragt man sich ängstlich an den Börsen von Amsterdam, Paris und London. Niemand weiß, ob diese Nachricht den Frieden Europas bedroht oder befestigt, ob Patzke die Hausse bedeutet oder die Baisse. „Patzke," lautet die Antwort kundiger Zeitungsleser, „ist ein königl. preußischer Polizeibeamter, der den Berliner Magistrat mit gefälschten Schneiderrechnungen und dergleichen betrogen hat." — „Und darum die Telegraphen in Bewegung setzen und alle Welt erschrecken?" — Ja, aber Preußen, aber Deutschland sieht auf Patzke! — — — Und wenige Wochen später schwirren wiederum die geflügelten Telegramme aus Berlin weit hin über Land und

Meer: — „Der Polizeipräsident von Zedlitz ist beurlaubt.“ Bedeutet das eine Ministerkrisis? fragt das Ausland. — Nein, preußische Minister leiden an keinen constitutionellen Krankheiten. Doch das preußische, das deutsche Volk jubelt ob dieser Botschaft. Opfert eine Hekatombe der blinden Themis! Endlich, nach langen, schweren Kämpfen hat die gute Sache gesiegt. Gerechtigkeit und Friede küssen sich auf dem Molkenmarkt, denn Herr v. Zedlitz ist beurlaubt und kann mit hoher und höchster Genehmigung eine Badereise machen.

Excellenz! Ist es etwa auf der einen Seite die Freude am Scandal, auf der anderen der Verdruß über denselben, was so klägliche Thatsachen zum Gegenstande einer — es ist nicht zu viel gesagt — nationalen Aufregung in unserm Vaterlande machen konnte? — Glückliches Preußen, wäre dem so! — Aber in Wahrheit es handelt sich um weit mehr, als um pikante Polizeianekdoten oder um das Leben und Treiben einiger confiscirten Subjecte, die kaum die Druckerschwärze werth sind, die nur allzureichlich an ihren Namen verschwendet worden, oder um einen höheren Beamten, den Unfähigkeit und bureaukratischer Hochmuth zum willenlosen Mitschuldigen seiner Untergebenen gemacht; nein! was der enthüllende Tag an's Licht gefördert hat und immer mehr an's Licht fördert, ist das Symptom einer durch den Organismus des Staates verderblich schleichenden Krankheit, die, wenn ihr nicht bald und kräftig, mit dem Eisen und dem Feuer des Hippokrates Einhalt geschieht, seine edlen Lebenssäfte immer mehr vergiften, sein sittliches Mark verzehren, ihm Nichts lassen wird als den gleißnerischen Schein seiner tief unterwühlten Oberfläche. Er stürzt zusammen vor dem bloßen Windesbrausen einer herannahenden Katastrophe. — Was daher Patzke, was Stieber, was Lindenberg, was Peters, Ohm, Gödsche, was Rummelsburg, was Stachel-

schimmel, was Schutzmannshosen, was Lumpen und Lumperei und kein Ende? —

Der Geolog wirft gleichgültig das aus dem Felsen herausgeschlagene Steinstückchen fort, an welchem sich ihm die Beschaffenheit eines mächtigen Bergzuges geoffenbart hat.

Wir untersuchen an dem mikroskopischen Stückchen Polizeimisere das innerste Wesen unsres Vaterlandes — denn wir sprechen von Preußen und dem ganzen Bundesdeutschland, wenn wir von der Polizei sprechen — und werfen dann die Lumpen zu den Lumpen.

Möchten Ew. Excellenz jedoch nicht glauben, daß das bloße Wort „Polizei" nun einmal der Demokratie ein gar verhaßter Klang sei und daß in diesem, von einem Buche colportirten Briefe, welches sein demokratisches Glaubensbekenntniß offen auf dem Titel führt, sich nichts Anderes erwarten ließ als so eine Art von Barrikadenmarseillaise mit dem Refrain: „Nieder mit der Polizei! Es lebe die Freiheit!" — Ganz im Gegentheil lautet mein Ruf: „Es lebe die Polizei, damit die Freiheit lebe!" darum aber auch: Nieder mit der Polizei! — Es ist mir alles Ernstes Ernst damit, wenn ich das bekannte Wort Voltaire's: „Wenn Gott nicht existirte, müßte man ihn erfinden" umschreibe: „Wenn die Polizei nicht existirte, müßte man sie erfinden" — und ich bezweifle, daß der Atheist von Ferney es mit seinem Ausspruche so aufrichtig gemeint habe als ich mit dem meinigen. — Ja, ich gehe in dieser Ueberzeugung weiter als meine politischen Gegner, denen die Demokratie in ihrer letzten Consequenz das Chaos bedeutet. Mir gilt die Polizei für keines jener sogenannten „nothwendigen Uebel," mit denen doctrinäre Weisheit nur allzureichlich unsern Staat bevölkert hat — da ich überhaupt glaube, daß kein Staat sich mit Bewußtsein ein Uebel anthun oder ein angethanes dulden soll. Ich halte vielmehr die Polizei für eine Wohlthat, welche die

zum bürgerlichen Gemeinwesen geeinte Gesellschaft sich selbst erweist, um Jedem, der ihr angehört, unter dem Schutze der öffentlichen Ordnung die unverkümmerte Verwendung seiner freien Kraft zu sichern. Das Unterordnen des Einzelnen unter diese öffentliche Ordnung, d. h. der Verzicht auf einen Bruchtheil des individuell freien, des naturwüchsigen Wollens zu Gunsten des Gemeinwollens, ist kein Opfer, da eben jener, in der vereinten Kraft der geordneten Gesellschaft aufgehende Bruchtheil das ermöglicht, wozu er in der freien Disposition des auf sich angewiesenen Einzelmenschen ohnmächtig wäre. So ist, was die Einzelnen von ihrer persönlichen Freiheit der öffentlichen Ordnung hingeben, eben so gut eine Steuer wie die baare Münze, die sie zum Bedarf des Staatshaushaltes beitragen — zusammengeschossenes moralisches Capital, das, im Interesse des Gemeinwesens verwaltet, jedem Beitragenden mit dem höheren Zins, den das große Capital erarbeitet, wieder zu Gute kommen soll. Man brauchte daher gar Nichts dagegen zu haben, wenn die ganze staatliche Ordnung im umfassendsten Sinne des Wortes — Justiz und Verwaltung zugleich — „Polizei" genannt würde, die ja auch ursprünglich und ihrem Namen nach (πολιτεία) das ganze demokratische Staatswesen bedeutet, so daß in diesem Sinne der eigentlich demokratische Staat der eigentliche Polizeistaat ist. —

Doch warum mich auf das Gebiet theoretischer Entwickelungen verirren? — Spricht doch ein nur flüchtiger Blick auf dasjenige, was die Polizei im technischen Sinne des Wortes tagtäglich zu Nutz und Frommen des Ganzen, wie des Einzelnen leisten soll, deutlicher als alle Theorie. —

Ihr, die mit stets offenen Augen über dich wacht, dankst du's, daß du dich an einer haarsträubenden Criminalgeschichte aus dem „neuen Pitaval" gemüthlich in den Schlaf

leſen kannſt, ohne einen ſechsläufigen Revolver unter deinem Kopfkiſſen. Sie bietet dem Kenner ſocialer Verderbtheit und ſocialen Elends das wunderbare Schauſpiel, daß hinter der zerbrechlichen Scheibe des Juwelierladens das funkelnde Geſchmeide vor allen Leidenſchaften lüſterner Habgier und ſelbſt vor der Verzweiflung des Hungers ſo ſicher geborgen iſt, wie die engliſchen Kronjuwelen in den Gewölben des Towers. — Sie faßt die Hand des Diebes, die ſich eben in eine deiner ſorglos offenen Taſchen verirrt; ſie überliefert, zur Beruhigung der gefährdeten Geſellſchaft, den flüchtigen Räuber und Mörder der ſtrafenden Gerechtigkeit; ſie ſchützt die öffentliche Sitte, den Wohlanſtand vor den Attentaten der Gemeinheit. Sie warnt dich vor den Gefahren, mit denen Feuer und Waſſer und andere Nöthe dich bedrohen, und bietet dir zu ihrer Bekämpfung die helfende Hand. Sie entfernt aus deinem Wege den Stein des Anſtoßes und auch das dem Auge Widerliche. Nichts, was dich an Leib und Beſitz ſchädigen könnte, entgeht ihrer Aufmerkſamkeit, nicht Raupenfraß, nicht die Tollwuth der Hunde, nicht Klauenſeuche, Milzbrand, anſteckende Pferdekrankheiten ꝛc. Selbſt auf das mit giftigen Farben bemalte Spielwerk, das du unbeſonnen deinem Kinde in die Hand giebſt, erſtreckt ſich ihre Fürſorge. — — — — — — — —

Ich bin überzeugt, daß es, mit Ausnahme von profeſſionellen Dieben, Mordbrennern und ſonſtigem qualificirten Zuchthaus- und Galgengeſindel, keinen Menſchen im Staate giebt, der nicht mit klarem Bewußtſein oder doch mit inſtinctivem Wohlbehagen einen ſolchen Zweck polizeilicher Inſtitutionen dankbar anzuerkennen und nach Kräften zu fördern bereit wäre. Selbſt der Aermſte im Volke, von dem die geringſchätzige Phraſe des Beſitzes ſagt, daß er Nichts zu verlieren habe, hat immer noch genug zu verlieren, was ihm ein hohes Gut bedeutet und ein höheres noch zu er-

streben, als daß er vertheidigungs- und schutzlos seine Sache auf Nichts stellen sollte.

Excellenz dürfen daher glauben, daß die Liebe und die Hochachtung, welche ich so segensreicher Wirksamkeit der Polizei zu widmen geneigt bin, nicht minder aufrichtig ist als die Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe, mich zu zeichnen, als

Ew. Excellenz

gehorsamster ꝛc.

II.

An der Elbe, in der ersten Hälfte des Juni 1861.

Excellenz!

Woher kommt es bei Alledem, daß in unsrer Heimath keine Behörde dem Volke widerwärtiger erscheint oder — um mich des Ausdrucks unsres Gesetzbuches zu bedienen — warum erregt keine mehr „Haß und Verachtung“ gegen sich als gerade die Polizei? Warum ist es sogar eine strafbare Injurie (ein Königsberger Richterspruch aus der Manteuffel-Zeit hat es actenmäßig constatirt), einen Polizisten — einen Pölizisten zu nennen? Warum ist bei jeder Volksbewegung der erste Stein noch immer in die Fenster eines Polizeigebäudes geschleudert worden? Warum, um von dem zu sprechen, was wir eben erlebt, diese von allen Ständen und Schichten der Bevölkerung getheilte Schadenfreude, dieser

unbarmherzige Hohn über die Entlarvung einiger armseligen Polizeicreaturen, die sich vergangen haben, wie auch andere sündige Menschenkinder sich vergehen? — Liegt es im Charakter oder auch nur im Interesse des Volkes, den treuen Wächter seiner Person und seiner Habe zu hassen und zu verabscheuen? ihn zu mißhandeln und schadenfroh der Nemesis Beifall zu klatschen, die ihn über einem Fehltritt ereilt? —

Man wende mir hier nicht ein, was ich oben schon beseitigt zu haben glaube; daß die von der Polizei im Interesse des Allgemeinen gehandhabte Ordnung eine rücksichtslose Strenge der Ausführung fordere, die ihr den Haß der Vielen zuzieht, die sich solcher Ordnung nur mit Widerstreben fügen. Es bedarf nur eines Blickes auf das „Land der Erbweisheit sonder Gleichen," wie man ehedem sagte, oder auf das „Vaterland der Macdonalds," wie man jetzt sagt, um uns eines Besseren zu belehren. Warum gehört in England die Polizei zu den geachtetsten Behörden im Lande? Warum findet dort der unterste Constabler, der dem Publikum durch keine Pickelhaube, kein beklunkertes Schwert an der Seite imponirt, im dichtesten Volksgedränge achtungsvollen Gehorsam gegen seine Anordnungen „im Namen des Gesetzes"? Warum lassen sich respectable englische Bürger freiwillig als Polizeimänner einschwören, um sich der Polizeibehörde, im Falle ihrer Unzulänglichkeit, zur Verfügung zu stellen, während bei uns, im ähnlichen Falle, der bewaffnete Bürger die gefährdete öffentliche Ordnung nur dadurch herzustellen vermag, daß er die verhaßte Polizei aus den Augen des Volkes verschwinden läßt? Woher dieser Unterschied zwischen zwei Nationen, auf deren germanische Stammverwandtschaft die Culturgeschichte so oft hingewiesen?

Die Erklärung liegt auf der flachen Hand, wie die Er-

scheinung selbst. Weil was drüben Vernunft ist, bei uns Unsinn, was drüben Wohlthat ist, bei uns Plage geworden; weil drüben in England die Polizei dient und weil sie in Deutschland herrscht! Der aus unserm Säckel besoldete Wächter hat den ihm anvertrauten Spieß umgekehrt. Er wacht nicht über das Volk, er überwacht es; er hat sich zu seinem Vormund aufgeworfen, seinem Tyrannen.

Statt durch Wegräumung von Hindernissen dem Bürger die Bahn frei zu machen für die Arbeit seines Kopfes und seiner Hände, damit er in dem Ringkampf um seine irdische und geistige Existenz nirgends ein Hemmniß finde als an dem, dem seinigen gleich gemessenen Rechte Andrer, hat die Polizei das ganze bürgerliche Leben mit vexatorischen Verfügungen, Verordnungen und Strafbestimmungen umsponnen und eingeschnürt. Es gibt nichts, was sie nicht erlauben müßte, nichts, was sie nicht verbieten dürfte. Mit hoher polizeilicher Bewilligung werden wir geboren, mit hoher polizeilicher Bewilligung werden wir begraben. Du mußt Dir ihre Zustimmung erbitten, nach Neigung und Fähigkeit Dich und die Deinigen rechtlich ernähren zu dürfen. Der edelsten Berufsthätigkeit wie der gemeinsten, ja selbst dem ehrlosen Gewerbe drückt sie den Stempel ihrer Autorisation auf. Sie concessionirt Schaubühnen und Hundekomödien, höhere Töchterschulen und Bordelle, vagirende Harfenistinnen und Gouvernanten, Spielbanken und Fröbel'sche Kindergärten, Schnapskneipen und Lesecabinete und was nicht? — Auch dasjenige, was sie unleugbar zur Sicherung der bürgerlichen Gesellschaft ausführt, deutet mit keinem Kennzeichen darauf hin, daß sie dabei vom Bewußtsein ihrer Dienstpflicht und Schuldigkeit gegen das Gemeinwohl geleitet wird. Sie verfügt das Zweckmäßige und Gute befehlshaberisch, wie auch Despoten Nützliches verfügen. Die Behörde ist der Herr, das Publikum der Unter-

than. Ihre Autorität, ihre Strafgewalt zu beweisen, das ist die Hauptsache. Ihr Ermessen der leitende Gesichtspunkt. — Nicht um Haus und Hof des Bürgers vor freventlichem Einbruch sicher zu stellen, verfolgt sie gemeingefährliche Uebelthäter — würde sie doch selbst mehr Achtung vor dem Hausrechte des Bürgers zeigen, wenn sie von solcher Absicht ausginge — sie verfolgt den flüchtigen Verbrecher aus Liebe zur Jagd, wie der Spürhund das flüchtige Wild verfolgt. Und selbst die nicht beabsichtigte Wohlthat, welche bei alledem aus dieser polizeilichen Jagdpassion der bürgerlichen Gesellschaft erwächst, wird von dieser theuer genug bezahlt. Denn um unter Tausenden von ehrlichen Leuten einen Spitzbuben herauszufinden, fordert die Polizei gebieterisch von Tausenden ehrlicher Leute den beleidigenden Nachweis, daß sie keine Spitzbuben sind. Nirgends in der Welt spielen die Legitimationspapiere eine so monströse Rolle wie in Deutschland. Ein Deutscher, der in seinem Vaterlande sich als halbwegs unbescholten legitimiren will, muß aufweisen einen Geburtsschein, einen Taufschein, einen Impfschein, seine Schulzeugnisse, seine Dienstzeugnisse, seine Militärpapiere, seinen Trauschein, seinen Bürgerbrief, seinen Heimathsschein, sein Leumundszeugniß, eine genügende Menge Fünfthalerscheine und, wenn er etwa eine Erholungsreise über den letzten Schlagbaum seines engeren Vaterlandes hinaus machen wollte, auch noch außer seinem Passe, einen von seiner Frau ausgestellten Erlaubnißschein zur Reise*). — Der ganze deutsche Mensch ist mumienhaft in seine Personalacten eingewickelt und lebendig eingesargt. Vom

*) Vergl. das vielbesprochene kunst- und polizeigeschichtliche Abenteuer, das dem Berliner Landschaftsmaler Eschke auf einer Studienreise nach Helgoland vor einigen Jahren in der freien Hansestadt Hamburg begegnete, zur Zeit als Se. Wohl- und Hochweisheit Herr Senator Blumenthal das Polizeiregiment besagter Republik führte.

Wanderleben des deutschen Handwerksburschen haben unsere Lyriker gar manches herzinnige Lied voll schelmischen Humors gesungen. Aber wie grausam spottet die Polizei der poetischen Fiction! —

Wer auch nur eine Ahnung davon hat, wie unsre armen Handwerksburschen auf den Fremdenbüreaux deutscher Polizeibehörden, wo sie von Ort zu Ort ihre Wanderbücher visiren lassen müssen, gehudelt, geschimpft und herumgestoßen werden — im Königreiche Bayern müssen sie sich sogar von jeder Ortsbehörde, nach vorangegangener körperlicher Besichtigung, bescheinigen lassen, daß sie nicht krätzig sind — der könnte höchstens an den Galgenhumor eines solchen qualvollen Wanderlebens glauben. —

Daß die Werkzeuge einer solchen „discretionären" Gewalt überhaupt nicht sonderlich geneigt sein können, ihre amtlichen Verkehrsformeln mit dem Publicum nach den Rücksichten der Schicklichkeit und der humanen Sitte zu modeln oder irgend welchen Anwandlungen von Billigkeits- und Rechtsgefühlen zu erliegen, ist nur zu menschlich wie vieles Unmenschliche. So sind hochfahrender Dünkel und brutale Herrschsucht von unsrer vaterländischen Polizeipflege untrennbare Begriffe geworden. Denn, da vom höchsten Chef der Polizei bis zum untersten Polizeisergeanten und Gendarmen, Jeder seinem Publicum gegenüber, den Tyrannen spielen darf, was soll ihm die Selbstüberwindung auferlegen, ihn nicht zu spielen? — Eben so erklärlich ist es, daß keine Beamten mehr der Bestechung — ausgesetzt sind als die der Polizei. Es liegt in der Natur ihrer Functionen. Um durch die Finger sehen zu können, muß man zuvor die Hand öffnen. Wohl taucht hie und da einmal ein Polizeihäuptling auf, der nach dem grimmen Nero den gerechten Harun al Raschid spielt. Aber liegt nicht gerade darin der Beweis, daß unsre Polizei ein total normloses,

dem persönlichen Schalten und Walten überlassenes Institut sei? —

Excellenz werden es gewiß zugestehen können, die öffentliche Meinung in Deutschland hat wenig Veranlassung, einer derartigen Polizei absonderlich hold und gewärtig zu sein. Und doch haben wir hier lediglich die polizeilich gehandhabte Hausordnung im Staate geschildert, die, als „ehrwürdiger Mißbrauch", aus jener Zeit des patriarchalischen Regiments stammt, als der liebe Gott jede vier Quadratmeilen deutscher Erde mit einem besondern Landesvater begnadete und für jede Kehrseite eines deutschen Unterthanen einen eignen Haselstock wachsen ließ. Es ist am Ende nur eine inveterirte Unart, ein fauler Fleck, der eine edle Staatsform wohl zu verunstalten, nicht aber ein in seinen Fundamenten auf Recht und Verfassung begründetes Staatswesen in seiner organischen Entwickelung zu hindern vermöchte. Ich erinnere an die Zeiten, in welchen, trotz einer solchen ressortmäßigen Polizeiwillkür, selbst noch unter absolut monarchischer Regierung, die preußische Justizpflege die traditionelle Ehre Preußens sein konnte; an die Zeit, in welcher das Volk beim Kammergerichte Schutz gegen den König suchte und fand.

Aber die enthüllte und sich immer mehr enthüllende Polizei ist mehr als ein fauler Fleck am Staatskörper; sie ist die immer weiter über den ganzen Staatsorganismus sich verbreitende Corruption, die sich alle Factoren der Regierung, vom höchsten bis zum niedrigsten dienstbar macht, alle sittlichen und rechtlichen Garantien des Staates zu hohlen Lügen verzerrt, und nur eine einzige Wahrheit bestehn läßt — die Gewalt! Es ist die politische, die tendenziöse Polizei, die, sich selbst Zweck, auch den ganzen Staat zu ihren Zwecken erniedrigt — wir können es kurz sagen — es ist der Polizei gewordene Staat! —

Excellenz! Man hat sich daran gewöhnt, die zehn Jahre lang unter dem Ministerium Manteuffel und Consorten über Preußen verhängte Herrschaft einer monarchischen Polizeigewalt für eine Episode in der Entwickelungs-Geschichte des preußischen Rechtsstaats zu halten. Völker sind eben sanguinisch wie Individuen. Sie glauben an ihre Erlösung, so oft das Joch auf ihrem Nacken ein wenig gelockert wird und der Jahre lang schwer empfundene Druck sich weniger bemerklich macht. Kann dieser Glaube auch vor der Logik der Thatsachen bestehen? — Verläuft sich eine solche Episode natürlich und leicht wieder in den Zustand normaler Entwickelung, wie die bunten Wechselbilder der dissolving views eines in das andre verlaufen? — Eben hatte uns noch die camera obscura ein winterliches Nachtstück vorgeführt, das unter der manteuffel'schen Zuchtruthe geknechtete und gemißhandelte Preußen, da erhellt sich allmälig der Hintergrund, nebelhaft vermischen sich die Konturen des düsteren Bildes mit denen einer immer kräftiger sich hervordrängenden blühenden Frühlingslandschaft — endlich ist das erste Bild ganz verschwunden und wir sehen das constitutionelle Preußen als eine schöne Gegend, die Schöpfung des Grafen Schwerin, leibhaftig vor uns.

Excellenz! So anmuthig spielt leider die Weltgeschichte nicht mit den Geschicken der Völker. Ihr unerbittliches Gesetz lautet: die Thatsache weicht nur der That; darum — wer nicht kämpft, kann nimmer siegen. — Und Sie fanden Thatsachen, gegen welche selbst erfolglos aber muthig und pflichttreu gekämpft zu haben, dem besten preußischen Staatsmanne zur Ehre gereicht haben würde. — Denn wahrlich diese Thatsachen waren mächtig. — Um eine intelligente Nation von über 18 Millionen zehn Jahre lang außer dem Gesetze erklären, einer Willkür unterwerfen zu können, wie sie so cynisch kaum eine feindliche Invasion gegen ein

durch die Gewalt der Waffen unterworfenes Land üben würde, dazu bedurfte es — und war das Volk auch noch so matt — einer Armee von willigen Schergen. Und Hr. v. Manteuffel brauchte sie sich nicht erst zu schaffen; er hat sie vorgefunden. Ueberall, allüberall, wo es in Preußen einen Oberpräsidenten gab oder einen Polizeisergeanten, von Memel bis Saarlouis, stellten sich den Regierungsmaximen des Herrn v. Manteuffel gehorsame Beamte zu Gebote, die sich von ihrem Herrn und Meister nicht erst ausführliche Instructionen zu holen brauchten, wie man Verfassungseide bricht, wie man den Rechtsboden durchlöchert, wie man einem gemißhandelten Volke höhnend die zerrissene Urkunde seiner Rechte in's Gesicht wirft. Die Willkür hat niemals ein besser geschultes, ein willigeres Heer gefunden.

Excellenz! was die sogenannte Enthüllungsliteratur über jene Zeit zu Tage gefördert, sagt dem denkenden Historiker genug. — Und doch sind es nur anekdotenhaft winzige Züge aus einer Zeit, in welcher die Staatslenker Preußens so schamlos waren groß im Niederträchtigen zu sein. Die eigentlichen Materialien zur Geschichte des Ministeriums Manteuffel liegen noch unberührt in den riesigen, zehn Jahrgänge umfassenden Actenstößen sämmtlicher preußischen Polizei- und Regierungsregistraturen, so weit als die Behörden damals geneigt waren ihre eignen Gewaltthaten zu Protokoll zu bringen.

Und, Excellenz! Sie konnten glauben zwei Lustren einer solchen Regierung mit dem altrömischen Reinigungsopfer schließen zu können? Meinen Sie, man brauche bloß ein Schwein, ein Schaf und einen Ochsen (suovetaurilia) dem Opferpriester der Gerechtigkeit zu überliefern, um Preußen zu entsühnen? —

Nein, Excellenz! Wir zählen überhaupt nicht nach Lustren und nicht nach Decennien, auch nicht nach Jubel-

jahren. Das Polizeipreußen, von dem wir sprechen, war schon vor Manteuffel da und ist noch jetzt, nach ihm, da, obwohl Graf Schwerin das Innere leitet und Hr. v. Winter Herrn v. Zedlitz ersetzt hat. Was Manteuffel's Regierung vor allen andern ominös ausgezeichnet hat, war, daß er das System einer geräuschlos wirkenden Willkür durch eben so unbesonnene als übermüthige Excesse compromittirte; die Augen der Welt gewaltsam darauf hinlenkte. — Es war allerdings eine gar verführerische Zeit für polizeiliche Orgien. Die Novemberthat hatte Preußen gerettet. Was sollte den Triumphator abhalten, sich mit den Spolien seines Sieges zu schmücken? welche Rücksicht der mit der Polizei eng conföderirten Reaction gebieten, in ihrer Siegestrunkenheit sich Mäßigung aufzuerlegen? Wozu die Larve vor dem Gesichte, wenn man das Erröthen verlernt hat? Wozu heucheln, wenn man mächtig genug ist, Recht und Gesetz verachten zu können? —

Aber auch dem längsten Novembertage, und sollte er auch zehn Jahre lang dauern, schlägt eine letzte Stunde. Der gebieterische Wille eines neu andämmernden Tages machte dem Excess ein Ende. Die Anarchie kehrte zum System zurück. Die bösen Geister, die unter Manteuffel so unmanierlich gehaust, sie wissen jetzt gar „zierlich zu spüken." Man sehe z. B. nur, wie zierlich constitutionell jetzt der Polizeipräsident Hr. Maurach zu Königsberg die Gesinnungspolizei zu handhaben weiß! Mit welcher Schonung verfolgt er die königsberger Filiale des Nationalvereins! Graf Schwerin kann nichts dagegen haben und doch könnte auch der hessen-darmstädtische Minister v. Dalwigk damit zufrieden sein. Und mit wie discreter Bescheidenheit weiß nicht der dortige Oberpräsident Hr. Eichmann seine Hingebung an das Ministerium Manteuffel, welchem er, wie ihm schon ganz Recht geschehen, den Titel eines wirklichen

Geheimraths mit dem Prädicate „Excellenz“ verdankt, in aller Stille der Vergessenheit zu übergeben! Und wie ähnlich ihm zeigt sich der ganze Troß ostpreußischer Beamten, die noch vor nicht gar langer Zeit mit augendienendem Gehorsam den Befehlen des Triumvirats Plehwe-Peters-Lindenberg zu Gebote standen! Und so überall dasselbe Schauspiel. Schade nur, daß man dem, was die Herren damals in ihrem Reactionsrausche unvorsichtig ausgeplaudert haben, mehr glauben darf, als den Grundsätzen, zu denen sie sich nüchtern bekennen. Denn im Rausche ist Wahrheit. — Was hat sich also in Preußen wesentlich verändert? — Das alte, aus dem Gefüge gerathene Uhrwerk geht wieder seinen geordneten Gang. Sie selbst, Excellenz, der Sie mit ehrlichen Intentionen diese Uhr nach mittlerer constitutioneller Zeit zu reguliren vermeinen, Sie sind nur ein Zahn am Rade; Sie helfen den Zeiger dahin rücken, wohin ein latenter Wille, an den Sie nicht glauben, ihn haben will. Wird doch selbst eine mächtigere Intention als die Ihrige das willenlose Spiel der unbarmherzigen Mechanik! — Mit einem Worte: niemals war Preußen mehr Polizeistaat als gegenwärtig, weil es niemals weniger als gegenwärtig das Recht hatte Polizeistaat zu sein.

Was hat einem an und für sich untergeordneten Factor des staatlichen Organismus eine Macht verleihen können, die im Stande ist, alle andern Functionen des Staats zu paralysiren oder ihrem Zwecke zu unterwerfen, ja sich geradezu an die Stelle des Staates selbst zu setzen? —

Ein Blick auf den Ursprung unsrer Tendenz- oder politischen Polizei beantwortet diese Frage. Der in ein System gebrachte deutsche Polizeistaat ist eine Errungenschaft des deutschen „Freiheits- oder Befreiungskrieges“, wie seiner Zeit der heilige Alliancekrieg officiell betitelt wurde. Die Wirkungen der französischen Revolution von 1789 für

deutsche Unterthanentreue unschädlich zu machen, dazu genügte bis dahin vollkommen die Stockpolizei der alten patriarchalischen Hausordnung und die Censur — ja, man konnte sogar von obenher den freien geistigen Aufschwung, der sich in der deutschen Literatur kund gab, ruhig mit ansehen, denn man wußte, daß die Geister keine Gemeinschaft mit dem Volke pflegten, daß das Ideal scheu die Wirklichkeit mied. —

Der Befreiungskrieg vom Jahre 1813/15 jedoch hatte das deutsche Volk in eine politische Querstellung zu seinen Fürsten gebracht. Den zu Vasallen des französischen Empire herabgesunkenen oder auch flüchtigen Fürsten hatte das Volk mit seinem Blute wieder zu ihren Thronen und Kronen verholfen. Nichts aber erregt mehr den Argwohn, ja geradezu den Haß der Machthaber, als denen zu Dank verpflichtet zu sein, die zu beherrschen sie sich berufen fühlen. — Die Noth der schweren Zeit hatte den deutschen Fürsten ihrem Volke gegenüber Versprechen abgepreßt, die zu halten sie niemals gesonnen gewesen — um so verdächtiger daher das Volk. Denn auch an dem bösen Gewissen der Könige sind die Achäer schuld. Und vor Allem war das Volk aus dem Befreiungskriege eben als Volk zurückgekehrt. Die Landesväter waren restaurirt, allein es fehlten ihnen die zu Unterthanen restaurirten Landeskinder. Dazu noch hatte sich das Pathos der Volkserhebung in allzulebendiger Tradition in dem wieder von seinen angestammten Herrschern regierten Deutschland erhalten. Die heißen Stichworte der Erhebung: Freiheit, Vaterland, Sklavenjoch, Geistesknechtung, heilige Volksrechte u. dgl. waren den Fürsten um so fataler geworden, als sie selbst es gewesen waren, welche dieselben, in schwungreichen Aufrufen, zündend in das Volk geschleudert hatten. Deutschland hatte, lange vor den Literaten, Polen und Juden, sogar gekrönte Demagogen. Noch

immer sang das Volk die Schlachtlieder des Befreiungskrieges, von „Freiheit, die ich meine“, vom „Gott der Eisen wachsen ließ“ und keine Knechte wollte, das Arndt'sche Lied vom deutschen Vaterlande u. dgl. Es schmückte sich mit den Farben und Symbolen eines einigen Deutschland, es stärkte turnend am Reck den Körper zu männlichen Thaten; es wurde seltsam bieder, es wurde keusch, es wurde hart; es fing sogar an Deutschland mit dem harten T zu schreiben; die Kinder kamen, nach den Vorschriften von Tacitus Germania, mit hellblauen Augen zur Welt und lichtblonden Haaren und wurden, je nach dem Geschlecht, „Hermann“ oder „Thusnelda“ getauft. Kurz, es war die wunderlichste Zeit, welche Deutschland je erlebt. Das Volk fühlte einen nicht zu bändigenden Thatendrang und wußte nicht, auf wen und was es mit der nervig geballten Faust losschlagen sollte; es glühte vor Vaterlandsliebe und das befreite Vaterland war ihm unter den Händen wieder in lauter Vaterländer zerfallen. Es glaubte vollkräftig in deutscher Geschichte zu leben, und merkte nicht, daß Alles um ihn, selbst seine eignen Thaten, wieder zum Mythos zerronnen war. Nichts war ferner von einer Revolution als die damalige Stimmung in Deutschland, die uns jetzt fast wie eine Art von erhabener Narrheit erscheint. Aber doch war etwas darin, was die deutschen Fürsten nicht mißverstehen konnten — nämlich das unverkennbare Gefühl, daß das Volk sich noch nicht so befreit fühlte, wie es ihm im Ideal vorgeschwebt, und daß es noch viel überschüssige Kraft zu verwenden hatte. Der fieberhafte unregelmäßige Pulsschlag ließ befürchten, daß das Volk aus dieser Krisis zu einer Nation genesen könnte. —

Bedenkliche Symptome für den restaurirten Absolutismus. Die Fürsten riefen die Polizei zu Hülfe. Ganz Deutschland wurde, wegen Verdachts demagogischer Um-

triebe, unter Polizeiaufsicht gestellt. Seitdem erst haben wir eine in ein System gefaßte, politische oder tendenziöse Polizei, welche mit der Aufgabe, die Throne nicht nur vor Attentaten, sondern auch vor den Gedanken und Gefühlen deutscher Bevölkerungen zu schützen, zugleich die Vollmacht erhielt, mit dem Volke nach Gutdünken zu schalten und walten.

Ob sie es gethan hat und wie? —

Die Polizei erklärte das deutsche Volk außerhalb des Gesetzes, sie verkündete das Standrecht. Doch, nein! — sie erklärte nichts, sie verkündete nichts — sie handelte nicht loyal, wie ein fremdes Heer in Feindes Land handelt; sie sagte nicht, was verboten ist, nicht, was erlaubt; aus tückischer Stille heraus beschlich sie ihre Opfer — ihr Argwohn war Gesetz und Richterspruch. — Guter Gott! was war damals nicht alles Hochverrath? — Eine einzige schwarzrothgoldne Quaste an einer Studentenpfeife genügte sämmtlichen deutschen Universitäten, einen halspeinlichen Hochverrathsprozeß zu machen. * Es war Hochverrath, ein Lied von Arndt oder Körner zu singen oder auch gedankenlos dessen Melodie zu pfeifen; es war Hochverrath, langes Haupthaar zu tragen und ohne Halstuch zu gehen; jeder Purzelbaum, den ein muthwilliger Knabe schoß, wurde für eine hochverrätherische Körperübung erklärt; es war Hochverrath, an den 13. Artikel der Bundesacte zu glauben, es war noch hochverrätherischer, daran zu zweifeln.

Um sich aller dieser unendlich vielen Hochverräther zu versichern, schuf die ohnedies geheim wirkende Polizei noch eine wirklich geheime Polizei. Der Schatten warf einen Schatten. Man brauchte Spürer, man brauchte Horcher. Es entstand jene doppelte italiänische Buchhaltung der berüchtigten schwarzen und grünen Bücher, in welchen jeder eines politischen Gedankens fähige oder eines solchen ver-

dächtige deutsche Mensch sein verhängnißvolles Conto hatte. Und dennoch war es der Polizei nicht um die Ruhe eines Kirchhofs zu thun. Im Gegentheil! Sie bedurfte der Unruhe, der lauten Störung, „es fehlte ihr an Beängstigung“, wie Shakespeare seine Frau Hurtig sagen läßt, sie that Alles, um, wenn's noch nöthig gewesen wäre, nach oben hin die Unentbehrlichkeit und das Verdienst ihres Wirkens darzuthun, sich immer mehr ihrer Machtgeber zu bemächtigen. —

Doch, Excellenz! wozu im Detail eine Zeit schildern, die zu vergessen keine deutsche Regierung, auch die nicht, welche durch Ihre Ministerführung bezeichnet ist, uns bisher gerechte Veranlassung gegeben? —

Verwandelt sich ja die ganze Geschichte unsres Vaterlandes seit dem Jahre 1819 zu einer Geschichte der Polizei! Der Kampf deutscher Intelligenz gegen Alles, was den Geist in Fesseln schlägt, galt im Grunde nur jener finistren Macht; jeder politische Fortschritt, jeder moralische Sieg des deutschen Volkes mußte derselben abgerungen werden, und blieb doch stets durch sie in Frage gestellt. Denn der Staat selbst war Polizei geworden! —

Enthält die Registratur des Bundestagspalais in Frankfurt a/M. auch nur ein einziges wichtiges Actenstück, das ihm seit dem Beginn seiner Wirksamkeit bis auf den heutigen Tag eine andere Bedeutung geben könnte, als die der obersten Polizeibehörde der gegen ihr Volk conföderirten oder verschwornen Fürsten Deutschlands? Welche Thätigkeit hat je unsere deutsche Diplomatie entwickelt, die in eben dem Maße dem Vaterlande zu Nutz und Frommen gereicht hätte, als die zur Handhabung der Gesinnungspolizei vereinbarten Karlsbader Beschlüsse Schande und Unglück über Deutschland gebracht haben? — „Nicht ohne Schaudern, und jetzt, nach so vielen Jahren, bei freiem Rückblick, nicht ohne Erbarmen, sieht man die stumpfen, herzlosen

Diplomaten am traurigen Werk, der eignen Nation schmachvolle Fesseln anzulegen, und sieht sie im Dünkel und Wohlleben sich freuen und rühmen, alle Vortheile der Zwangsherrschaft auf ihrer Seite zu haben," sagt ein geistvoller Zeitgenosse von Metternich, Gentz, Adam Müller u. A., der, selbst Diplomat, sich eine glänzende Carriere durch nichts verderben konnte als durch das bei Diplomaten unerhörte Unglück, ein ehrlicher Mann zu sein; sagt Varnhagen von Ense*). — So ging es von oben die ganze sprossenreiche Stufenleiter der staatsamtlichen Hierarchie hinunter, und von unten wieder aufwärts. Das ganze Beamtenthum wurde zum Dienste des Polizeistaats dressirt, wo es sich etwa nicht mit zuvorkommender Gelehrigkeit selbst zur Disposition stellte. Das brutale „Zaruck!" des Gendarmen wurde das Motto Preußens und Deutschlands.

Die Volkserhebung vom Jahre 1848 war aller Orten in Deutschland ein bewaffneter Protest gegen den nicht mehr zu ertragenden Polizeistaat. In der Schule bitterer Erfahrungen war das deutsche Volk von seinem ziellosen platonischen Freiheitsdrange zum vollen Bewußtsein seiner politischen Lage genesen. Es hatte an seinem gemißhandelten Rechte — sein Recht; an der Erniedrigung Deutschlands — die Feinde von Deutschlands Größe erkannt; es war zu der Ueberzeugung durchgedrungen, daß es im Vaterlande nichts geben durfte, was nicht des Volkes ist. Die Revolution siegte. Der Polizeistaat war plötzlich verschwunden; deutsche Bürger konnten aus beschwornen Verfassungsurkunden ihre verbrieften Rechte lesen; als wäre es von einem Zauberstabe berührt worden, war Deutschland plötzlich so groß, wie sein patriotischer Sänger es in der

*) Vergl. Varnhagen's Nachwort zu „Tagebücher von Friedrich von Gentz." Leipzig 1861.

Vaterlandshymne lange, lange vergebens erfragt hatte, und Alles war des Volks worden — selbst die Fürsten. —

Aber das Jahr 1848 hatte die alte Polizeiherrschaft nicht vernichtet. Sie hatte die Flucht ergriffen vor der hellen Sonne des Märzes; sie kam wieder in die Nebel des November gehüllt. War es einer solchen Macht zuzutrauen, daß sie vor den Verfassungseiden Halt machen würde, welche die deutschen Fürsten dem Volke geschworen, wie die Revolution Halt gemacht hatte vor den Thronen der Fürsten? daß sie neben oder über sich ein Gesetz dulden würde, welches ihren Willen einschränkte? — Das hieße ihr zumuthen, ihr eignes Wesen aufzugeben; sich, wie ein Mandarin den Bauch aufzuschlitzen, weil sie durch die Revolution gekränkt worden. Nein, die Polizei war geblieben, was sie gewesen. Sint ut sunt aut non sunt — lautet der bekannte Jesuitenwahlspruch. Und in der That gleicht die sich enthüllende Wirksamkeit der Polizei seit der Staatsrettung jenem dämonischen System, mit welchem der Jesuitismus einst Könige und Völker beherrscht und demoralisirt hat. Ja wir können das Gleichniß fallen lassen, um von der Wirklichkeit zu sprechen. —

Die Polizei war wiedergekommen, auf's innigste verquickt mit der Reaction. Sie war Reaction geworden, d. h. nicht bureaukratische Reaction, im höhern Auftrage, sondern reactionäre Partei, auf eigne Hand; — und die Reaction war Polizei geworden. Wir sprechen von beiden, wenn wir von dem incarnirten Jesuitismus der Reaction sprechen.

Herr von Holtzendorf, der vor kurzem die Entdeckung gemacht hat, daß die Brüderschaft des Rauhen Hauses zu Hamburg eine protestantische mönchisch jesuitische Ordensverbindung sei, hätte auch noch beweisen können, daß diese eine Filiale jener weitverbreiteten und mächtigen Reactionsverbrüderung ist, welche unermüdlich daran arbeitet, Preußen,

und nach ihm Deutschland, zu einem einzigen großen Rauhen Hause umzugestalten. Wer die Moral dieses Ordens an der Quelle kennen lernen will, der braucht bloß die casuistischen Controvers- und Missionspredigten zu studiren, mit welchen der Rundschauer der Neuen Preußischen Zeitung unter dem Zeichen des Kreuzes (in hoc signo) die Gläubigen fanatisirt. — Ueberall, aus bald salbungsvollen, bald cynischen Deductionen einer überdreisten Sophistik, klingt uns als Grundton das jesuitische: Haereticis non est servanda fides entgegen, d. h. der Rechtsboden vom Jahre 1848 muß durchlöchert werden; constitutionelle Eide haben keine bindende Kraft u. s. w.

Und ist das Dogma vom „König von Gottes Gnaden", für welches die neupreußische Polizeireaction voll schwärmerischer Hingebung nicht gerade sich, aber ihre politischen Gegner mit Freuden todtschlagen ließe, etwa weniger mystisch als das Dogma von der unbefleckten Empfängniß, für welches der katholische Irrwahn mit Feuer und Schwert gekämpft? — Nur daß mit der eifrigen Vertheidigung ihres Dogma's unsere Kreuzzeitungs-Jesuiten jesuitischer sind als diejenigen, welche, nach dem Ordensgelübde des heiligen Ignatius von Loyola, die fleckenlose Reinheit der Jungfrau Maria gegen alle Welt zu vertheidigen auf sich genommen. Das Wunder muß hier gar sehr eigensüchtige Mentalreservationen decken. Sind die Dynasten, rein metaphysische, sich selbst zur Verherrlichung, unmittelbar aus Gottes Gnade hervorgegangene Existenzen, dann gehört ihnen auch, von Gottes wegen, das angestammte Land erbrechtlich zu als geheiligter Besitz, als ein von Gott ihnen als Pathengeschenk auf die Wiege gelegtes Landgut mit sämmtlichen Unterthanen und sonstigem lebenden und todten Inventarium; so ungefähr wie das Riesenkind die Ackersleute mit Pflug und Pferd angesehn, die es vom Felde

aufgenommen und in seiner Schürze als Spielwerk mit nach Hause getragen. Sie selbst, Excellenz, scheinen in dem Momente, in welchem sie den Tractat gegengezeichnet, der preußisches Land und Leute dem Fürsten von Wied als Eigenthum überlieferte, Preußen aus dieser nicht gerade constitutionellen Riesenperspective angesehen zu haben. — So ansteckend ist ein mystisches Dogma selbst für Leute, die nicht daran glauben, ja, die wie Ew. Excellenz, nicht daran glauben dürfen.

Muß aber nicht auch an diesem göttlichen Vorrechte des Königthums von Gottes Gnaden Alles einen Antheil haben; was auch seinen göttlichen Ursprung daraus beweisen könnte, daß es keine lebendige Wurzel in dem ruchlosen Boden unserer Zeit zu schlagen vermag — feudale Institutionen und Menschen? Nicht ohne Grund und eben so wenig für menschliche Anschauungen zu fassen, predigt daher die Kreuzzeitung auch von Obrigkeiten, die von Gott sind und von „Gottes Zucht und Ordnung", wozu natürlich nicht die constitutionelle Obrigkeit, nicht verfassungsgemäße Zucht und Ordnung gehören, von denen der unconstitutionelle Gott nichts wissen will. Darum auch schwärmen märkische und hinterpommersche Junker, die sonst wenig Anlage zur Schwärmerei haben, ganz besonders für das Mysterium von der Gottes Gnade, das auch sie einst wieder mit der verlornen Herrlichkeit ihrer angebornen feudalen Rechte bekleiden wird. Und, Excellenz, es gibt Junker, die nicht gering von dieser feudalen Herrlichkeit denken. Es liegt gewiß den edlen Abkömmlingen derer von — itz, plitz, — schitz — witz ꝛc. der Gedanke gar nicht so sehr fern, daß ihre Ahnherren, die gestrengen Ritter vom Stegreif, schon Jahrhunderte hindurch an den Landstraßen wandernde Kaufleute überfallen und ausgeplündert haben, bevor die Markgrafschaft Brandenburg die Burggrafen von Nürnberg kennen zu lernen die Ehre gehabt. Ich könnte Ew. Excel-

lenz Leitartikel der Kreuzzeitung nachweisen, in denen, mit tiefster Devotion, ganz leise darauf hingedeutet wurde, daß es in Preußen einen ältern Adel gibt, als den seiner Könige. —

Natürlich, daß die reactionäre Gesinnungs- und Tendenzpolizei mit einem an den Fanatismus der Inquisitionstribunale erinnernden Eifer Alles verfolgte, was sich des constitutionellen Widerstrebens gegen das Dogma des Königthums von Gottes Gnaden schuldig oder des ketzerischen Abfalls von demselben verdächtig gemacht. Natürlich auch, daß Polizei und Reaction in der Anwendung ihrer Mittel eben so wenig gewissenhaft und ekel waren als der katholische Jesuitismus zur Erreichung seiner Zwecke es je gewesen. Man scheute vor keiner Gewaltthat, vor keiner Schandthat, mochte sie auch noch so cynisch sein. Die Ordnung der Dinge hätte sich umgekehrt. Friedliche Leute wurden von Polizeihäschern gemißhandelt, ehrenhafte Männer unter die Ueberwachung von Observaten gestellt. Reichte doch — man kann dem unglücklichen Wortspiele kaum aus dem Wege gehen — die Loyalität unserer Loyolen so weit, selbst den Thronfolger Preußens, wegen seiner des Constitutionalismus verdächtigen Gesinnungen, unter die Aufsicht eines vielfältig bestraften Zuchthäuslers zu stellen! (Prinz v. Preußen, General v. Gerlach, Regierungspräsident Peters, Emil Lindenberg!) Man kann nie genug und nie mehr als jetzt an diese allbekannte Thatsache erinnern. — Die Reactionspolizei verkündete eine indulgentia plena Allen, die ihr mit Eifer dienten; sie theilte Ablaßzettel aus für begangene und noch zu begehende Sünden. Die Beamtenfelonie, welche die neueste Gegenwart zu enthüllen angefangen, was ist sie anders, als eine Folge jenes Systems? — Der Zweck heiligte — Patzke. — Es gibt keine Sphäre des bürgerlichen wie des staatlichen Lebens, die nicht von der Reactionspolizei beherrscht und beeinflußt gewesen wäre; die niedrigste, wie die höchste und

allerhöchste. Der Polizeipräsident, welcher vor dem constitutionellen Minister Zutritt zum Könige hat, um ihm Vorträge über öffentliche Zustände zu halten, erinnert er nicht an jene königlichen Beichtiger, deren Beruf es war, den Königen die Freiheit gerechter Entschließungen zu rauben, damit Niemand herrsche als der herrschsüchtige Priester? —

In Nichts aber dürfte Absicht wie Wirkung der Reaction sich bedeutungsvoller charakterisiren als in der Stellung, welche sie der Armee zum Volke zu geben, oder richtiger, in welche sie die Armee gegen das Volk zu drängen gewußt. Keine Institution des preußischen Staats sollte mehr der Ausdruck des preußischen Volksgeistes, keine inniger mit volksthümlichen Sympathieen verwachsen sein als die Armee. Sie ist Blut vom Blute des Volks. Denn in stetiger Ergänzung aus dem Volke heraus trägt sie noch immer lebendig die Tradition jenes Volksheeres, welches die bei Jena verlorne Waffenehre Preußens glorreich wieder herstellte. Die Söhne haben die Stellen ausgefüllt, in denen einst ihre Väter geblutet. Aber auch mit dem Schweiße seines Angesichts hat das preußische Volk von damals bis heute diese Armee zu erhalten gehabt. Bessere Rechner als ich dürften im Stande sein, die gigantischen Millionensummen in ihren steigenden Zinsen zu berechnen, welche, während eines nunmehr fast 50jährigen Friedens, das preußische Volk in klingenden Budgetsteuern und in der dem Erwerbe entzognen Arbeitskraft für sein Heer aufzubringen gehabt. Aber Excellenz werden mir beipflichten, daß es nicht zu kühn ist, wenn ich behaupte, daß diese Kraft und Summen auf die Beförderung des Nationalwohlstandes verwendet, Preußen zu dem blühendsten Lande Europas, ja der Welt hätten machen müssen. Ob es nöthig war, Preußens Bürgern während dieser langen Friedenszeit so enorme Opfer aufzuerlegen, das zu untersuchen ist hier meine Sache

nicht. Aber war es nöthig, diese Armee ihrem geschichtlichen Ursprunge zu entfremden, sie zur Verläugnung ihres lebendigen, organischen Zusammenhanges mit der politischen Entwicklung Preußens zu zwingen? Mit der von der Reaction dictirten Bestimmung, daß die Armee der Pflicht enthoben oder es ihr nicht gestattet sei, den Eid auf die Verfassung zu leisten, ist eine tiefe, nicht zu überbrückende Kluft zwischen dem Heere und dem Volke Preußens gerissen worden. Wer noch zweifeln kann, daß die Reaction die Verfassung nicht will, dem sagt es diese Maßregel. Denn was ist wohl natürlicher, als daß gerade, vor allen andern Institutionen des Staates, die Macht, welcher die Führung von Wehr und Waffe anvertraut ist, gelobt, das oberste Gesetz des Staates, durch welches König und Volk gegenseitig ihre Rechte festgestellt haben, heilig zu halten, es zu schützen gegen innere und äußere Feinde? —

Und mit welchen kläglichen Sophismen vertheidigt die Reaction diese Maßregel! —

Die militärische Disciplin, sagt sie, fordert, daß der Soldat sich keiner andern Pflicht bewußt sei, als der des unbedingten Gehorsams gegen seine Vorgesetzten. — Aber ist denn die preußische Armee eine Horde zusammengelaufener Soldknechte, die nur mit der eisernen Ruthe der Disciplin zu regieren sind? — Würde der Soldat doch in der Verfassung das Gesetz beschwören, das Treue und Gehorsam von ihm fordert; handelt ja die Verfassung selbst von den Pflichten des Soldaten und seinen Rechten! (Art. 38 und 39.) — Oder meint Ihr, daß es Gefahr bringe, dem preußischen Soldaten die Ehre des selbstbewußten Gehorsams zu gönnen, ihm das Nachdenken über seine Pflichten und Rechte zu gestatten, warum fordert Ihr dann von ihm, daß er feierlich ein noch heiligeres Gesetz als die Verfassung beschwöre, das seinen Gehorsam in Gewissensconflicte mit

dem Gebote Gottes bringt? Warum fürchtet Ihr nicht, daß der Soldat Meuterei aus dem Katechismus und der Bibel lese, die Ihr ihm in die Hände gebt, an die Ihr ihn so oft mahnt? Stimmt etwa das Gebot: „Du sollst nicht tödten," oder das Gebot Christi: „Liebet eure Feinde" oder das apostolische: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" mit den Geboten der Kriegsartikel überein? Könnte nicht das feierliche Liebesmahl, zu dem Ihr die Soldaten regimenterweise in die Garnisonskirchen commandirt, Scrupel bei diesen erregen gegen die Heiligkeit der Lehre vom Zündnadelgewehre und vom Bajonettfechten? — Und wir fragen, beweisen nicht die Artikel, mit denen die Presse der Reaction unausgesetzt die Armee haranguirt; ihre schlecht verhehlten Hoffnungen und Erwartungen, die sie von der reactionären Parteigesinnung derer hegt, welche „des Königs Rock" tragen; der Eifer, den sie in der Beschönigung von Militärexcessen entwickelt, die gerade in letzter Zeit, als sollten sie ausdrücklich die „neue Aera" illustriren, mehr und empörender als je vorgekommen, — zeigt das nicht Alles, die Reaction wolle keineswegs, daß der Soldat keine Meinung habe, sondern, daß er nur eine Meinung habe?

Aber die Vereidigung des Heeres auf die Verfassung ist überflüssig, da ja der König in seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr die Verfassung für die Armee beschworen hat — sagt die Reaction, so oft über die Vereidigung des Heeres in den Kammern und der Presse debattirt wird. — Es gibt kaum einen plumperen, sophistischeren Voltenschlag, um die Verfassungsgarantieen dem preußischen Volke unter den Händen fort zu escamotiren. Wäre der constitutionelle König — was die Verfassung nicht sagt — der Herr, der absolute Inhaber oder Eigenthümer des Heeres, wie der absolute König es gewesen — wäre das Heer die Heerde

des Königs, so wäre jenes Argument ebenso richtig als überflüssig; aber Artikel 46 lautet: „Der König führt den Oberbefehl über das Heer," d. h. er ist der erste Offizier, der erste General der Armee. Preußen hat aber auch ein Beamtenheer, das in hierarchischen Abstufungen sein Oberhaupt, seine Spitze zuletzt in dem Könige findet. Dennoch müssen alle Beamten der Justiz wie der Administration, der Schule wie der Kirche, vom höchsten bis zum niedrigsten, der Verfassung schwören und das mit Fug und Recht, denn kein Hochgestellter vermag das Gewissen seiner Untergebnen auf seinen Amtseid zu nehmen. Hätte es wirklich einen Sinn, daß der König, als der höchste Vorgesetzte des Heeres, den Verfassungseid für jeden Einzelnen im Heere schwört, warum sollte es dann widersinnig sein, wenn man dem Könige zumuthete, auch den Fahneneid für die ganze Armee zu leisten? —

Wie wenig sich thatsächlich die Armee durch diesen vom Könige geleisteten Verfassungseid gebunden fühlt, geht schon daraus hervor, daß Offiziere des preußischen Heeres eigenmächtig ihren Untergebenen die freie Ausübung ihres religiösen Bekenntnisses verbieten und so sich erlauben dürfen, anderer Meinung zu sein als die Verfassungsurkunde, welche ihr höchster Kriegsherr feierlichst beschworen. Aber dieses Manöver, zwischen König und Verfassung ein inconstitutionelles Heer zu drängen, ist zugleich ein wahnwitziger Frevel am Könige selbst. Denn indem es dem Könige mit dem Heere ein willenloses Werkzeug in die Hand spielt, welches stark genug ist, das Recht des Landes wieder dem Gelüste unbeschränkter Alleinherrschaft zu unterwerfen, setzt es das Gewissen des Staatsoberhauptes der gefährlichsten aller menschlichen Versuchungen aus*); säet und erhält es Miß-

*) The abuse of greatness is, when it disjoins
Remorse from power — — —
Shakespeare, Julius Caesar.

trauen zwischen Fürst und Volk; erniedrigt es die Stellung des Fürsten zu den Zwecken einer herrschsüchtigen Partei. Denn thatsächlich setzt die Reaction sich selbst durch den Fürsten in den Besitz des Heeres, das für sie, trotz aller hochtrabenden Ehrenphrasen, nichts bedeutet als die Gendarmen, die Polizeisoldaten des Polizeistaats. Ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, hat das Heer mit Gewehr beim Fuß, im friedlichen Dienst der Wachtparaden, während einer langen Friedenszeit, die Schlachten des Polizeistaats geschlagen gegen den Rechtsstaat. Die physische Bedeutung der Bajonette genügte der Reaction. Das Heer war für sie eine Figur auf dem Schachbrette des Staates. Sie brauchte es bloß zu ziehen und in seiner Stellung beharren zu lassen, um die politische Entwicklung Preußens, Decennien hindurch, im Schach zu halten. — Auch die kurzen kriegerischen Episoden nach 1848 wurden von der Reaction beherrscht. In ihrem Interesse allein wurde der Waffenstillstand von Malmö geschlossen und die Schlacht bei Bronzell geschlagen. Den constitutionellen König wieder für den Polizeistaat zu erobern, das ist die Aufgabe, welche seitens der Reaction der Armee so lange zugetheilt bleiben wird, bis die vereidigte Armee auf dem Boden der Verfassung steht.

Excellenz! Man könnte fast eine Art von Bewunderung vor dem feinen Kopf empfinden, der den preußischen Polizeistaat oder die Reaction in ein solches, anscheinend sinnreich durchdachtes System zu fassen gewußt — wenn ein solcher Kopf nur zu finden wäre. Aber das ist eben das Beschämende für die Geschichte Preußens, daß dieses in seinen Wirkungen und demoralisirenden Einflüssen der Allmacht des ausgebildeten Jesuitismus gleichkommende System nicht aus dem Genie eines Ignaz von Loyola hervorgegangen ist — es ist die Schöpfung der plumpen Gewaltthat. Preußen erlag nicht dem Witze eines

Dämons, der mit seinen Lügenkünsten die Vernunft argloser Völker berückt. Preußen hatte nicht aufgehört, der Staat der Intelligenz zu sein. Die Reaction hat in ganz Preußen, in ganz Deutschland keine Ueberzeugung erschüttert; Niemand glaubt weniger als die Kreuzzeitung, daß sie mit ihren Kapuzinaden auch nur einen einzigen Convertiten gemacht hätte oder machen könnte. Nein, die Reaction konnte Preußen beherrschen — weil die Ueberzeugung keinen Charakter hatte, weil das Recht sich gar zu willig hat Gewalt anthun lassen. Es kann nicht wegen stuprum violentum klagbar werden.

Welches Vertrauen kann eine „neue Aera" einflößen, die aus solchen Zuständen hervorgegangen? —

Doch habe ich vielleicht unsere Zustände nur Grau in Grau gemalt, weil ich auf meiner Palette keine heitereren Farben vorgefunden? — Sollte ich die bedeutungsvollen Anzeichen des wiedererstandenen Rechtes über die Widerwärtigkeit meines Themas übersehen haben? Man weist auf den Sieg hin, den die gute constitutionelle Sache in der Huldigungsangelegenheit davon getragen und, wie die Zeitungen erzählen, ganz besonders durch Ew. Excellenz eifrigste Mithülfe. Allein, Nichts gerade scheint mir ein bedenklicheres Zeugniß für die Rechtsgarantieen abzugeben, welche die neue Aera bietet, als daß seit vielen Wochen in erbitterten Controversen der Tagespresse und im Schooße des Ministeriums eine Frage debattirt werden konnte, die gar keine Frage ist, keine Frage sein darf — daß das Selbstverständliche als ein Sieg der guten Sache begrüßt werden konnte. — Ein Huldigungseid, nach alter Weise von Ständen dem Könige geleistet, hätte Nichts weniger gesagt, als daß die „Verfassungsurkunde für den preußischen Staat, nebst allerhöchster Botschaft vom 31. Januar 1850. Gedruckt zu Berlin in der Decker'schen Geheimen Ober-Hofbuch-

druckerei" nur ein einziger Druckfehler gewesen wäre. Ist es etwa ein Triumph der gesunden Vernunft, wenn nach langen und heißen Kämpfen der Behauptung gegenüber, daß $2 \times 2 = 5$ ist, die gute Sache des Einmaleins Recht behält? Nein, man müßte es als einen Sieg des Unsinns beklagen, daß ein solcher Kampf auch nur möglich gewesen. Und hier hatten wir es nicht bloß mit Sinn und Unsinn, sondern mit Recht oder Unrecht zu thun. Und deutet die Siegesfreude nicht darauf hin, wie leicht beim nächsten ähnlichen Kampfe der Sieg sich für die Sache des Unsinns und des Unrechtes entscheiden könnte? — Oder sollen wir vielleicht Erhebung aus der officiellen moralischen Entrüstung schöpfen, mit welcher Herr von Schleinitz in der Macdonald-Affaire gegen die beleidigenden Noten Lord Palmerston's aufgetreten ist? — Excellenz! Auch diese Angelegenheit ist leider, bei Licht besehen, weniger dazu angethan, in der Brust des Preußen ein Gefühl patriotischer Genugthuung zu erwecken, als das des Neides über die bevorzugte Stellung, deren sich Ihrer Majestät von Großbritannien Unterthanen auf deutschem Grund und Boden vor deutschen Bürgern zu erfreuen haben. Welche Anstrengung hat nicht die preußische Regierung gemacht oder machen müssen, um zu beweisen, daß preußische Behörden berechtigt waren, einen Engländer, der sich in Preußen gesetzwidrig benommen hatte, nach preußischem Gesetze zu strafen! Disciplinar-Untersuchungen gegen die betheiligt gewesenen Beamten werden eingeleitet, Zeugenverhöre in Masse angestrengt, Staatsanwälte vernommen, neue Actenstücke angelegt; unsere ganze Tagespresse rückt, commandirt und freiwillig, wie zu einem heiligen Kriege, in's Feld gegen die Schmähartikel der englischen Presse; die zwischen Lord Palmerston und Herrn v. Schleinitz gewechselten Noten werden immer fulminanter, man steht fast vor einem Bruche mit England, und das Alles, weil Herr Mac-

donald wegen flegelhaften Benehmens eine Nacht in einem preußischen Polizeigefängnisse zugebracht. — Was aber ist Seitens unserer Regierung in den unzähligen und flagranten Fällen geschehen, in denen preußische Bürger Gerechtigkeit und Hülfe gegen frivole Gewaltthaten suchten, die ihnen von vaterländischen Polizeibehörden angethan worden? Welchen Schutz, welche Genugthuung haben sie gefunden? Wurden Untersuchungen eingeleitet, Acten aufgenommen, Disciplinarstrafen verhängt? Oder wurde den Klagenden bewiesen, daß ihnen nach den Gesetzen Recht geschehen sei? — Excellenz! Sie werden es mir gewiß gern erlassen, Ihnen thatsächlich den Beweis zu führen, daß preußische Bürger ohne Zahl blos ihrer mißliebigen Gesinnungen wegen, jeder amtlichen Willkür Preis gegeben waren, amtlich gemißhandelt werden durften. Sie werden wissen, was jeder Preuße weiß. — Aber fragen möchte ich, hat in Preußen blos der Minister des Auswärtigen die Handhabung von Gesetz und Recht zu überwachen, damit keinem reisenden Engländer ein Unrecht geschieht? — Glauben Sie, Excellenz, weder die englische Presse noch das englische Ministerium würden es gewagt haben, in der Macdonald-Angelegenheit so hochfahrend gegen Preußen aufzutreten, wenn nicht Ausländer, unter dem Schutze ihres Vaterlandes, prätendiren dürften, von deutschen Behörden nicht so behandelt zu werden, wie deutsche Bürger in Deutschland es schweigend erdulden müssen. Die enthusiastische Acclamation, mit welcher das Abgeordnetenhaus der Erklärung des Herrn v. Schleinitz gegen die Note Palmerston's die Weihe ertheilt hat, war nichts als Phrase, nichts als das hohle Pathos der eigenen Thatenlosigkeit. Nicht anders war es mit jenem declamatorischen Aufschrei der Entrüstung, mit welchem das „hohe Haus" den Ordnungsruf adoptirte, den Herr Simson dem polnischen Abgeordneten von Niegolowski, wegen dessen

Aeußerung: „Wenn man uns das Recht verweigert, drückt man uns den Revolver in die Hand!“ ertheilt hatte. Es war den Herren Abgeordneten bisher selten so gut geboten worden, sich Angesichts des Landes so loyal erhitzen zu können. Aber wozu der Lärm? Verdiente Herr v. Niegolowski wegen seiner Aeußerung einen Ordnungsruf, so war solcher lediglich von Seiten seiner Partei motivirt. Denn drohte er mit einer That, zu welcher die national polnische Partei sich entschließen könnte, so war das ein politischer Fehler; war seine Drohung der Einfall seines eigenen Kopfes, so war es eine Renommage. Das Abgeordnetenhaus aber hatte allen Grund mit solcher, immer männlichen Offenheit, im vaterländisch-deutschen Interesse, zufrieden zu sein. Hielt man es aber für ein ruchloses Attentat, auch nur das bloße Wort „Revolver“ als Drohung einer Versammlung auf die Brust zu setzen, so möchten wir fragen, ob es nicht eine weit größere Ruchlosigkeit ist, die Vertreter politischer Meinungen, Publicisten oder Abgeordnete, vor die Mündung einer Pistole zu fordern, um sie statt mit Gründen, mit Pulver und Blei zu widerlegen, wie solches vor unsern Augen oft genug in letzter Zeit geschehen ist? Wir haben bis heute von den Vertretern des Landes keinen Schrei der Entrüstung, keinen Protest gegen solchen Frevel gehört, eben so wenig den Ordnungsruf derer, welche die öffentliche Ordnung zu handhaben berufen sind. Der Codex des Junkerthums, welcher das Duell gebietet, ist eben stärker als das Landesgesetz, welches das Duell verpönt; stärker als die gesunde Vernunft, welche das Duell für einen Wahnwitz, stärker als die Moral, welche es für einen Frevel erklärt; stärker als das Gebot dessen, den der Feudalismus zerknirscht aus dem Staube Herr! Herr! anruft. — Es ist die Demoralisation des Polizeistaats, die des Gesetzes spotten, Vernunft und Sitte, als den Aberglauben der Plebejer, verachten darf; die

selbst den Gott, von dessen Gnade die Könige sind, unter den Ehrenrath gestellt hat.

Excellenz! Das ist die Signatur der „neuen Aera.“ — Wir suchen vergebens nach größern Haupt- und Staatsactionen in den Berliner Blaubüchern, in den Zeitungen, in den stenographischen Berichten.

Die Philister aber sind guter Dinge. Sie freuen sich des hübschen Sterns zum rothen Adlerorden, mit dem suum cuique darauf, mit welchem das officiöse ministerielle Organ dem Landwehrkreuze der Kreuzzeitung ein Paroli bietet. Sie klopfen beständig an dem Barometer herum und freuen sich der gnädigen Laune des Tages, wenn das Quecksilber um ein paar Linien steigt. Sie vergessen aber, daß wir in einer politischen Aequinoctialzeit leben, in der bekanntlich die Barometer niemals richtig zeigen. Keiner aber weiß, ob es die Herbst- oder Frühlingsäquinoctien sind. Sie selbst wissen es nicht, Excellenz, der Sie nicht nur den Kalender, sondern auch die Zeit zu machen berufen sind. —

Excellenz! Warum ist Preußen nicht so groß, als seine Widersacher fürchten, daß es sein könnte, wenn es sich entschlösse, groß zu sein? Warum enthält das Berliner Blaubuch keine energische Note, wie die des Herrn v. Schleinitz an Palmerston, gegen die Würzburger und die neuen deutschen Rheinbundsfürsten, welche offen und beleidigend gegen Preußen intriguiren? Warum schläft noch immer der alte Barbarossa im Kyffhäuser, trotz des Waffenlärmens, welches die große preußische Armee auf Paraden und Feldmanövern vollführt!

Das an Ihrem Ministerium sich enthüllende Preußen erspart die Antwort. — —

Was kann helfen?

Es ist traurig, es sagen zu müssen. Es giebt nicht wenige brave Patrioten, die es mit blutendem Herzen

echen, ein zweiter Tag von Jena thue Preußen

—

Staaten aber, auf die der Pessimismus speculirt, haben schick verdient. —

Der große Mann aber, der, wie auch die Geschicke ns sich gestalten mögen, früher oder später mit Preu- ser ganzes Deutschland zum Rechte und zur Freiheit wird, er lebt bereits, wenn auch unter dem Banne lizeistaats, der den kommenden Messias in ihm er- hat. Er wird gerade an dem Tage dasein, an wel- as preußische Volk da sein wird, wie ein Mann.

bis dahin werden Deutschland und Preußen in Ge- erharren, wie ich die Ehre habe zu verharren als

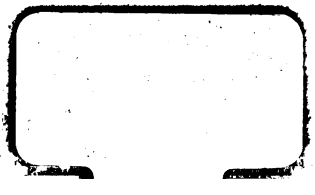
Ew. Excellenz

gehorsamster

Ostpreuße an der Elbe.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

NOV 17 1924